

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie  
und Sozialwissenschaften

169



Ruth Rehmann: Übermorgen Sonnenschein

**Feministische Wirklichkeitsarbeit**

Kornelia Hauser, Margaret Atwood,

Cora Kaplan, Teresa de Lauretis

Noam Chomsky: Mittelamerika

Heidegger in der praktischen Philosophie

# Das Argument

Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften

Herausgegeben von Frigga Haug und Wolfgang Fritz Haug

## *Ständige Mitarbeiter*

Heinz-Harald Abholz (Berlin), Detlev Albers (Bremen), Günther Anders (Wien), Georg Auernheimer (Marburg), Ursula Beer (Bielefeld), Theodor Bergmann (Stuttgart), Jutta Brückner (Berlin), Hans-Ulrich Deppe (Frankfurt/M.), Bruno Frei (Wien), Kuno Füssel (Münster), Karlheinz A. Geißler (München), Helmut Gollwitzer (Berlin), Heiko Haumann (Freiburg), Josef Held (Tübingen), Jutta Held (Osnabrück), Eike Hennig (Kassel), Dieter Herms (Bremen), Klaus Holzkamp (Berlin), Urs Jaeggi (Berlin), Baber Johansen Berlin, Heiner Keupp (München), Arno Klönne (Paderborn), Michael Krätke (Amsterdam), Annette Kuhn (Bonn), Thomas Metscher (Bremen), Oskar Negt (Hannover), Brita Rang (Amsterdam), Helmut Ridder (Gießen), Dorothee Sölle (Hamburg), Karl Hermann Tjaden (Kassel), Antje Vollmer (Bielefeld), Rainer Zoll (Bremen)

## *Redaktion*

Dieter Borgers, Karl-Heinz Götze, Sibylle Haberditzl, Frigga Haug, Wolfgang Fritz Haug, Birgit Jansen, Peter Jehle, Helga Karl, Thomas Laugstien, Nora Räthzel, Jo Rodejohann, Werner van Treeck, Thomas Weber, Frieder O. Wolf, Erich Wulff

## *Autonome Frauenredaktion*

Sünne Andresen, Claudia Gdaniec, Frigga Haug, Kornelia Hauser, Gisela Jakob, Birgit Jansen, Barbara Ketelhut, Andrea Krug, Martina Löw, Jutta Meyer-Siebert, Nora Räthzel, Eva Stäbler, Ellen Woll

*Redaktionssekretariat:* Thomas Laugstien, Gerwin Klinger

## *Redaktionsanschrift*

Tegeler Straße 6, 1000 Berlin 65, Telefon: (030) 461 80 49

*Verlagsleitung:* Georg Stenzaly

*Werbung:* Andrea Krug

*Umschlaggestaltung:* Johannes Nawrath *Foto:* John Gutmann

## *Verlagsanschrift*

Rentzelstraße 1, 2000 Hamburg 13, Telefon: (040) 45 60 18 und 45 36 80

## *Auslieferung für Buchhandel*

Rotation, Mehringdamm 51c, 1000 Berlin 61, Telefon: (030) 692 79 34

## *Abo-Auslieferung*

Hundertmorgen, Postfach 11 52, 6107 Reinheim 2, Telefon: (06162) 16 74

ISSN 0004-1157

Das Argument erscheint 1988 in 6 Heften (alle 2 Monate). Jahresumfang 924 Seiten. — Einzelheft 14,- DM; Stud., Schüler, Erwerbslose II,- DM. Jahressabo 72,- DM zzgl. Versand; Stud. etc. 57,- DM zzgl. Versand. — Kündigung des Abos nur zum Jahresende bei Einhaltung einer Dreimonatsfrist. — Die Redaktion bittet um Mitarbeit, haftet aber nicht für unverlangt eingesandte Texte und Rezensionsexemplare. Aufsätze sollen höchstens 20, Rezensionen 2 MS-Seiten haben (1 1/2zeilig, 60 Anschläge, 2-fache Ausfertigung). Autoren, die mit »Microsoft Word« arbeiten, tragen zur Verringerung unserer Satzkosten bei, wenn sie uns zusätzlich zu 2 Ausdrucken eine 5 1/2- oder 3 1/4-Zoll-Diskette schicken. Zitierweise wie in den Naturwissenschaften. Das Argument wird regelmäßig von den folgenden sozialwissenschaftlichen Dokumentationsdiensten und Informationsbanken ausgewertet: Bulletin Signalétique 521, Literaturdokumentation zur Arbeitsmarkt- und Berufsforschung, Politische Dokumentation, Social Science Citation Index, Sozialwissenschaftliches Literaturinformationssystem.

## **Inhalt**

Editorial .....	317
Zum Tod von Christel Neusüß (1937–1988) .....	320
Günther Anders: Ultima .....	321
Ruth Rehmann: Übermorgen Sonnenschein .....	323

## **Feministische Wirklichkeitsarbeit**

Kornelia Hauser Feministische Literatur als Element eines kulturellen Gedächtnisses Zu den »Geschichten der drei Damen K.« .....	326
Margaret Atwood Küchengespräche .....	338
Cora Kaplan Die Büchse der Pandora. Klasse, Geschlechtlichkeit und Subjektivität .....	340
Teresa de Lauretis Rhetorik als Gewalt .....	355

\* \* \*

Noam Chomsky: Der nächste Akt in Mittelamerika .....	368
Bob Jessop: Postfordismus. Zur Rezeption der Regulationstheorie bei Hirsch .....	380
Frank Mußmann: Computer, Kultur und soziale Bewegungen .....	391
Thomas Laugstien: Heideggers Rehabilitierung durch die »praktische Philosophie«? .....	399

### *Intervention*

Geschlecht und Rassismus (Y.Leeman und S.Saharso) .....	404
---	-----

### *Kongreßberichte*

Historikerstreit; Erziehung und Bildung; Schreibende Frauen; Widersprüche und Identitäten; Frantz Fanon; GAL—Macht—Krise ..	407
--	-----

### *Besprechungen*

Moralphilosophie; Feministische Literatur; Medienkritik; Geschlechter- verhältnisse; Moralische Erziehung; Mittelalter, Frühe Neuzeit; Kirchen im Nachkriegsdeutschland .....	419
---	-----

Verfasser/innen; Zeitschriftenschau; Summaries .....	465
--	-----

## Besprechungen

### Philosophie

<i>Pöggeler, Otto, und Annemarie Gethmann-Siefert (Hrsg.): Heidegger und die praktische Philosophie (Th.Laugstien)</i> .....	399
<i>MacIntyre, Alasdair: Der Verlust der Tugend. Zur moralischen Krise der Gegenwart (A.Regenbogen)</i> .....	419
<i>Bertrand, Michèle, Lucien Sève u.a.: Je. Sur l'individualité. Approches pratiques/ouvertures marxistes (W.Kowalsky)</i> .....	421
<i>Lukács, Georg: Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins. 2. Halbband (W.Jung)</i> .....	423

### Sprach- und Literaturwissenschaft

<i>Maron, Monika: Die Überläuferin (K.Hauser)</i> .....	424
<i>Atwood, Margaret: Der Report der Magd (I.Wiede-Behrendt)</i> .....	426
<i>Rehmann, Ruth: Die Schwaigerin (H.Weinbach)</i> .....	428
<i>Steinbrügge, Lieselotte: Das moralische Geschlecht. Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung (C.Albert)</i> .....	429

### Kunst- und Kulturwissenschaft

<i>Kittler, Friedrich A.: Grammophon Film Typewriter (S.Zielinski)</i> .....	431
<i>Kittler, Friedrich A., u.a. (Hrsg.): Diskursanalyse I: Medien (P.Baab)</i> .....	433
<i>Maletzke, Gerhard: Kulturverfall durch Fernsehen? (S.Zielinski)</i> .....	434
<i>Hoven, Herbert (Hrsg.): Guten Abend: Hier ist das deutsche Fernsehen (H.-D.Kübler)</i> .....	435

### Soziologie

<i>Beer, Ursula (Hrsg.): Klasse Geschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik (K.Hauser)</i> .....	436
<i>Fox Keller, Evelyn: Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft? (S.K.Schmidt)</i> .....	438
<i>Hoffmann, Ute: Computerfrauen. Welchen Anteil haben Frauen an Computergeschichte und -arbeit? (S.Andresen)</i> .....	439
<i>Backes, Gertrud Maria: Frauen und soziales Ehrenamt. Zur Vergesellschaftung weiblicher Selbsthilfe (G.Jakob)</i> .....	441
<i>Schenk, Sylvia (Hrsg.): Frauen, Bewegung, Sport (L.Rose)</i> .....	443
<i>Bergdoll, Karin, Christel Namgalies-Treichler und Ursula Schumm-Garling: Frauenhaus im ländlichen Raum (B.Jansen)</i> .....	444

### Erziehungswissenschaft

<i>Oser, Fritz, Reinhard Fatke und Otfried Höffe (Hrsg.): Transformation und Entwicklung. Grundlagen der Moralerziehung (A.Regenbogen)</i> .....	445
<i>Oser, Fritz, Wolfgang Althof und Detlef Garz (Hrsg.): Moralische Zugänge zum Menschen — Zugänge zum moralischen Menschen (A.Regenbogen)</i> .	445
<i>(Fortsetzung auf Seite X)</i>	

## Editorial

### Von der Gemütlichkeit des Anti-Sexismus

Als die Frauen der *taz* streikten (10./11.März), war das dem *Spiegel* und der *Zeit* je eine Seite wert. Für Aufregung — und Werbung — hatte die Aktion also gesorgt. Anlaß war die letzte Berlin-Seite am 9. März, auf der in Bild und Wort sexuelle Praxen präsentiert wurden. Die *taz*-Frauen und später viele Leserbriefschreiberinnen fühlten sich »entwürdigt« (10.3., Seite 1); die Zeitung erschien ohne redaktionellen Inhalt, wiederholte aber die inkriminierte Seite. Die Diskussionen polarisierten sich auf zwei — sehr einfache — »Meinungen«: die einen behaupteten, die Seite ist pornografisch und also gegen Frauen, die anderen, sie ist nicht pornografisch. Gestritten wurde auch noch, ob dies gute oder schlechte Pornografie gewesen sei (die Mehrheit fand sie schlecht und erwies sich also als guter Pornokenner?).

Die Politik der *taz*-Frauen, die — da sie soviel Öffentlichkeit herstellte — für die Frauenbewegung von Interesse ist, wurde in ähnlicher Weise polar diskutiert: Weiter so! riefen ihnen Männer und Frauen zu oder: Stellt Euch nicht so an, seid nicht prüde (hier überwogen die männlichen Stimmen).

In dieser Diskussionsanordnung ging unter, daß die Strategie der *taz*-Frauen in einem machtvollen Verzicht lag, von dem zu prüfen ist, ob er einen Eingriff in den alltäglichen Sexismus darstellte oder der Position der Frauen innerhalb der *taz* nützte. Einige *taz*-Männer hatten ihr Medium dazu benützt zu zeigen, was sie von Frauen halten und in welchen »Positionen« sie sie am liebsten sehen. Die Frauen hatten zum xten Male erkannt, daß ihre Zeitung ein Medium der Macht ist und es darauf ankommt, wer diese Macht innehat. Sie handelten wider diese Einsicht, indem sie den erkämpften Platz leer ließen. Hätten sie z. B. alle Ressorts der Zeitung mit feministischen Nachrichten versorgt, wäre aus der defensiven Entwürdigungs-Kampagne ein Streit um die besseren Nachrichten geworden. Der hätte sogar dazu führen können, daß die Frauen regelmäßig (einmal in der Woche oder im Monat) die ganze Zeitung für sich reklamieren, um das Patriarchalische aller Nachrichten zu bekämpfen. Der Vorfall zeigt einmal mehr, daß Frauen die produktive Inbesitznahme von Machtmitteln lernen müssen. Historisch ist dies nun möglich geworden: es gibt Frauenlehrstühle, Frauenredaktionen in gemischtgeschlechtlichen Zeitschriften, feministische Journalistinnen, ein Frauenministerium. Dazu gehört neben Selbstbewußtsein Kompetenz und ein Befreiungsprojekt.

Die *taz*-Frauen lenkten die Aufmerksamkeit auf »schlechte« Männer. Feministische Produktivkräfte hätten sichtbar werden können. Es wurde ein Wartesaal eingerichtet, in dem auf »bessere« Männer gehofft werden kann. Möglich wäre ein Rahmen gewesen, in dem Frauen die Inbesitznahme der *taz* — und damit einer Definitionsmacht — hätten ausüben und dabei lernen können.

## Zu diesem Heft

In der von Männern verfaßten Literatur finden sich besungene, angebetete, verstoßene, kindesmordende, dahinschwindende vereinzelt Frauen, die ihre Bedeutungen durch die jeweiligen Männer erhalten, mit denen sie — im doppelten Sinne — verkehren. Werden sie geliebt, sind sie häufig als »Blumen — Perlen — Gazellen« (Sabine Kebir) verdichtet. Die Ästhetisierung des Weiblichen als Weide für männliche Augen durchzieht die künstlerischen Imaginationen. Was ändert sich, wenn frauenbewegte Frauen über denselben Gegenstand schreiben? Romane wie »Frauen« (Marilyn French), »Die Scham ist vorbei« (Anja Meulenbelt), »Häutungen« (Verena Stefan) erhellen weibliche Lebensdimensionen, die so normal waren, daß ihre Verrücktheit verschwand: Hausfrauenzusammenhänge, in denen Gewalt und Sexismus gedeihen; die zwanghafte Selbstverständlichkeit der Heterosexualität; die Herrschaft der Sprache, in der die Frauenunterdrückung festgehalten und neu angeeignet wird; die Banalität der erdrückenden Sinnlosigkeiten. Zusätzlich zu den Versuchen, »versteckte Herrschaftsarten« zu thematisieren, gab es auch solch listig-subversive Romane wie »Leben und Abenteuer der Trobadora Beatriz« und »Amanda« (Irmtraud Morgner), in denen u.a. neue Leseweisen von Mythen, Sagen und sozialistischen Klassikern vorgenommen wurden.

Sprache ist Handwerkszeug für das Erkennen von Welt und gleichzeitig erste Möglichkeit von Verkennung. Sprechen kann Herrschaft entnennen und aufklärerisch ans Licht bringen. Es ist also kein Wunder, daß sich die Frauenbewegung seit einigen Jahren besonders dem Herrschaftsmittel Sprache zugewendet hat. Ging es ganz zu Anfang vor allem darum, Frauen überhaupt sichtbar zu machen, indem z.B. für zweigeschlechtliche Stellenausschreibungen und Berufsbezeichnungen gestritten wurde, geht es nun zunehmend in literatur- und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen um die Sprechbarkeit feministischer Perspektiven und Utopien. Wie kann das, was noch nicht ist, in Worte gefaßt werden? Im Spannungsverhältnis von Weiblichem und Menschlichem, von Selbstfindung und gesellschaftlichem Projekt bewegen sich die Beiträge in diesem Heft. Im Zuge dieser Forschungsprozesse eröffnen sich eigentümliche Ähnlichkeiten zu anderen Befreiungsbewegungen wie auch Fremdartigkeiten. Wie »der« Arbeiter ist auch »die« Frau nicht als konkretes Ensemble bestimmter Persönlichkeitsmerkmale gemeint, sondern als Sonderfall; im einen Fall einer Klasse, im anderen eines Geschlechts. Es gibt keine Liebeslyrik, in der ein Kapitalist sehnsüchtig hofft, aus der abstrakten Arbeitskraft einen konkreten Arbeiter zu gewinnen. Aber Männer kann das Fehlen des konkreten Menschen im anderen Geschlecht entsetzen: »Könnt ich in dir dich lieben: nicht alle Frau« (V. Braun).

Teile der Frauenbewegung hatten begriffen, daß — wenn »das Weibliche« sich individualisieren soll — nicht von Individuen ausgegangen werden kann, sondern von Verhältnissen, die allen Frauen gemein sind. Es stand und steht die Entzettelung des »weiblichen Schicksals« auf dem Programm. Die Kategorie »Geschlecht« ist kein Kampfbegriff wie die Kategorie »Klasse«. Doch auch zu ihr müssen die Frauen erst noch »aufsteigen«, indem sie die Grenzen des sozialen Geschlechts als Begrenzung ihres gesellschaftlichen Menschseins verrücken;

nicht das Geschlecht ist die Basis für Frauenunterdrückung, sondern seine gesellschaftliche Modellierung als sozialer Unterschied.

Auf die Fortsetzung der alten Geschlechterverhältnisse, vor allem bedingt durch kulturelle Fesseln, antwortet Kornelia Hauser mit dem Aufruf einer kulturellen Emanzipation. Die *gleichzeitige* Bearbeitung von Rasse, Klasse und Geschlecht expliziert Cora Kaplan für die Literaturwissenschaft. Teresa de Lauretis untersucht die Gewalterzeugung durch Diskurse als Vergeschlechtlichungsprozesse.

Zur Redaktion sind folgende Frauen hinzugekommen: Gisela Jakob, Andrea Krug, Martina Löw, Jutta Meyer-Siebert und Ellen Woll. Sie arbeiten schon lange in unserem Projekt, nahmen sich die Zeit für Spezialisierung und Qualifizierung. Das Gleichgewicht zwischen Lern-, Vermittlungs- und Produktionszusammenhang zu halten, sehen wir im Augenblick als Weg, den Nachwachsenden den Eintritt zu ermöglichen und das Projekt selbst nicht durch zu wenig Kompetenz zu gefährden.

Die Frauenredaktion

## Verlagsmitteilungen

*Hans-Werner Henze. Zwölf Vorlesungen über einen politischen Musiker* von Peter Petersen. Henze arbeitete nach 1945 die im Nazismus verbotenen Musiktraditionen auf, setzte sich in seiner Wahlheimat Italien mit Marx und Gramsci auseinander, besuchte Kuba, engagierte sich in der kommunalen Kulturarbeit, wurde Mitglied der KPI. Ende der sechziger Jahre stellte er seine Ästhetik unter die von Pablo Neruda inspirierte Maxime einer »musica impura«. Wir veröffentlichen mit dieser Werk-Einführung die erste Henze-Monographie seit 1968.

Das Lesebuch *Griechenland — Entfernungen in die Wirklichkeit* (Hrsg. v. Armin Kerker) enthält Erkundungen zu Faschismus und Widerstand im Zweiten Weltkrieg, zu Film, Theater, Volksmusik, zur Situation der Frauen. Dazu autobiographische Texte von Theodorakis, Angelopoulos, Terzopoulos und Ritsos.

*200 Jahre Australien?* (Gulliver 23) bringt alternative Reflexionen zur offiziellen Selbstfeier des *weißen* Australien: Aborigines- und Frauenbewegung, »Nationalcharakter«, Amerikanisierung, Jugend, Literatur, Theater.

Die historischen Erfahrungen der neuen Frauenbewegung, auch in anderen Weltregionen, für heutige Kämpfe anzueignen, ist das Ziel der Enzyklopädie *Frauenbewegungen in der Welt* (Hrsg. Argument-Frauenredaktion). *Band 1* orientiert über den Stand in *Westeuropa* (AS 150).

*Jahrbuch für Kritische Medizin 13* (AS 155) diskutiert Auswirkungen und Zusammenhänge der konservativen »Gesundheitsreform«.

Der zwei Jahrzehnte währende Streit um Automationsarbeit ließ alte Kontrahenten die Position wechseln, die dominante Schwarz-Weiß-Logik blieb bestehen. Im Diskussionsband *Politik und Arbeit* (AS 167; Hrsg.: *Projekt Automation und Qualifikation*) streiten sich Ulrich Briefs, Volker Hauff, Frigga Haug, K.H. Tjaden, Alain Touraine und andere.

Rezensionsaufsätze zum sozialdemokratischen *Lexikon des Sozialismus* und zu einem angelsächsischen »Who's Who« des Weltmarxismus eröffnen das *Beiheft zum Neuen Wörterbuch des Marxismus*, gefolgt von 84 weiteren Buchbesprechungen. Näheres zum neuen Wörterbuch im nächsten Heft.

T.L.

## Zum Tod von Christel Neusüß (1937—1988)

Am zweiten April starb Christel Neusüß an Krebs. Sie war Professorin an der Fachhochschule für Wirtschaft seit 1974. 1970 wurde sie mit einer Kritik an der »Sozialstaatsillusion« bekannt, die zunächst in der Zeitschrift *So (zialistische) Po (litik)*, dann 1971 im ersten Sonderheft der neu gegründeten Zeitschrift *Probleme des Klassenkampfes* veröffentlicht wurde. Sie schrieb über die Geschichte der Arbeiterbewegung und über Imperialismustheorien. 1972 gab der Politladen Erlangen ihr Buch *Imperialismus und Weltmarktbewegung des Kapitals* heraus. Sie war engagierte Gewerkschafterin. Zeitweilig leitete sie in der GEW Berlin die Fachgruppe Hochschulen. In der Zeitschrift *Prokla* war sie von Beginn bis Anfang der achtziger Jahre die Seele des Redaktionskollektivs Gewerkschaften.

Politisch war ihr die Hausbesetzerbewegung ungemein wichtig. Sie wurde »Patin« eines der besetzten Häuser. In diesem Zusammenhang beteiligte sie sich an einer Kampagne gegen die Politik der Neuen Heimat in Berlin und gab 1983 zusammen mit anderen das Buch *Die Neue Heimat* heraus. Christel Neusüß war Mitbegründerin der Volksuniversität Berlin, Referentin und DiskutantIn bis zuletzt. In den letzten Jahren ist sie zu einer wichtigen Sprecherin der neuen Frauenbewegung geworden — Sprecherin im Doppelsinn: nicht nur artikulierte sie die kulturrevolutionären Denk- und Fühlweisen als Schriftstellerin, sondern sie war eine mitreißende Rednerin. Die Wendung in die Frauenbewegung lebte sie als Bruch. Den Marxismus, mit dem sie abrechnete, beschreibt sie als subjekt- und gefühllos und vor allem als männlich, so dachte sie den Feminismus als unvereinbar mit diesem. Die Arbeiterbewegung, die sie verließ, und die Frauenbewegung, in die sie ging, unterstützten beide solche Rigorosität, formten mit an einer Biographie, die sich lossagte von eigener Geschichte und es doch nicht ganz tat. Selbst Christels letztes Buch, *Die Kopfgeburten der Arbeiterbewegung*, spricht ja noch im Abschied aus der Tradition dieser Bewegung.

Aus ähnlichen Erfahrungen wie denen, die Christel Neusüß zum Bruch mit dem Marxismus führten, hatten wir die umgekehrten Schlußfolgerungen gezogen: Den Feminismus in den Marxismus und diesen in jenen hineinzubauen, die Autonomie der Frauenbefreiung zu bejahen, ohne sie absolut zu setzen, die sozialistische Perspektive festhaltend, wenn auch daran umbauend. Christels Abschied, in den sie viele mitzog, konnten wir daher nicht unwidersprochen lassen. Die Diskussion sollte erst richtig beginnen, so wie es sich gehört: als lebendiger Dialog zwischen Genossinnen, wo Gegnerinnen zu sein nie die Absage an Verständigung bedeutet. Der Tod hat diese Chance jäh zunichte gemacht. Er wird nicht die geistige Auseinandersetzung mit Christel Neusüß abrechnen.

Die Frauenredaktion



Günther Anders

## Ultima

### Notizen aus dem Hospital (II)

#### Die Küchenuhr

»Meinen Sie nicht«, fragte die gottsüchtige Nachtschwester, der es zu Ohren gekommen war, daß ich die Frage »Religion?« auf dem Fragebogen unausgefüllt gelassen hatte, »meinen Sie nicht, daß Religionen hin und wieder doch recht haben könnten?« Meine Ungläubigkeit regte sie offensichtlich sinnlich auf.

»Schau mal an«, dachte ich, »sie kokettiert sogar schon mit dem Plural 'Religionen'! Welch ein Entgegenkommen!«

»Hin und wieder gewiß«, gab ich zu. »So wie meine Küchenuhr zu Hause.«

»Ihre Küchenuhr?«

»Ja. Die zeigt nämlich im Unterschied zu falsch gehenden Uhren, die die Wahrheit niemals anzeigen, jeden Tag zweimal die Zeit haargenau an.«

»Zweimal nur? Und sonst geht sie falsch?« Sie begriff nicht.

»Nein, falsch geht sie nicht. Denn sie geht nicht. Das tut allein die Zeit.«

»Wollen Sie mich veräppeln?«

»Nichts liegt mir ferner. Sie geht deshalb nicht, weil sie kein Uhrwerk mehr hat. Schon seit Jahren nicht mehr. Sie steht auf einem völlig zufälligen Zeitpunkt: auf vier Uhr siebzehn.«

»Ausgerechnet.«

»Nein, zufällig. Aber die Zeit 'geht'. Sie wandert durch diesen Punkt genau so wie durch jeden anderen. Sogar zweimal am Tag. In diesen Augenblicken zeigen die Zeiger die Wahrheit an. Den infinitesimalen Bruchteil einer Sekunde lang.«

»Und so, meinen Sie ...?«

»Jawohl, so.«

#### Die Haare

##### I.

Der Spitalfriseur kommt, um mich zu rasieren. Er entdeckt Haare auf meiner Nase, ist sofort indigniert, »*die gehören nicht auf die Nase!*« Und hat schon die Pinzette in der Hand. »Hold your horses!« ruf ich, »woher wissen Sie das denn?«

»Was?«

»Daß die nicht auf meine Nase gehören.«

»Na hören Sie mal!«

»Das werde ich ja wohl besser wissen als Sie. Um so besser, als ich die Haare ja produziert habe!«

Er blickt mich wie einen Irren an, wie einen, der behauptet, das Gras unten im Spitalgarten hergestellt zu haben. »Sie? *Sie* wollen die produziert haben?«

»Mindestens meine Nase. Die wird ja wissen, warum sie die wachsen läßt.«

Das war in seinen Ohren wohl der Finalbeweis für meine Idiotie. Jedenfalls packte er die Pinzette wieder fort, seifte mich dann kurz und verächtlich ein, um mich dann, wohl aus Rache für meinen Versuch, sein Verfügungsmonopol zu verletzen, zu scharf auszurasieren. 75 Schilling verlangte er für seinen Unterricht.

## II.

Eine Stunde später.

Oder sollte er etwa doch recht gehabt haben? Stimmt es denn wirklich, daß *ich* es war, der meine Nasenhaare hat wachsen lassen? Läuft das nicht auf eine wahn-sinnige Überspannung des Ich- und des Freiheitsbegriffs hinaus? »Geschieht« nicht das Wachsen der Haare einfach nur? Weiß ich davon denn eine Spur mehr als vom Wachsen des Grases im Spitalgarten? »Will« ich das Wachsen? Könnte ich es aufhalten? Kurz und gut: *ist nicht auch mein Leib für mich ein Stück »Außenwelt«?* Über deren Vorgänge ich so wenig informiert bin wie über alle anderen Vorgänge aller anderen Weltobjekte?

Diese Fragen verdanke ich immerhin dem abscheulichen Friseur. Thank you.

Ruth Rehmann

## Übermorgen Sonnenschein

Heute morgen bist du abgefahren, später als geplant, weil ein paar Freunde zum Verabschieden kamen. Aufgeregtes Geflatter um den Frühstückstisch, Schulklatsch, Zukunftspläne, Aufbruchstimmung. »Laßt alles stehen, ich räume später ab«, sagte ich, und du hast mich vorwurfsvoll angesehen: »Du kannst mich wohl nicht schnell genug lossein!« Glaubst du das wirklich?

Der geliehene VW-Bus, vollgestopft mit Kram. Was du da alles mitschleppst: dein Bett und die kleine Kommode, die du blau angestrichen hast, weil blau die Farbe für Ferne und Freiheit ist, und die alte Nähmaschine zum Treten und der Avocado-Baum, den du aus dem Kern gezogen hast, Musikanlage, Bücher, Platten, natürlich die Plüschmaus, die immer auf deinem Kopfkissen saß ... Die Großen sind schon lange aus dem Haus. Das war anders, weniger endgültig. Du bist die letzte, die ausfliegt, mein kleines Mädchen ...

»Nun bist du auch allein«, sagen die Freundinnen. »nun siehst du mal, wie das ist.« »Wird nicht so schlimm werden«, sage ich. »Die Arbeit bleibt mir.« Ich habe immer gearbeitet, morgens am Schreibtisch, ab Mittag die Kinder. Zwischen Arbeit und Kindern hat mein Leben sich eingerichtet. Nun fallen die Kinder aus, und ich werde mehr arbeiten können. »Wart's nur ab!« sagen die Freundinnen.

Ich bin mit dir hinuntergegangen, habe dir nachgewinkt. solange ich den Wagen und deinen braunen Arm mit den Silberreifen sehen konnte. Dann bin ich zurückgegangen, ganz leer und leicht, als könnte ein Windstoß mich aufheben und über die Dächer davontragen. Es gibt nichts zu tun, zu erwarten, einzukaufen. Die Vorräte vom Abschiedessen werden noch lange reichen. Allein brauche ich nicht viel. Das Mittagessen kann ausfallen, ist mir immer lästig gewesen, mitten im Tag, in die Arbeit hinein die ewige Frage: Was koche ich heute? Kinder, die aus der Schule kommen, brauchen ein warmes Essen, ich nicht. Eine Tasse Kaffee, ein Brot auf dem Schreibtisch, zwischen den fliegenden Blättern tut's auch. Man muß das Positive sehen: endlich Zeit für mich selbst, für Bücher, die seit Jahren warten, gelesen zu werden, für vernachlässigte Freunde, verschleppte Korrespondenzen. Was habe ich alles versäumt wegen der Kinder! Wie habe ich hetzen müssen, um vor Ladenschluß einzukaufen. Und immer die Schleppe: Kind im Bauch, im Tragetuch, auf der Hüfte, an der Hand; Plastiktüten, Einkaufstaschen, Körbe, Koffer ... Ehe ich Kinder hatte, bin ich mit dem Matchesack auf Trampreise gegangen. Wie war das nur? Ist schon so lange her. Wie fühlte ich mich in diesem leichten, losen, ledigen Mädchenleib? Wie werde ich mich in dem leichten, ledigen Altfrauenleib fühlen?

Chaos in der Wohnung, der abgeessene Frühstückstisch, dein Zimmer halb ausgeräumt. Staubflocken in der Ecke, wo man nie mit dem Staubsauger hinkommen konnte, weil die Matratze so groß, die Paletten so niedrig waren. Flecken in der Tapete, wo deine Bilder und Poster gehangen haben und die Pinnwand mit Fotos von wechselnden Freunden und das Plakat mit dem edlen Profil von Virginia Woolf. »Ein Zimmer für mich allein«, hast du in kindlicher Schrift darunter geschrieben, an dem Tag, als deine Schwester auszog, mit der du so-

lange das Zimmer geteilt und um jeden Fußbreit gestritten hast. Ob ihr euch besser versteht, wenn ich nicht mehr dabei bin?

Wenn du mich sehen könntest, wie ich in der Wohnung herumwüte, Ordnung schaffe, Spuren verwische und mittendrin innehalte, die Leere spüre und eine Kälte in mir, die langsam hochsteigt. Nie mehr wirst du hier wohnen. Wenn du kommst, wird es vorübergehend sein — Ferien, Krankheit, Zwischenstopp auf der Reise in den Süden. Nie mehr werde ich sagen können: Ich lebe mit meiner Tochter zusammen. Eine alleinstehende Frau — wie lebt sich das?

Dein Zimmer wird mein Arbeitsraum werden, größer und heller als die Klasse, mit der ich bisher vorlieb nehmen mußte. Natürlich wird es immer ein Bett für dich geben, aber ein Erinnerungszimmer will ich nicht, keinen Abstellraum, aus dem die Vergangenheit mir entgegenfällt, wenn ich die Tür aufmache. Jahrelang haben wir eng beieinander gewohnt, eine vaterlose Familie, drei Kinder und ich, dann zwei Kinder, dann wir beide. Allerhand Reibungsverluste: eure Musik zu laut, mein Tippen zu spät in der Nacht, der einzige Kleiderschrank überfüllt, Spielzeug und Schulzeug immer im Weg. Nun habe ich Platz. Ich werde mich ausbreiten, wie ich es immer gewünscht habe, die ganze Wohnung bewohnen, tippen solange mir was einfällt, Geige spielen, Gäste haben, früh ohne Rücksicht auf späte Schläfer durch die Wohnung trällern oder einfach liegen bleiben. Der Schulanfang kann mir egal sein. Weg mit dem Stundenplan an der Pinnwand, überhaupt Schule! Vokabeln und Textaufgaben, Exen, Hausaufsätze, Verweise, Lehrerbesprechung, blaue Briefe — vorbei.

»Die Hefte kannst du wegschmeißen«, hast du gesagt, »ich brauch' sie nicht mehr.«

Gestern abend haben wir noch mal den alten Bummel gemacht, den Hangweg entlang über den Lichtern der Stadt. Hier haben wir Probleme besprochen und Streits ausgetragen. Auf dieser Bank hast du dich mit deinem ersten Freund getroffen. An dieser Birke haben wir jedes Jahr den Frühling entdeckt.

»Eigentlich will ich gar nicht weg«, hast du gestern gesagt. »Wir haben es doch gut miteinander, wir beide.«

»Wart' nur, das freie Leben wird dir gefallen«, sagte ich. »Keiner fragt, wann du abends nach Hause kommst, keiner ärgert sich, wenn du dich zum Essen verspätest, keiner, der deine Freunde mit Argusaugen inspiziert, ob sie auch gut genug für dich sind.«

»Ich weiß nicht, ob mir das wirklich gefällt«, hast du gesagt. »Man kann es nicht vorher wissen. Du auch nicht.«

»Morgen werd' ich's wissen«, habe ich gesagt.

Am Schreibtisch sitzen. Arbeiten, solange ich will. Keine Störung. Kein Anruf: holst du mich von der Schule ab? Kein Gepolter und Türenschnellen: Was gibt's heute zu essen? Dieses Nervenzittern vor Angst, ich hätte etwas Wichtiges versäumt, Hausfrauen-, Mutterpflichten. Es könnte jemand was von mir wollen. Wie Messer fuhren die Rufe durch meinen Kopf. Gedanken abgeschnitten. Faden verloren.

Meine männlichen Kollegen verfügen über aufopfernde Gattinnen, die ihnen den Kinder- und Haushaltskram aus dem Weg räumen: Vater muß arbeiten. Bei mir hat niemand gesagt: Mutter muß arbeiten. Ich habe alles allein gemacht, und

das schlechte Gewissen war immer dabei: Kommen sie zu kurz? Mache ich was falsch?

Nun seid ihr groß, und meine Fehler sind mitgewachsen. Ihr müßt damit leben, ich auch.

Nichts mit arbeiten heute. Zuviel Unruhe im Leib, ein leichtes, in Abständen wiederkehrendes Ziehen wie damals, bevor die Wehen anfangen, längst vergessen, aber der Körper erinnert sich. Warum gerade heute?

Die Biologen sagen, daß das Menschenjunge zu früh geboren wird. Nur einen Teil der Embryo-Zeit verbringt es schwimmend im Mutterleib, dann muß es hinaus ins soziale Umfeld, und wenn es Glück hat, findet es dort einen geschützten Platz wie das Känguruhjunge, das winzig (3 cm in deinem Naturkundebuch, erinnerst du dich?), kaum geboren, in den Mutterbeutel krabbelt, im Warmen, Dunkeln sich nährt und wächst, bis es allein davonhüpfen kann. Vielleicht habe ich dir auch so einen Beutel gemacht aus Sorgegedanken und Sorgegefühlen, der nun leer ist und schmerzt, weil die Sorgegedanken und Sorgegefühle weiterlaufen im Leeren. Wie stellt man das ab?

Vorsorglich habe ich für den heutigen Abend eine Einladung angenommen, eine Hauseinweihung bei Freunden. Ich ziehe das indische Kleid an, das nachtblaue, weißgeflamnte, das du mir immer ausgespannt hast. Nun hast du es doch vergessen, und ich ziehe es noch einmal an, ehe ich es dir nachschicke. Dein Duft, der Babygeruch nach süßer Milch, über den wir so oft gelacht haben, hängt noch im Stoff, mit ihm die Erinnerung an die Abende mit Kindern, an das Gutenachtsagen mit Vorlesen, Erzählen, Singen, Einschlafgesprächen, über dem ich so oft neben euch eingeschlafen bin, euer Haar, euren Atem im Gesicht, eure Haut sanft an meiner. Habe ich gewußt, wie glücklich ich war?

Ich bin nicht zur Hauseinweihung gegangen. Als ich schon auf der Treppe war, ging mir plötzlich die Lust weg. Was soll ich bei den fremden Leuten? Heute abend will ich lieber allein sein, mit meinen Gedanken, mit meinen Kindern, die keine Kinder mehr sind. Vielleicht ein bißchen weinen, hört ja keiner ...

Morgen werde ich's anpacken, das Alleinsein ... oder übermorgen ... wie wir immer gesungen haben, wenn eins von euch hingefallen war: Übermorgen Sonnenschein, dann wird es wieder besser sein ...

Kornelia Hauser

## Feministische Literatur als Element eines kulturellen Gedächtnisses

Zu den »Geschichten der drei Damen K.«\*

»Und ich denke darüber nach, wie die unerledigten Einlagerungen in unserer Geschichte, die produktiven Ansätze, über die sie mit 'ehernem' oder bloß geschäftigem Schritt hinweggegangen ist, und unsere Selbstentfremdung miteinander zusammenhängen.«  
(Christa Wolf)

Herrschaftsverhältnisse bedürfen der Zustimmung der einzelnen, um wirksam zu bleiben. Wo diese Einsicht allgemein wurde, gab sie der Frauenbewegung eine selbstkritische Wendung: die psychischen Dimensionen der eigenen Unterdrückung sind besonders zu bearbeiten und ins Verhältnis zu ökonomischen und sozialen Beherrschungen zu setzen. Die Seite der individuellen Aneignung der Verhältnisse, die Befragung der Selbst- und Fremdkonstruktionen erhält in der sozialwissenschaftlichen Frauenforschung zunehmend mehr Gewicht (vgl. Becker-Schmidt und Knapp 1987, Beer [Hrsg.] 1987).

Das Selbstverständliche, das Normale kultureller und ideologischer Bestimmungen des sozialen Geschlechts soll befragbar werden; Terrain soll gewonnen werden gegen die Enge des formierten Weiblichen, für ein — häufig kaum vorstellbares — Menschliches. Daß dabei nicht nur die Verhältnisse, sondern häufig genug die Frauen selbst sich im Wege stehen, kann historisch und auch als Hoffnung gelesen werden: Zwanzig Jahre sind sehr wenig, um theoretische, politische und kulturelle Produktivkräfte auszubilden, weiterzuführen, zur Verfügung zu stellen, und in zwanzig Jahren war es uns doch möglich, zu erfahren und zu begreifen, wie schnell wir lernen können, wie lange es dauert, bis das Neue haltbar gemacht wird, und daß viele wieder zurückgehen. Die Radikalität der Wirklichkeiten überstieg dabei manches Mal die Radikalität unserer Kämpfe.

Literarische Produktionen von Frauen haben die Dialektik von äußerem und innerem Gemeinwesen zu ihrem Gegenstand gemacht. Daß es einen Zusammenhang gibt zwischen der Regulierung — bzw. ihrem Fehlen — der ökonomischen und sozialen Bedingungen und der Regulierung der psychischen Verfaßtheit, gehört zum Grundwissen einer Kritischen Psychologie und ist also nicht das eigentlich Neue an dieser Literatur. Bedeutsam scheint mir, daß nach einer längeren Phase von Innerlichkeit und Ich-Entdeckungen jetzt auch in widersprüchlichen Zusammenhängen gedacht, Fiktionales und Erlebtes konstruiert wird. Alltägliche Unterdrückung — auch in ihren »banalsten« Wirkungen — artikulierbar und damit bekämpfbar zu machen, war und ist eine wesentliche Dimension feministischer Aufklärungspolitik. Auf diesem Hintergrund gewinnt diese Literatur auch Materialcharakter.

\* Helke Sander: Die Geschichten der drei Damen K. München 1987

Literatur als Lebenserkenntnis, als ein Versuch, etwas zu erzählen, Sprache und Sprechmöglichkeiten zu bearbeiten, kann für Befreiungsbewegungen vermittelnde und erkennende Bedeutung erlangen. Sie hat die Möglichkeit, mit den vorhandenen theoretischen Produktivkräften Probleme und Themen zu bearbeiten, die in den gesellschaftlichen Theoriekörper noch nicht eingedrungen sind. Durch sie wird die Innenansicht der Lebensbedingungen möglich, können die Denkformen, in denen die einzelnen ihre Verhältnisse verstehen, zur Diskussion gestellt werden. Literarische Produktionen können uns z.B. kulturelle Vergesellschaftungsmuster in ihrer Rätselhaftigkeit und Unerträglichkeit so vorlegen, daß wir uns beunruhigt selbst auf die Suche nach Lösungen begeben.

Seit Jahren findet man in den Romanen, Theaterstücken, Erzählungen aus der DDR beispielhafte Vorführungen für die besondere Produktivkraft, die Literatur darstellt: sie macht sich das Machen/Verändern der Verhältnisse zum Thema. Immer noch »kümmert uns der Mensch ... als Produkt der sozialen Umstände, aber stärker denn je als der, der diese Umstände produziert.« (Braun 1976, 138) So beschreibt Monika Maron — mehr mit Trauer — wie Frauen sich in unfertigen sozialistischen Verhältnissen nicht allseits entwickeln können und also auch die Verhältnisse erstarren. Ihre Romane handeln von Menschen, die perspektivisch ihre Gesellschaft horizontal gemeinschaftlich regeln, und sie verwendet viel Scharfsinn und Phantasie für die Vorführung der äußeren und inneren Behinderungen und Verrückungen, die bis ins Imaginäre reichen. Sie untersucht »Innenverhältnisse« bzw. ihre Dialektik: in den Menschen, in der Formation (vgl. Hauser 1987 und die Rezension in diesem Heft).

Aber auch in der US-amerikanischen und der kanadischen Frauenliteratur wird thematisiert, was in feministischer Theorie nur erst Desiderat ist. Erzählt wird von der Lust am Leben und daß es gleichzeitig so unerträglich ist. Diese Literatur vermittelt etwas von der verändernden Kraft der Frauenbewegung. Sie zeigt, daß der Feminismus Erkenntnisse der Wissenschaften in sich aufnahm, und daß Wissenschaften in Teilen feministisch umgewälzt wurden. Die Autorinnen lassen ihre Literatur weder in Allgemeinsätzen vertrocknen, noch rutschen sie in die Banalität bloßer Verdoppelung. Ganz offensichtlich leitet eine theoretische Durchdringung der Lebensbedingungen von Frauen das Schreiben dieser Produzentinnen. So beschreibt Margaret Atwood häufig mit viel Ironie die amerikanische Fassung der Geschlechterverhältnisse. Ihre Alltags-Heldinnen sind verstrickt in ein gewollt Ungewolltes, ungewollt Gewolltes. Sie sind zerrissen zwischen sozialen Belohnungen für Taten, die sie eigentlich nicht vorhatten, und Strafen für solche, die sie vorhaben, aber nicht in die Tat übersetzen können. Fast immer ist der Ausgang ungewiß, und fast immer gibt es für die Heldin Lehren, bei denen unsicher bleibt, ob sie zu Veränderungen führen oder ob sie von ihr nicht getragen werden können, weil der Schritt in alternatives Handeln zu groß wäre (vgl. z.B. *Lady Orakel*, *Die Unmöglichkeit der Nähe*, *Die eßbare Frau*). In dem Roman *Der lange Traum* gibt sich die Protagonistin auf der Suche nach ihrem Vater eine bewußte Vergangenheit, eine Biographie, und wird so gezwungen, historisch zu leben. Und dies in einer Welt, die unrettbar scheint und von verschiedenen Toden bedroht ist. Erst im Zuge dieses Suchprozesses wird der Hauptfigur klar, wie sehr die »große« und die »kleine« Geschichte miteinander

verstrickt sind und daß alle Zerstörungen — der Natur, der Welt, der Menschen — sie etwas angehen, schon weil sie selbst zerstört wird.

Ein knapp gefaßtes Fazit dieser Literatur könnte lauten: Frauen existieren in ausgedehnten, vielfältigen Möglichkeitsverhältnissen; es sind soziale und ökonomische Eingänge offen, die vor zwanzig Jahren noch ganz verschlossen waren. Dem historisch Erreichten stehen aber individuelle Behinderungen gegenüber. Die gesellschaftlichen Möglichkeiten werden von kulturellen Formen und nicht mitgewachsenen Gefühlshaushalten blockiert. Es ist ganz gleich, ob diese Literatur sich selbst feministisch nennen würde, sie ist Literatur für den Feminismus: sie fungiert als Kulturkritik und ist selbst schon Artikulation einer anderen Kultur, in der es um mehr Handlungsfähigkeit von Frauen geht.

### Von einer, die auszog und festgehalten wurde

»Ihr redet immerzu von Liebe, leider versteht ihr nicht davon. Ihr seht den Zusammenhang nicht. Der ist dieser: Ada wartet auf Ewald, weil er sie nicht liebt. (Zu Ada) Warum wartest du nicht auf Suizi, der dich liebt. Ada: Weil ich ihn nicht liebe. Clairchen: Falsch. Weilde dann uffhörn müßtest zu warten.« (Monika Maron)

1980 thematisierte Helke Sander unter dem Titel »Über Beziehungen zwischen Liebesverhältnissen und Mittelstreckenraketen« die in den Geschlechterverhältnissen liegenden Möglichkeiten, alltägliche Herrschaft und Bedrohung nicht wahrzunehmen. Auch in den »Geschichten der drei Damen K.« zentriert sie das Geschehen auf die Verhältnisse zwischen Frau und Mann. Die Erzählung verdient schon deshalb eine ausführliche Kritik aus der Frauenbewegung, weil Sander zu ihren Geburtshelferinnen gehört: sie hielt eine bis heute lesenswerte Rede über das Private, in der sie u.a. schlußfolgerte: Frauen »können sie [die Emanzipation; d.Verf.] nur erlangen, wenn die ins Privatleben verdrängten gesellschaftlichen Konflikte artikuliert werden, damit sich dadurch die Frauen solidarisieren und politisieren« (Sander 1975, 11). Die Radikalität und Analyse des »Aktionsrates zur Befreiung der Frau«, dem Sander damals (1968) angehörte, sollte uns heute — angesichts der Diskussionen um die »gesellschaftliche Anerkennung« und »Entlohnung« von (Haus-)Frauen — beunruhigen. Aus vielen Lehren haben wir nicht genug gemacht, vielleicht nicht genügend Eingreifendes und viel Ergreifendes machen können.

Jetzt erzählt Sander Geschichten aus dem Privatleben. Ihre drei Damen »sind emanzipiert — schließlich haben sie auch jahrelang für die Befreiung der Frauen gekämpft. Und was haben sie davon?« fragt der Klappentext. Versprochen wird, daß von denen die Rede ist, die schon beschlossen haben, in einer neuen Zeit zu leben; sie haben viele Erfahrungen, wissen, daß nichts mit einem Wurf gewonnen wird; sie sind die »alte Garde« der Bewegung, und ihre Geschichten werden vielleicht manchmal wehmütig sein, sie werden über den Zweifel, der auftrat, nicht schweigen, aber bei soviel Erreichtem werden sie ermutigen, die Widersprüche selbst mit voranzutreiben. Dies waren meine Erwartungen an das Buch. Beim ersten Lesen war ich auch begeistert: die Geschichten haben Tempo, häufig



wird das Gewohnte als erstaunlich vorgeführt, man ist in schwesterlicher Solidarität unter lauter Frauen, denen komische und tragische Dinge zustoßen.

Die Erzählweise, die Sander für ihre Geschichten wählt, ist ideologiekritisch: Frau K. erzählt ihre Geschichten, als berichtete sie über sich historisch; sie bleibt in der dritten Person. Die Einführung in die Situation ist frech und selbstbewußt. Drei Frauen, »sie sehen gut aus, sind nicht dumm, bezahlen ihr Essen selbst, sind erfolgreich im Beruf, leidenschaftlich, engagiert«, verbringen ihre Weihnachtsferien zusammen in den Alpen. »Von zweien waren Kinder und Männer schon aus dem Haus. Die dritte war schwanger und sitzengelassen worden.« (7) Solche Zusammenstöße organisiert Sander häufig: »Eigentlich« bedeuten dem eigenen Haus ferne Männer für Frauen nichts Gutes, im Zusammenhang mit Kindern ist ihr Fortsein eine Befreiung für die Zurückgebliebene. Der zweite Satz ist ganz gewöhnlich und deshalb leicht zu überlesen. Erst beim zweiten Lesen merkte ich, warum er mich ärgerte; die leichte Aufnahme gewöhnlicher Sprech- und Denkweisen ist ein Moment ihrer Verschiebung, stiftet schon zum Nachdenken an, hier aber bleibt der Gedanke stecken: »sitzengelassen werden« bedeutet »nicht mit auf den Weg genommen werden«, aber die drei Frauen werden uns ja als solche, die selbst auf dem Wege sind, vorgestellt. Auch die Wörter und Begriffe, die Unterdrückungen angeben, müssen sich mit den objektiven Möglichkeiten der Unterdrückten verändern.

Um sich »vor den grausamen Nächten zu schützen« (8), in denen sie unter ihren Erfahrungen mit Männern leiden, erzählen sie sich Geschichten, die »im Kern wahr« sind. Und da sie alle Frau K. heißen, gibt es nicht die besondere, die außergewöhnliche Person; Frau K. kann potentiell jede Frau sein. »Vielleicht sollten wir uns von der Vorstellung trennen, daß Befreiung glücklich macht.« (35) Dies könnte als Motto über den Erzählungen stehen. Befreiung wird ganz offensichtlich von Sander situativ gefaßt, nicht als Projekt mit Höhen und Tiefen, Verlusten und Terraineroberung. In allen Geschichten geht es um die Abwendung von Unglück, die Sehnsucht nach Glück, das Wollen im Unmöglichen auf der Folie von Selbst-Behauptung. Unter Einsatz ihrer Körper treten die Frauen in den Ring, ihnen gegenüber ein Mann, frei gewählt oder zufällig anwesend.

### *Lehren aus den Körperverhältnissen*

Erste Szene: Frau K. schläft mehr zufällig und aus Wohnungsnot neben einem fremden Mann, dessen Berühmtheit beiläufig erwähnt wird. Der Mann wendet sich diskret ab, Frau K. schiebt »ihren ausgestreckten Arm freundschaftlich unter den Kopf des Mannes und löschte das Licht.« (10) Sie schlafen zusammen. Danach will Frau K. schlafen, der Mann aber zeigt »ihr nun sein Repertoire als Liebhaber« (10) und spricht gleichzeitig über vierzig- bis fünfzigtausend Mark, die er ihr zukommenlassen könne für ein neues Projekt. Sander bedeutet uns: Männer tun vieles zur falschen Zeit, sie halten sich nicht an die Bereichstrennungen — Geld und Sex gehören nicht zusammen. Sie kennen, anders als Frauen, keine Selbstzweck-Praxen. Frau K. gab ihren Körper, der Mann stapelte hoch, indem er Geld und sexuelle Kompetenz aufdrängte. Sie gab sich der Situation

hin, er gestaltete sie. Sie wollte nur das eine, er wollte ihre Zukunft, sicherte sie mit Versprechungen aller Art ab und versuchte, von sich zu überzeugen.

Zweite Szene: Dr. K. soll eine Auszeichnung bekommen. Zur Überreichung will sie ihr Vorgesetzter in die andere Stadt begleiten. Dr. K. weiß, daß er sie will, und organisiert zur Abwendung eine Freundin, die sie bis ins Schlafzimmer begleiten soll. Er hat die Macht und kann über ihren Körper, ihre Existenz entscheiden. Ihr stehen keine Abwehrmittel zur Verfügung, auch kulturell nicht in solchen Verhältnissen; sie weiß das. Sie will nicht mit ihm schlafen, aber sie hätte es gern gewollt, um sich »viele Unannehmlichkeiten (zu) ersparen« (24). »Frau Dr. K.'s Attraktivität war ihr Selbstbewußtsein. Es war eine echte Männeraufgabe, dies zu knacken.« (26) Sander unterstellt: Männer haben einen schlechten Jäger-Charakter; ohne besonderes Motiv wollen sie den weiblichen Körper besitzen und die Frauen zu Sammelstücken erniedrigen. Frau Dr. K. hat Angst, auch ein Jahr später noch. Und tatsächlich folgt die Rache: bestimmte Forschungsgelder werden ihr verwehrt. »Frau Dr. K. drückte dem dreckigen kleinen Arschloch, diesem Wichser ... die Hand« (27f.). Sander lehrt: Frauen sind den Männern ausgeliefert. Diese verfolgen sie mit strategischen, über Jahre ausgetüftelten Gemeinheiten.

In allen Geschichten steht Frau K. der Körper als Einsatzmittel zur Verfügung, sie handhabt ihn, wie man ein freundliches Gespräch lenken würde. Das Anbieten des Körpers ist die einzige Möglichkeit, sich die Männer von der Seele zu halten, den Schaden, den sie einem zufügen *könnten*, abzuwenden, noch bevor er aufscheint. Mit Frau K. gehen noch viele Männer aus unerfindlichen Gründen ins Bett: »Er stieg selbstverständlich und mit einem kleinen Anflug von Sozialarbeiterverhalten in ihr Bett« (29), »zu ihrer Überraschung legte er sich neben sie und blieb« (32). Frau K. »sah neugierig dem entgegen, was noch an Überraschungen kommen würde« (70), sie »überließ sich willig seiner Führung« (53), aber »sie verstand ihn einfach nicht« (60), fragte ihn aber interessiert, »was er sich denn von ihr versprochen habe« (71). Dieses Zusehen und Erwarten dessen, was kommen wird, endet mit Ressentiment: »Sie hatte in seinem Auto geschlafen, hatte getrampt, was sie haßte, war seinen Routen gefolgt, hatte seine Erfahrungen respektiert, den Rucksack nach seinen Anweisungen gestopft.« (87)

Der weibliche Körper ist bei Sander Einsatzmittel auch in allen großen Fragen: An dem Umgang mit ihm wird die Fortschrittlichkeit und Menschlichkeit der Männer bemessen (Kinder-Verhütung); in Tunesien zerstören »barbusige deutsche Frauen« die Kultur der »verhüllte(n) Araberinnen« (90f.). Der weibliche Körper kann zum Körper schlechthin werden, wenn er z.B. für Aufklärungszwecke eingesetzt wird: »Zweimal erklärte ich verschiedenen circa achtzehnjährigen Jungen auf französisch, sie mögen sich bitte einmal vorstellen, wie es ihnen gehen würde, wenn sie auf einer Strecke Strand von fünf Kilometern mindestens zehnmal angesprochen und verfolgt oder begleitet würden. Und das täglich. Beide sahen mich jeweils erschrocken an, lachten peinlich berührt und entschuldigten sich.« (91) Selbst unter heterosexuellen Frauen ist der Körper Meßlatte z.B. für Freundschaft untereinander; tritt ein Mann in ihre Mitte, müssen sie beschließen, »daß sie möglichst vermeiden sollten, mit ihm zu schlafen, um ihre gegenseitige Freundschaft nicht zu gefährden« (155).

Die in den Geschichten angelegte Zentrierung auf den Körper — nicht etwa die Vorführung, daß seine soziale Modellierung tatsächlich das Geschlechterverhältnis strukturiert — hat den Effekt, daß die Männer in der Erzählung immer im Zentrum stehen, als Geliebte, als Freunde und auch als Väter: Die Tochter »genöß das herrliche Gefühl, einen für sie sorgenden Vater zu haben« (15), und dies, obwohl er »sich bis jetzt sowohl mit seiner Anwesenheit wie mit Geschenken außerordentlich zurückgehalten« hat (15). Von Männern erwartet Frau K. alles, und zähneknirschend, meist aber heulend, ist sie bereit, dafür eine andere zu sein, als sie eigentlich werden möchte: »Um in den Genuß von Wärme zu kommen, mußte sie sich schwach machen. Sie mußte sich klein machen, wenn sie in den Arm genommen werden wollte.« (135) Dies überlegt Frau K., nachdem sie einen heftigen Streit über die Judenfrage und alle Befreiungsbewegungen der Welt mit ihrem Freund telefonisch ausgefochten hat. Sie wird fortan weniger bewegt von den inhaltlichen Problemen als mehr von ihrem Gefühl der Schuld am Streit.

Sander gelingt es, weibliche Körper-Strategien abzubilden, die innerhalb von Enteignungs-Verhältnissen stattfinden. Moralische Werte wie Treue, Sittlichkeit spielen keine Rolle. Insofern ist das Buch enttabuisierend, schafft mehr Luft zum Atmen. Sobald aber die ideologische Selbst-Inbesitznahme des Körpers wegfällt, bedeutet er — in den Geschichten — den Frauen gar nichts mehr. Das Zersetzen von Normen, die zuvor soziale Distanzen ausbalancierten, indem Nähe und Ferne zwischen den Geschlechtern in Liebes- und Sexualitätsdiskursen bestimmt wurden, entkleidet den Körper jeglichen Schutzes. Sander führt vor, daß die Frauen diesen Vorgang als Ausblendung des Körpers im Sozialen leben (müssen). Sie schätzen ihn gering, wenn sie selbst in dem Moment nichts Körperliches wollen; und auf diese Weise überlassen sie ihn Männern.

### *Lehren aus den Weiberverhältnissen*

Sechsmal läßt Sander die »Damen ins Gespräch« kommen, berichten, worin sie sich unterstützen, bestätigen, Mut machen und sich einigen, was Männer so macht, wie sie gemacht sind. Der Feind ist der »ideelle Gesamt-ER« (146), von dem man sich nicht trennen kann: »Eben. Trennen. Schon wieder. Selbst wir. Weg mit dem, was dir nicht paßt. Weg mit der gelebten Zeit, in den Papierkorb. Rübe runter. Schwanz ab, 'Weg mit'. Auf allen Ebenen, bis SDI. Da kommen wir nicht gegen an.« (147) Frau K. wird von den anderen nicht gemäßig, alles auf einer Ebene auszuhandeln. Niemand ist da, die das spontane Denken in analytisches übersetzt, niemand auch, die die andere vor Problemanordnungen schützt, die jedes Handeln blockieren. Zum Beispiel, daß die, die »Weg mit« rufen (Weg mit den Pershings z.B.), andere sind als die, die sich selbst zum Staatsapparat erheben und »Rübe ab« fordern. Und eingegeben ist so auch, daß Frauen, als sie Anfang der siebziger Jahre »Schwanz ab« auf ein Plakat malten, Kulturkritik übten und auf einen recht komplexen Zusammenhang von Revolutionsführung und Haushaltsführung hinwiesen (vgl. F. Haug 1986).

Wenn es nicht um das Begreifen der eigenen Erfahrungen in den Gesprächen geht, um was dann? Es wird Kritik an Männern nachgeholt, die so in den kon-

kreten Situationen an ihnen nicht laut geübt werden konnte (in Erinnerung an Dr. K). Zum Beispiel kann laut gesagt werden, daß Frauen die Feigheit eines Mannes nicht ertragen. Es werden Geständnisse gemacht, z.B. daß Frau K. eigentlich immer einen Sohn wollte, sie »wollte das Wertvollste« (41). Das »Quatschen und Quatschen und Reden und Labern und wieder Quatschen hat einen praktischen Sinn. Es hilft, Unglück zu verhüten« (116), hofft Frau K.

Sander vermittelt durch die Gespräche, daß Frauen auf Männer angewiesen sind. Sie wollen Austausch, gemeinsame Arbeit, und leiden unter ihren Gefühlen, die sie für Männer hegen. Sowohl die Gespräche wie die Geschichten sind seltsam starr, immer wieder beginnt dasselbe von vorn. Frauen wollen Männer, aber andere; das machen sich die drei Damen K. immer wieder klar, während sie ins — mit seinem Monogramm verzierte — Taschentuch schneuzen. Bester Beleg für ihre seelische Gradlinigkeit: Sie hängen nicht nur an den Männern, sie tragen noch Jahre nach der Trennung wehmütig die von ihnen eingebrachten Utensilien auf.

Selbst wenn »vier Frauen und ein Mann« zusammenkommen, wird die Sichtweise nicht gebrochen. Die vier Feministinnen waren »als Frauen so hoch in der Hierarchie, daß ihnen die Begleiter ausgingen« (152). Sie beschließen, sich einen Mann für Kongresse und Veranstaltungen zuzulegen. Der Gefundene ist gut aussehend und weltgewandt. All das, was jetzt in dieser doch nicht alltäglichen Konstellation interessant sein könnte, wird systematisch ausgespart; statt dessen geht es um Eifersucht und die weibliche Belehrung in sexuellen Verhältnissen; d.h. die Feministinnen qualifizieren den jungen Mann als Liebhaber für — wie sie sagen — dessen Freundin. Danach: »Selber waren die Frauen wieder alleine, er aber hatte Freundinnen fürs Leben.« (158)

Sander führt die Verluste von Frauen vor, selbst wenn sie in der besseren Position sind. Und auch, daß Frauen von Männern nicht eigentlich etwas haben, aber das Haben ist wichtig. Ist es ein Fortschritt für Frauen, aus der persönlichen Liebe sexuelle Triebbefriedigungen zu machen, also historisch besehen einen Schritt rückwärts zu gehen? Durchkreuzt die ökonomische Freiheit die persönlichen Abhängigkeiten nachhaltig? Oder was passiert, wenn Frauen einen Mann nicht aus sexuellen Gründen wählen, sondern — fast feudalistisch — weil sie ihn gesellschaftlich brauchen?

Meine Verzweiflung stieg beim Lesen der Geschichten, da, was immer auch sozial oder politisch neu unterstellt wurde, die Geschlechter in immer dem gleichen — atavistischen — Verhältnis zueinander blieben. Und selbst in dieser letzten Geschichte, in der die Frauen doch über eine gemeinsame dritte Sache verbunden waren — die Bekämpfung des Patriarchats —, vermitteln sie sich über einen Mann.

### *Wahrheiten an den Mann gebracht*

Sander unterstellt, daß Frau K. immer einen Mann erwartet. Sie leitet das aus dem »Gesetz« ab, daß Männer immer eine Frau wollen, so daß Frauen nichts anderes übrigbleibt, als sich darauf einzustellen. Innerhalb dieser Anordnung gilt als Sieg, wenn die Frau schneller als der Mann gewählt hat. Gleichzeitig geht Sander davon aus, daß Frau K. sich häufig wie ein Mensch aufführt und ihr das Weibliche plötzlich und unerwartet zugemutet wird, zumeist in Form von Anträgen. Und ihre

dritte Unterstellung ist, daß Männer die Seele von Frau K. befallen wie Pilze die Füße. Vergangene Liebschaften sind Jahrzehnte gegenwärtig, unverarbeitet, dunkel und schicksalhaft. Männer nehmen Frauen »die Seele«, sie »brechen ihnen das Herz« (vgl. 125).

Diese drei Unterstellungen sind wichtig, um zu begreifen, warum Sander ihre Kulturkritik ausschließlich auf Männer richtet, und zwar in Form von aufklärerischen Monologen, von Frau K. gegen einen unaufgeklärten Mann geschleudert, wütend geschrien, pädagogisch sanft nachgefragt. Gegenstand der Aufklärung ist: die Frau. Frau K. selbst versucht, unermüdlich Männer zu verstehen, und richtet ihre Handlungen danach aus. Die Frauen-Unterdrückung reduziert sich so auf ein kommunikatives Problem, das fast eigentlich mehr die Männer schwächt als Frau K. »Sie wollte ihn ... nicht rauschmeißen. Das hätte er nicht verstanden, und vor allem hätte sie dann noch mehr erklären müssen« (29), denkt Frau K. über einen ihr fremden Mann, der dann in ihrem Bett übernachtet. Ein Motiv für die Aufklärung durch Frau K. ist die Angst der Männer: »Er fürchtete sie.« (128) »Dann wurde ihr klar, daß er Angst vor ihr hatte« (53). Und die beruht auf einem Mißverständnis: »Heinz S. spürte zu Recht die Zweifel von Frau K. an seiner Stärke. Nur wußte er nicht, daß sie die gar nicht von ihm verlangte.« (66) Und nun wird erbarmungslos von Frau K. aufgedeckt, wie schwach und letztlich inkompetent Männer sind: »Der Begriff 'männliche Gewalt', die es ja tatsächlich gibt, ist ein ... Popanz, dachte Frau K. hinter Heinz S. Die armen Würstchen, die sie ausüben, sind darin nicht mehr zu erkennen.« (67) Sander hält diese »Einsicht« zumindest in ihren Geschichten strikt durch: Eine Frau, die so von ihrem Mann verprügelt wurde, daß sie mit Gehirnerschütterung und Schädelfraktur im Krankenhaus liegt, hofft, »daß er, wenn er wieder bei Verstand sein würde, seine Gewalttätigkeiten erkennen und sich bei ihr entschuldigen würde« (38). Individuelle Erkenntnis und Kommunikation sind auch hier gewichtiger als die tatsächliche Gewalt (von der auch noch unterstellt wird, sie sei als Gewaltlosigkeit ausgeübt worden). Es ist, als würde die Feder von Sander von der Erbsünde geführt; die Erzählerin ist zwar überfordert, aber doch auch omnipotent, und mehr noch ist sie moralisch unanfechtbar, da danach jede weitere Sünde verhindert wurde. Die Erbsünde ist eine Übermächtigkeit, die nicht recht genutzt wurde: »Frauen ziehen ... diese Riesenbabies, diese Männer am Tropf hoch« (69) und sind also selbst schuld, daß diese sind, wie sie sind.

Es ist schwierig, die männliche kulturelle Struktur, in der Kompetenzen erworben werden, zu kritisieren und dabei die Notwendigkeit der Kompetenzen nicht auch lächerlich zu machen. Sander löst dies leider zu resolut. Auf einer Bergtour — es ist die erste von Frau K., und sie weiß nichts vom Bergsteigen, nichts vom Kartenlesen, nichts vom Wetter — wird uns Heinz S. in seiner eigentümlichen Prinzipienhaftigkeit vorgeführt: alle 500 Meter wird die Wirklichkeit mit der Karte verglichen bzw. umgekehrt; es werden von ihm so viele Lebensmittel eingekauft, daß er unter dem Gewicht kaum laufen kann. Nach langen Vorreden über das richtige Schuhwerk läuft sich Heinz S. schon am ersten Tag Blasen und unterdrückt mit verbissener Miene die Schmerzen. Treffen Männer aufeinander, sitzen sie gemeinsam über Karten und Wanderrouten. »Und die Frauen waren den Männern zugeneigt, wie es die Höflichkeit und die Klugheit erforder-

te. Sie murmelten bisweilen 'hm, hm', mit leerem Blick. Trafen sich die Blicke der Frauen zufällig, dann drehten sie die Köpfe, noch bevor das auf ihr Gesicht drängende Grinsen sich etablieren konnte, schuldbewußt wieder ihrem jeweiligen Gatten zu, der die nächste Route ausknobelte.« (60) Die Szene beschreibt sichtbare Realitätsdimensionen: Frauen zeigen die Eigentümlichkeiten im männlichen Verhalten. Da von Männern die Rede ist, wird Einverständnis gegen sie erzielt. Es ist ein Spiegel-Effekt wirksam, der die Wahrnehmung strukturiert: Würden sich die Männer ändern, könnten wir auf bessere Frauen blicken. Sander verbleibt in der Sichtweise, daß das »andere« Geschlecht nur durch das herrschende sichtbar wird. Als Feministin müßte sie die Empörung gegen diese Frauen und gegen sich selbst richten. Frau K. hat auf der Wanderung keine Wissenslücke gefüllt; auf der nächsten Wanderung wäre sie in derselben Weise dem Wissen eines Mannes ausgesetzt oder ausgeliefert. Sie beschäftigt sich die ganze Zeit mit dem Verhältnis, das er zu ihr hat/haben könnte/gehabt haben wird, und am Rande mit ihrem Verhältnis zu ihm. »Ihre Beziehungen waren die zwischen Supermächten, die gerade eine spannungsreiche Zeit mit gescheiterten SALT-Verhandlungen erlebten und sich durch Diplomatie Zeichen gaben, es nicht bis zum Äußersten kommen lassen zu wollen.« (78) Der Vergleich hatte mir zunächst gefallen, er gab den Mann-Frau-Beziehungen durch die geliebene Großpolitik selbst etwas Großes. Aber sind Frauen eine »Supermacht«? Und ist Abbildung von Männern als Supermacht nicht doch eine zu schlichte Vereindeutigung? Was passierte bisher, wenn Frauen es »bis zum Äußersten« kommen ließen (oder es zu ihnen kam), und was, wenn es Männer waren? Ist das Äußerste zwischen den Geschlechtern Mord und Vernichtung? Die alltägliche Bedrohung durch Männer, der alltägliche Verzicht von Frauen auf ein ausgreifendes Leben, die alltägliche Verhinderung von gesellschaftlichen Kompetenzen — wie wäre über all diese Vorgänge zu berichten, wenn man sie als Normalität skandalisieren will; der Alltag als kultureller Kampfplatz von Frauen wird von »Supermächten« beherrscht: Groß- und Werbeindustrien.

»Vielleicht, sagte sie sich, bin ich mit allen Leuten zu intim? Sollte ich Unterschiede machen? Aber sie wollte keine Unterschiede machen.« (77) Keine Unterschiede machen zu können, scheint mir tatsächlich der Hauptmangel von Frau K. zu sein und viele Leiden auszulösen, die mit Unterschieden vielleicht kleiner, auf jeden Fall aber lehrreicher wären. Das Verhältnis zu den Männern ist bei Frau K. — gleichgültig, wie entfernt sie sind — immer »intim«, immer so nah, daß es schnell zur Bedrohung werden kann und Entweder/Oder-Entscheidungen verlangt werden: entweder abreisen oder die Lage ertragen (oder den Mann doch verändern).

## Von den Wandlungen der Liebe und den Möglichkeiten, wenn sie fehlt

»Wie ich mich irrte und Proben nie bestand,  
doch hab ich sie bestanden, ein um das andre Mal«  
(Ingeborg Bachmann)

Sich erinnern heißt, das Gedächtnis umschreiben. Das Sich-Erinnern ist eine erlernbare Fähigkeit, sie kann ausgebaut, entwickelt werden. Wer versucht, sich die eigene Geschichte anzueignen, wird auf viele »Miterzähler« treffen: Moral, Kirche, Staat, theoretische Erklärungen, Ideologien, Normalität, »gesunder Menschenverstand«. Sie alle strukturieren die Probleme mit, für deren Lösung man sich erinnern will. Die Gegengewichte für die herrschaftliche Besetzung der Erfahrungen und ihre Erinnerung bilden Produktivkräfte, die in gesellschaftlichen Kämpfen gewonnen wurden: ideologiekritische Wissenschaften, Erfahrungen, Befreiungsbewegungen und Literatur. Die Produktivkräfte sind ungleich entwickelt, sie können einander blockieren, aber untereinander auch Anstoß sein für neue, bessere Problemformulierungen, für Sehverhältnisse mit mehr Tiefenschärfe. So besehen, werden die Geschichten der drei Damen K. wichtiges Material für die Frauenbewegung, wenn man sie als selbstkonstruierte Verarbeitungsweisen der Geschlechterverhältnisse liest. Anders als die Keuner-Geschichten, auf die sie anspielen, sind sie nicht so gebaut, daß das Staunen über Selbstverständlichkeiten unmittelbar erzeugt wird. Die LeserInnen müssen härter arbeiten als bei Brecht. Aber Lehrgeschichten sind es allemal.

Sander unternimmt einen literarischen Vorgriff auf Verhältnisse, in denen Frauen ökonomisch als Gleiche und sozial als Unabhängige ihre Lebensplanungen selbst gestalten. Die Geschichten antworten implizit auf zwei zentrale Fragen, die um Auskunft bitten über den kulturellen Zement in der Mann-Frau-Beziehung, der das Herrschaftsverhältnis absichert: zum einen, warum Frauen die neu gewonnene ökonomische Freiheit nicht als Freiheit und somit als Entlastung in den Beziehungen leben können, zum anderen, wie diese Beziehungen sich neu modellieren, wenn die Frauen eigene gesellschaftliche Orte für sich fanden.

Unser Projekt »Frauenformen« hatte für diesen letzten Zusammenhang herausgearbeitet, daß Frauen unter den gegebenen Bedingungen die Freiheit der »individuellen Geschlechtsliebe« (MEW 21, 52) notwendig brauchen, um gesellschaftliche Integration zu erlangen und Lebenssinn auszubilden (vgl. Andresen u.a. 1986). Indem sich eine Frau einem Mann zuneigt, eignet sie sich seine Perspektive an. Sie wählt ihn, wie man einen Beruf wählt. Der Mann verkörpert über sich selbst hinausweisende Möglichkeiten und ist ein Versprechen auf soziales/gesellschaftliches Glück. Frauen können das Fehlen von für sie vorgesehenen gesellschaftlichen Orten so lösen, daß sie »zwischen« sich und gesellschaftliche Möglichkeiten eine Beziehung mit eigenen Aufgaben schieben. Dies mag eine Bedingung dafür sein, daß die — nun auch von der CDU und Teilen der Grünen ins politische Rampenlicht gezogene — typisch weibliche Fürsorglichkeit etc. von nur einem Geschlecht erworben wird: Frauen tragen soziale Bedingungen unmittelbar und persönlich aus.

Setzt man die »Geschichten der drei Damen K.« und die Erinnerungsarbeit des Frauenformen-Projekts ins Verhältnis, lassen sich einige Lehren ziehen, mehr

aber noch neue Fragen stellen. Wenn wir kulturelle Handlungsfähigkeit in der Frauenbewegung nicht entwickeln, werden wir von der Normalität des Alltags an bestehende Herrschaftsverhältnisse gefesselt, selbst wenn sich die soziale Lage von Frauen ändert. Die Selbstverständlichkeit, daß Männer und Frauen »natürlich« zusammengehören und deshalb (also grundlos) ihr ganzes Leben unter sexuellen Anziehungs- und Distanzierungsprozessen abbilden, ist immer noch tief in die Denkförmungen eingelassen. In den Geschichten aus dem Projekt Frauenformen unterwarfen sich die Frauen den Männern nicht persönlich, sondern deren sozialen Perspektiven. Bei Sander, deren Frauen schon selber ausschreiten, leben sie mit Männern auch ausschließlich in unmittelbar persönlichen Verhältnissen. Aber sie leben alle Dimensionen dieser Verhältnisse zu allen Männern intim, gleichgültig, ob es sich um Vorgesetzte, gute Freunde, Liebhaber handelt oder um Tätigkeiten wie Wandern, Arbeiten, Lieben. Sander stellt die Befreiung aus der sozialen Notgemeinschaft Frau-Mann auch als Befreiung aus der »das-ganze-Leben-umfassenden-Gemeinschaft« vor. Frauen könn(t)en wählen, was sie mit welcher Distanz mit Männern zu tun haben wollen; sie sind nicht mehr persönlich abhängig, sondern z.B. von »Vetternwirtschaft«, Benachteiligungen, gewerkschaftlichen Kämpfen. Der ver-rückende Prozeß, der in den Geschichten jedoch einsetzt, ist, daß die Frauen sich jetzt persönlich *abhängig machen*. Sander lenkt alle Aufmerksamkeit auf die Dimensionen der ökonomischen und sozialen Emanzipation. Die »Erziehung der Gefühle«, die notwendig ist, um auch die Geschlechter-Traditionen zu verändern, wird ausgeblendet. D.h. es fehlt die psychische Dimension (die Selbstveränderung), die auch als Kampf mit kulturellen Geschlechts-Mustern Bedeutung erlangt. Die Geschichten zeigen überdeutlich: Männer tragen die Male der Herrschaft; Frauen tragen die Male der Unterdrückung nicht als Unterdrückte, sondern als Natur.

Diese neuen Frauen werden sich ihrer selbst aber auch schon anders bewußt; die herrschende Moral bedeutet ihnen nichts, sie brauchen sie nicht zur Stützung, sie müssen sie nicht in sich bekämpfen: im Sexuellen bzw. in ihrem Körper fühlt sich Frau K. nie schuldig, gehemmt, defizitär, nicht normal, betrogen oder betrügerisch. Diese Versuche, Dinge und Verhältnisse nicht nach ihrer Normalität zu befragen, sondern danach, ob sie Schaden anrichten, das Herrschende stützen, der eigenen Person Verletzungen zufügen, sind noch nicht allgemein geworden; sie sind Probehandeln. Sander läßt Frau K. die Folgen tragen, die häufig als größere Schwergewichtigkeit der eigenen Geschichte vorkommen. Dies könnte auch ein Grund dafür sein, daß Männer die Szenen beherrschen: jeder von ihnen war zunächst Hoffnung auf ein »gutes Leben«, dann der Verlust von Hoffnung auf bestimmte *soziale Verhältnisse*. In den Geschichten des Frauenformen-Projekts führten die »Enttäuschungen« zum Verlust des Mannes, und erhalten blieb die Hoffnung, daß ein anderer Mann eine bessere Zukunft bedeute. Hier verstellt ein Mann den Blick noch völlig auf soziale Bedingungen. Männer verkörpern bei Sander auch gesellschaftliche Perspektiven, aber ihnen wird ihr gesellschaftliches Sein vorgeworfen: Warum haben sie nicht mehr daraus gemacht? Hier nimmt sie den Standpunkt der Unterdrückten ein, die — schon auf dem Wege der Befreiung — sehen können, daß bereits einiges anders gelebt werden könnte; eine Sichtweise, die der Gegenseite, die zwischen sich und der



Veränderung noch zahlreiche Privilegien abzubauen hätte, nicht so leicht möglich ist.

Politisch und theoretisch ist zu lernen, daß der Begriff Emanzipation — der ja orientierende Funktion für unsere Kämpfe hat — noch einmal vorgelegt werden muß, um die Dimension der kulturellen Emanzipation einzuarbeiten: Wir brauchen eine Kultur der Emanzipation und eine kulturelle Emanzipation. Im ersten Fall müssen wir uns unsere Lebensbedingungen aus den Fremdverfügungen schälen und selbst gestalten, unsere Zusammenhänge (wieder) stärker vernetzen, Phantasien auf veränderte Lebensweisen richten, die das veränderte Leben halten und uns deshalb mit einem gesamtgesellschaftlichen Projekt verbinden. Im zweiten Fall gilt es — im selben Zuge —, die herrschende und männliche Kultur zu zersetzen. Wir brauchen ein (kollektives) Gedächtnis, das uns befähigt, uns nach vorn zu erinnern.

### Literaturverzeichnis

- Andresen, Sünne, u.a., 1986: Weibliche Lebensperspektiven und Männer. In: Haug, Frigga, u. Kornelia Hauser (Hrsg.): Der Widerspenstigen Lähmung. Argument-Sonderband 117. West-Berlin
- Bachmann, Ingeborg, 1985: Liebe: Dunkler Erdteil. Gedichte aus den Jahren 1942-1967. München, Zürich
- Becker-Schmidt, Regina u. Gudrun-Axeli Knapp, 1987: Geschlechtertrennung — Geschlechterdifferenz. Suchbewegungen sozialen Lernens. Bonn
- Beer, Ursula (Hrsg.), 1987: Klasse Geschlecht. Bielefeld
- Braun, Volker, 1976: Es genügt nicht die einfache Wahrheit. Notate. Frankfurt/M.
- Haug, Frigga, 1986: Perspektiven eines sozialistischen Feminismus. In: Das Argument 159. West-Berlin
- Hauser, Kornelia, 1987: Strukturwandel des Privaten? Das »Geheimnis des Weibes« als Vergesellschaftungsrätsel. West-Berlin
- Maron, Monika, 1982: Das Mißverständnis. Frankfurt/M.
- MEW =Marx-Engels-Werke Bd. 21, 1971. Berlin/DDR
- Sander, Helke, 1975: Rede des »Aktionsrates zur Befreiung der Frauen«. In: Frauenjahrbuch 1. Frankfurt/M.
- Wolf, Christa, 1987: Die Dimension des Autors. Essays und Aufsätze. Reden und Gespräche. 1959-1985. Darmstadt und Neuwied

### Weitere Beiträge zum Themenschwerpunkt

- Pollock, Griselda, 1987: Phantasie, Stimme und Macht. Feministische Kunstgeschichte und Marxismus. *Argument* 161
- Barrett, Michèle, 1986: Die »Dinner-Party« von Judy Chicago. *Argument* 157
- Jäger, Michael, und Gudrun Kohn-Wächter, 1985: Carmen und die Revolution. *Argument* 153
- Carter, Erica, 1985: Happy-End und Kalter Krieg. Eine feministische Lesweise der Liebesgeschichte. *Argument* 150
- Keitel, Evelyne, 1983: Frauen, Texte, Theorie. Aspekte eines problematischen Verhältnisses. *Argument* 142
- Martin, Bidy, 1983: Weiblichkeit als kulturelle Konstruktion. *Argument* 138
- Hooks, Bell, 1982: Ain't I A Woman. *Argument* 134

Margaret Atwood

**Küchengespräche\***

Es gibt einige Geschichten, die meine Mutter nicht in der Gegenwart von Männern erzählt: niemals beim Essen, niemals bei Einladungen. Sie erzählt sie nur Frauen, gewöhnlich in der Küche, wenn sie oder wir beim Abwaschen oder Erbsenauspühlen helfen oder die Enden der Fadenbohnen abschneiden oder Mais schälen. Sie erzählt sie mit gesenkter Stimme und ohne die Hände in der Luft zu bewegen, und sie sind nicht von Geräuscheffekten begleitet. Es sind Geschichten von gebrochenen Liebesschwüren, ungewollten Schwangerschaften, schrecklichen Krankheiten verschiedener Art, ehelicher Untreue, Nervenzusammenbrüchen, qualvoll langsamem Sterben. Sie sind nicht reich an Details und nicht mit Nebenhandlungen verwoben: Sie sind karg und sachlich. Die Frauen nicken ernst, während ihre Hände sich zwischen dem schmutzigen Geschirr oder den Gemüseschalen hin- und herbewegen.

Einige dieser Geschichten, das gilt als abgemacht, dürfen meinem Vater nicht weiter erzählt werden, da sie ihn beunruhigen würden. Es ist bekannt, daß Frauen mit solchen Dingen besser umgehen können als Männer. Männern darf man nichts erzählen, was ihnen zu weh tun könnte: die geheimen Tiefen der menschlichen Natur, die Erbärmlichkeit des Körperlichen könnte zu viel für sie sein oder ihnen Schaden zufügen. Zum Beispiel fallen Männer oft beim Anblick ihres eigenen Blutes in Ohnmacht, weil sie daran nicht gewöhnt sind. Aus diesem Grund soll man sich in der Blutspendezentrale des Roten Kreuzes nie hinter einen Mann in die Schlange stellen. Männer finden aus irgendeinem rätselhaften Grund das Leben schwieriger als Frauen. (Das glaubt meine Mutter, trotz all der weiblichen Körper, die in ihren Geschichten herumliegen, in die Falle gelockt, krank, verschollen, verlassen.) Männer muß man in der Sandkiste ihrer Wahl spielen lassen, möglichst fröhlich und ohne sie zu stören; sonst werden sie quengelig und essen ihren Teller nicht leer. Es gibt alle möglichen Dinge, für deren Verständnis Männer einfach nicht eingerichtet sind, warum es also von ihnen erwarten? Diese Ansicht über die Männer wird nicht von allen geteilt; sie hat allerdings ihre Vorteile.

»Sogar die Büsche rings ums Haus hat sie ausgegraben«, sagt meine Mutter. In dieser Geschichte geht es um eine zerbrochene Ehe: eine schwerwiegende Angelegenheit. Die Augen meiner Mutter werden weit. Die anderen Frauen beugen sich vor. »Das einzige, was sie ihm gelassen hat, war der Duschvorhang.« Ein kollektiver Seufzer folgt, ein tiefes Ausatmen. Mein Vater betritt die Küche, weil er wissen will, wann der Tee fertig ist, und die Frauen schließen die Reihen und wenden ihm täuschend leere, lächelnde Gesichter zu. Kurz danach kommt meine Mutter aus der Küche, die Teekanne in den Händen, und setzt sie feierlich an ihren gewohnten Platz auf den Tisch ...

\* Auszug aus *Bluebeard's Egg*. Vorabdruck aus der deutschen Ausgabe (erscheint 1989) mit freundlicher Genehmigung des Claassen-Verlages.

Als meine Mutter sechzehn war, hatte sie so langes Haar, daß sie darauf sitzen konnte. Damals ließen sich Frauen Bubiköpfe schneiden; es ging auf die zwanziger Jahre zu. Das lange Haar meiner Mutter machte ihr Kopfweh, sagte sie, aber mein Großvater, der sehr streng war, verbot ihr, es schneiden zu lassen. Sie wartete bis zu einem Samstag, an dem er, wie sie wußte, einen Termin beim Zahnarzt hatte.

»Damals gab es das Vereisen noch nicht«, sagt meine Mutter. »Der Bohrer wurde mit einem Fußpedal betrieben, und er machte *knirsch, knirsch, knirsch*. Der Zahnarzt selbst hatte ganz braune Zähne: er kaute Tabak, und er spuckte den Tabaksaft in einen Spucknapf, während er an deinen Zähnen arbeitete.«

Hier ahmt meine Mutter, die gut imitieren kann, das Geräusch des Bohrers und des Tabaksafts nach: »Rrrrr! Rrrrr! Rrrrr! Phht! Rrrrr! Rrrrr! Rrrrr! Phht! Es war jedesmal die reinste Höllenqual. Es war ein Geschenk des Himmels, als dann das Gas in Mode kam.«

Meine Mutter ging in die Zahnarztpraxis hinein, wo mein Großvater weiß vor Schmerzen auf dem Stuhl saß. Sie fragte ihn, ob sie sich das Haar abschneiden lassen dürfe. Er sagte, sie könne, zum Kuckuck noch mal, machen, was sie wolle, wenn sie nur verschwände und aufhörte, ihm auf die Nerven zu gehen.

»Also ging ich raus und gleich hin und ließ mir alles absäbeln«, sagt meine Mutter fröhlich. »Er war danach fuchsteufelswild, aber was half das? Er hatte schließlich sein Wort gegeben.«

Mein eigenes Haar liegt in einer Schachtel in einem Überseekoffer im Keller meiner Mutter, und ich stelle mir vor, wie es dort mit jedem Jahr, das vergeht, stumpfer und spröder wird und möglicherweise von Motten zerfressen; inzwischen sieht es vermutlich aus wie die verblichenen Kränzchen in viktorianischem Totengedenkschmuck. Vielleicht hat es auch einen trockenen Moder angesetzt; in seiner Seidenpapierhülle schimmert es schwach in der Dunkelheit des Koffers. Ich habe den Verdacht, meine Mutter hat vergessen, daß es dort drin ist. Es wurde, sehr zu meiner Erleichterung, abgeschnitten, als ich zwölf war und meine Schwester geboren wurde. Vorher hatte ich es in langen Korkenzieherlocken getragen: »Sonst«, sagt meine Mutter, »wäre es ein einziger wirrer Filz gewesen.« Meine Mutter kämmte es jeden Morgen, indem sie es um ihren Zeigefinger wand, aber als sie in der Klinik war, kam mein Vater nicht damit zurecht. »Er konnte es einfach nicht um seine dicken Finger legen«, sagt meine Mutter. Mein Vater schaut auf seine Finger hinunter. Sie sind in der Tat grobschlächtig verglichen mit den langen eleganten Fingern meiner Mutter, die sie als knochig bezeichnet. Er lächelt ein Miezekatznlächeln.

So kam es, daß mein Haar abgeschnitten wurde. Ich saß zum ersten Mal auf dem Stuhl in einem Friseursalon und sah zu, wie es über meine Schultern nach unten fiel, wie Spinnweben. Mein Kopf begann daraus aufzutauchen, kleiner, dichter, mein Gesicht eckiger. Ich alterte in fünfzehn Minuten um fünf Jahre. Ich wußte, daß ich jetzt nach Hause gehen und Lippenstift ausprobieren konnte.

»Dein Vater war entsetzt«, sagt meine Mutter mit verschwörerischer Miene. Sie sagt das nicht in Gegenwart meines Vaters. Wir lächeln über die seltsamen Reaktionen von Männern auf Haar.

*Aus dem Englischen von Helga Pfetsch*

Cora Kaplan

## Die Büchse der Pandora\*

### Klasse, Geschlechtlichkeit und Subjektivität

In der androzentriscen Literaturwissenschaft, die den Feminismus zu vereinnahmen sucht, hat bisher weder die bürgerlich-feministische Kritik im Gewand des traditionellen Humanismus noch ihre rebellische Schwester, die sozialistisch-feministische Kritik, einen Platz gefunden. (...) Die dominante feministische Strömung hat zunehmend die weißen, sexistischen, mittelschichtspezifischen Werte der traditionellen Literaturkritik übernommen. Im Augenblick besteht nicht die Gefahr, daß die feministische Kritik ein ungleiches Bündnis mit irgendeiner Spielart androzentrischer Wissenschaft eingehen wird. Ihre Theorie ist zwar in ihrer Diskussion des sozialen Geschlechts radikal, in ihren Annahmen über soziale Hierarchien und weibliche Subjektivität — die Büchse der Pandora aller feministischen Theorie — jedoch implizit konservativ.

Ohne die Klassen- und Rassenperspektiven, die sozialistisch-feministische Kritikerinnen in die Analyse literarischer Texte einbringen, wird die bürgerliche feministische Kritik mit ihrer Betonung des ganzheitlichen weiblichen Subjekts zwangsläufig die ideologischen Werte der Liebesromane reproduzieren. In deren fiktionaler Landschaft verblasen strukturierende Beziehungen der Gesellschaft, und nur das Drama der Geschlechterdifferenz wird zum entscheidenden Szenario. Die Groschenliteratur tendiert dazu, Geschlechterdifferenz als naturgegeben und unabänderlich abzubilden: eine essentielle, überhistorische Weiblichkeit befindet sich im libidinösen Kampf mit einer ebenso »vorgegebenen« universellen Männlichkeit. Selbst wenn Klassenunterschiede die Liebenden trennen, dienen sie nur als erzählerischer Hintergrund oder als kleine Hürde auf dem Weg zum unvermeidlichen heterosexuellen Happy-End. (...)

Gegen die Vorstellung einer natürlichen, essentiellen und widerspruchslosen Identität, gegen statische Weiblichkeit und Männlichkeit, kann die Aneignung moderner kritischer Theorie — semiotisch mit Betonung des Psychoanalytischen — von großem Nutzen sein. Diese Theorien über die Produktion von Bedeutung müssen andere als bloß sexuelle Effekte einbeziehen, oder sie werden über eine anti-humanistische, avantgardistische Version des Romantischen nicht hinausgehen. Weiblichkeit und Männlichkeit kommen im kulturellen Diskurs nicht als rein binäre Formen vor. Sie werden immer auch von anderen sozialen und kulturellen Bedingungen und Differenzen bestimmt. Wir artikulieren sowohl unsere Vorstellungen einer Überschreitung der Geschlechterverhältnisse wie unser Einverständnis mit der sexuellen Regulierung in diesen Hierarchien. Klassen- und Rassenideologien arbeiten ebenfalls mit der Geschlechterdifferenz. Rasse und Klasse selbst sind keine Metaphern für Geschlecht und umgekehrt, sondern ihre

\* Pandora's Box: Subjectivity, Class and Sexuality in Socialist Feminist Criticism. Zuerst erschienen in: Cora Kaplan: *Sea Changes. Essays on Culture and Feminism*, London 1986. Von der Redaktion gekürzt.

Bedeutung konstituiert sich wechselseitig durch eine narrative Invokation, eine Reihe assoziativer Begriffe in einer Kette von Bedeutungen. Sobald wir begreifen, wie Geschlecht und Klasse — um nur zwei Kategorien zu nehmen — *zusammenwirken*, verändert sich unsere Analyse der einzelnen Begriffe.

In feministischer Kritik an literarischen Texten taucht die Geschlechterdifferenz allzu oft losgelöst von Gesellschaft auf. Doch gerade Romane, Gedichte und Dramen sind besonders reiche Diskurse, in denen die Verschmelzung von Klassen-, Rassen- und Geschlechtssprachen durch die Eingliederung anderer Diskurse reproduziert und repräsentiert wird. Feministische Analysen sollten die Verflechtung von sozialen und psychischen Kategorien im Zentrum haben und die linguistischen Prozesse des Textes mit einbeziehen, da sie Subjektivität konstruieren und verorten. Literatur ist ein traditioneller Ort für die Erforschung der Geschlechterverhältnisse und sexuellen Unterschiede, ein Ort, wo Frauen in besonderer Weise präsent sind. Die Konzentration auf das Individuum ist für sozialistische Feministinnen nicht so problematisch wie die in dem Diskurs wurzelnde romantische Theorie des Subjekts. Die humanistisch-feministische Kritik wendet sich gegen den Ausschluß der Frauen aus dem Subjektdiskurs und nicht gegen die Vorstellung eines immanenten, transzendenten Subjekts selbst. (...)

### Die Psyche des Bürgers

Das Entstehen des modernen Feminismus und der romantischen Kulturtheorie war auch eine Antwort auf die Französische Revolution. Als die progressive britische Intelligenz plötzlich vor der Möglichkeit gesamtgesellschaftlicher Veränderungen stand, setzte sie alle Hoffnungen auf die bürgerlichen Freiheiten; die Regulation der gesellschaftlichen Belange sollte in die eigenen Hände genommen werden, falls die aristokratischen Privilegien zerstört würden. Sowohl der Feminismus, wie er in Mary Wollstonecrafts *Verteidigung der Rechte der Frauen* (1792) umrissen wurde, als auch die Romantik, wie sie Wordsworth im Vorwort zu den *Lyrical Ballads* (1800) vertreten hat, standen in einem engen, dynamischen und widersprüchlichen Verhältnis zur demokratischen Politik. All diese Diskurse konzentrierten sich auf den sozialen und psychischen Charakter des Individuums. Die öffentlichen und privaten Inhalte der sexuellen Unterschiede wie auch der Imaginationen und ihrer Produkte waren eng mit der optimistischen Konstruktion eines tugendhaften bürgerlichen Subjekts für eine schöne, neue, egalitäre Welt verknüpft. Theorien über das Lesen und das Schreiben bezogen sich ausdrücklich auf die zeitgenössischen politischen Diskurse.

In den neuen sozialen Kategorien für das autonome Subjekt waren Geschlecht, Rasse und Klasse von Anfang an ausgegrenzt. Rousseau nahm die Frauen explizit von seinen Definitionen aus, Jefferson die Schwarzen. Weit davon entfernt, unsichtbare ideologische Aspekte des neuen Themas zu sein, wurden diese Ausschlüsse auf beiden Seiten des Atlantiks heftig debattiert. Die Autonomie des Innenlebens, die dynamische Psyche, deren moralischer Triumph die Basis für eine republikanische Regierung bilden sollte, wurde als Grundelement fortschrittlichen politischen Denkens betrachtet.

Während die Begriffe des inneren Selbst und der moralischen Psyche dem 18. Jahrhundert zur Diskriminierung der Klassen, Rassen und des weiblichen Geschlechts dienten, begann die sozialistische Theorie des späten 19. Jahrhunderts die politische Bedeutung des psychischen Selbst zu relativieren und politische Moral sowie das bürgerliche Subjekt vor allem in gesellschaftlichen Kategorien zu bestimmen. Im sozialistischen Denken entwickelte sich ein kollektiver Moralismus, der — statt die reaktionären Interpretationen des psychischen Lebens zu kritisieren — Gefühle selbst stigmatisierte und ihren Überschwang als regressiv, bürgerlich und unpolitisch wertete.

Überflüssig zu sagen, daß der Feminismus Probleme mit dieser Sichtweise hatte. Mehrere sich widersprechende Gegenentwürfe wurden entwickelt. Einige Frauen gingen davon aus, daß die weibliche Psyche identisch mit der männlichen, jedoch durch systematische patriarchalische Einwirkungen verformt sei (z.B. Wollstonecraft). Soziale Reformen könnten verhindern, daß Frauen sich regressiv in Sexualität und Gefühle verstricken. Andere rehabilitierten die weibliche Psyche, setzten sie aber der männlichen diametral entgegen. Dies ist die Basis, auf der der radikale Feminismus weibliche Sexualität als autonom verteidigt und sie zwischen Frauen als moralisch erstrebenswert, im heterosexuellen Kontext als erniedrigend betrachtet. An die Stelle der Komplementarität der Geschlechter tritt die Logik des Separatismus. Eine dritte Sichtweise behauptet, die Konzentration auf eine psychische Differenz sei ideologisch. Statt eine dieser Möglichkeiten zu wählen, müßte sozialistisch-feministische Kritik die Beziehung zwischen weiblicher Subjektivität und Klassenidentität begreifen. Bisher stand die soziale Konstruktion von Weiblichkeit und sexueller Differenz im Zentrum, problematisch blieb der Zusammenhang der sozialen und politischen Bestimmungen mit der Analyse der psychischen Geschlechter-Anordnung. (...)

Für humanistische Feministinnen stellt sich die Möglichkeit eines geeinten Selbst und eines integrierten Bewußtseins, das die materiellen Umstände transzendieren kann, als Erfüllung des Begehrens, als Happy-End dar. Die psychische Fragmentierung, die durch die literarischen Frauenfiguren zum Ausdruck gebracht wird, wird als wichtigstes Zeichen geschlechtlicher Unterordnung gesehen, die letztlich bedeutungsvoller als die gesellschaftliche Unterdrückung erscheint. Dementsprechend wird der Kampf für eine integrierte weibliche Subjektivität in den Texten des 19. Jahrhunderts nicht in Frage gestellt. Die feministisch-sozialistische Literaturwissenschaft hingegen tendiert dazu, den sozialen und ökonomischen Inhalt des Narrativen in den Vordergrund zu rücken und dessen psychische Anteile so weit wie möglich in gesellschaftliche Kategorien zu fassen. Weiblicher Zorn und weibliches Leiden könnten durch gesellschaftliche Veränderungen beseitigt werden. Die Betonung der psychischen Dimension wird als Aufwertung des Anarchischen und Regressiven betrachtet und damit als Strategie, die untergeordnete Position von Frauen (als unvernünftige soziale Wesen) in der herrschenden Kultur festzuschreiben. (...)

Es steht noch aus, semiotische und psychoanalytische Perspektiven in die soziale, ökonomische und politische Analyse zu integrieren. LiteraturwissenschaftlerInnen neigen dazu, *einen* der Bereiche zu betonen, selbst wenn sie die Bedeutung beider Komplexe und die Notwendigkeit, sie zu verbinden, aner-

kennen. Ein Vergleich zweier hervorragender Aufsätze zu Charlotte Brontës *Villette* (1853), beide aus sozialistisch-feministischer Perspektive, verdeutlicht dieses Problem.

### Fragmentierte Subjektivität

Mary Jacobus bedient sich der psychoanalytischen und linguistischen Theorien Lacans, um die erzählerische Aufspaltung der Subjektivität in *Villette* zu erforschen, und konzentriert sich auf die anti-realistischen Elemente des Romans. Sie setzt Brontës feminisierte Verteidigung der Imagination und die nicht immer zuverlässige Ich-Erzählerin in Beziehung zu der Spannung zwischen Weiblichkeit und Feminismus, die auf die Debatten von Rousseau und Wollstonecraft zurückgeht. Sie liest die Brüche und Leerstellen im Text als Ausdruck des Psychischen und verknüpft sie historisch mit den sozialen und politischen Vorstellungen des 19. Jahrhunderts. Doch die sozialen Bedeutungen des Romans verblassen vor der »machtvollen Präsenz der Phantasie«, die *Villette* lebendig macht und »in den Leserinnen jene Wünsche befriedigt, die danach streben, die Realität zugunsten eines gehorsamen, kontrollierbaren, narzistisch angenehmen Bild des Selbst und seiner Beziehung zur Welt« zurückzuweisen (Jacobus 1979, 51). In Jacobus' Interpretation stehen Psyche, Begehren und Phantasie für die unterdrückten, größtenteils positiven Elemente eines vergessenen Feminismus, während das Soziale für die gesellschaftliche Regulierung im viktorianischen Zeitalter steht. Diese gesellschaftlichen Bedeutungen werden bei Jacobus nur angedeutet und damit als statisch und problemlos vereinbar dargestellt. Um zu untersuchen, wie *Villette* psychische Realität abbildet, muß anscheinend die Dynamik des gesellschaftlichen Diskurses von Geschlecht und Identität unterdrückt werden, woraus das neue »Unbewußte« des Textes entsteht.

Judith Lowder Newtons Analyse desselben Textes beschäftigt sich ebenfalls mit den Konflikten zwischen den feministischen Dimensionen des Romans und der Evokation weiblichen Begehrens. Ihre Interpretation konzentriert sich auf die sozialen Dimensionen, auf die Suche nach einer möglichen *détente* zwischen den herrschenden bürgerlichen Weiblichkeitsideologien und den progressiven Definitionen weiblicher Autonomie. Bei Newton schließt die »internalisierte Ideologie der weiblichen Sphäre« (1981) sexuelle und romantische Sehnsüchte ein, die bei Jacobus potentiell radikal und für die viktorianischen Geschlechterideologien disruptiv sind. Newton betrachtet die psychische Ebene vorrangig als einen Hort der regressiven Elemente weiblicher Subjektivität: Sehnsucht nach Liebe, nach Abhängigkeit sowie dem materiellen und emotionalen Komfort einer festen Klassenidentität. Diese »verinnerlichten« Sehnsüchte befinden sich im Konflikt mit den rebellischen, nach Autonomie strebenden feministischen Impulsen, die in einem rationalen Verständnis der Klassen- und Geschlechterunterdrückung wurzeln. Newtons Interpretation konzentriert sich auf den realistischen Text und betont die Kritik der Klassengesellschaft und die Behinderungen durch bürgerliche Weiblichkeitsvorstellungen.

Die Textstellen und die narrativen Elemente, die Jacobus und Newton analysieren, sind so unterschiedlich, daß sogar die mit *Villette* vertrauten Leserinnen

kaum glauben mögen, daß beide Kritikerinnen denselben Text lasen. Die psychische Dimension existiert zwar in Newtons Interpretation, aber als totes Gewicht einer verinnerlichten Ideologie. Für sie sind die Wörter »versteckt«, »privat« und »Sehnsucht« stigmatisiert, während sie von Jacobus gefeiert werden. Für beide ist die weibliche Subjektivität der Ort, an dem die oppositionellen Kräfte von Weiblichkeit und Feminismus aufeinanderprallen, aber sie verorten diese Elemente in verschiedenen Teilen des fragmentierten literarischen Selbst. Weder Newton noch Jacobus argumentiert für die Utopie einer integrierten Subjektivität. Aber indem sie das jeweils oppositionelle Element negieren, wird die Sehnsucht evident, die Brüche zusammenzuführen, die weibliche Subjektivität charakterisieren — Trennungen zwischen Vernunft und Begehren, Autonomie und abhängiger Sicherheit, psychischer und sozialer Identität.

### Fesseln der Sinnlichkeit

Die Schwierigkeiten der *Villette*-Lektüre aus materialistisch-feministischer Perspektive verweisen darauf, daß es bei der Polarisierung gesellschaftlicher und psychischer Erklärungen um mehr als um zwei unterschiedliche Ansätze geht. Es stehen auch moralische und politische Fragen zur Debatte. Um zu verstehen, warum weibliche Subjektivität so mit Angst und Schwierigkeiten beladen ist, müssen wir zur ersten ausführlichen Diskussion des psychischen Ausdrucks von Weiblichkeit in Mary Wollstonecrafts *Verteidigung* zurückgehen. Das Interesse am psychischen Leben der Frauen als ein entscheidendes Moment ihrer Unterdrückung und Befreiung ist nicht erst ein Freudsches Phänomen, sondern hat eine lange Tradition in feministischem Schreiben. Sie beginnt mit Wollstonecraft, deren Schriften bis heute von zentraler Bedeutung sind, denn ihr Interesse an der Emanzipation der Frauen wurzelt in ihrer revolutionären Politik.

Wie so viele RevolutionärInnen des 18. Jahrhunderts sah Wollstonecraft ihre eigene Klasse, die aufsteigende Bourgeoisie, als revolutionäre Avantgarde, und sie wandte sich vor allem an die Frauen dieser Klasse. Das vorwiegende Interesse an der Mittelschicht und die Konzentration auf die Natur weiblicher Subjektivität bilden für den heutigen sozialistischen Feminismus Grund zur Besorgnis. Wenn Frauen aus massiver sozialer und ökonomischer Unterdrückung in relative Autonomie und politische Wahlfreiheit entlassen sind, werden ihre sozialen und psychischen Probleme thematisiert. In der Literatur sprechen die Frauenfiguren seit über 200 Jahren als begehrende Subjekte, formulieren politisch »rückschrittliche« Sehnsüchte nach Abhängigkeit und Liebe ebenso wie akzeptablere Forderungen nach Autonomie und Unabhängigkeit. Mary Wollstonecraft war die erste, die Frauen vor die schicksalhafte Wahl zwischen den einander ausschließenden und moralisierten Bereichen Verstand und Gefühl stellte, die nach wie vor einen Großteil feministischen Denkens bestimmt. Der Rahmen, in dem sie ihre Ideen entwickelte, wurde von Rousseaus Schriften beeinflusst. Mit dem romantisch-politischen Optimismus, zwischen dem Sturm auf die Bastille und dem Terror, war es an der Zeit, Rousseaus vernichtendes Urteil über die weibliche Natur zu widerlegen. Wie sonst könnten Frauen frei und gleichberechtigt an der neuen Welt, die jenseits des Kanals entstand, teilnehmen? (...) Wollstonecraft



verwarf Rousseaus Beschreibung des Geschlechterunterschieds, die Frauen in der nach-revolutionären Gesellschaft genau dort belassen würde, wo sie waren, »in ihren Familien eingekerkert, im Dunkeln tappend« (1983, 87).

Im *Émile* (1762/1981) beschreibt Rousseau die Erziehung des neuen Mannes, bürgerlich und fortschrittlich, der in der Lage sein würde, mit den republikanischen Freiheiten umzugehen. Im fünften Buch umreißt er seine Theorie der natürlichen Geschlechterasymmetrie. Bei allen Menschen sei Leidenschaft natürlich, aber bei Frauen werde sie nicht von der Vernunft — ein männliches Attribut — kontrolliert. Frauen seien deshalb »ihr ganzes Leben lang ... dem beständigsten und grausamsten Zwang unterworfen, nämlich dem der Schicklichkeit. Sie müssen also zuerst an den Zwang gewöhnt werden, damit es ihnen später keine Mühe mehr macht, ihre Launen zu beherrschen und sie dem Willen eines anderen unterzuordnen.« (1981, 399)

Rousseau maß der vermeintlich anarchischen, destruktiven Kraft des ungezügelt weiblichen Begehrens enormes symbolisches Gewicht bei. Als Objekte des Begehrens machte er ausschließlich die Frauen für männliches »Leiden« verantwortlich. Wenn sie ihrem Begehren freien Lauf lassen könnten, wären die »Übel«, die sie verursachen würden, unvorstellbar. Deshalb müsse die Familie und die Rolle der Frau als Mutter die Basis der neuen Gesellschaft bilden. Überdies fungiert in Rousseaus System der Vorschriften und Zwänge die »Schicklichkeit« der bürgerlichen Frau als zusätzlicher Schutz gegen die ungezügelte männliche Lust, sollte deren natürliche Hüterin, die Vernunft, einmal versagen. Seine politische Strategie, das Schicksal einer Klasse über das sexuelle Verhalten der Frauen abzubilden, war nicht neu. Neu war die Verbindung dieser Geschlechterideologie mit dem Schicksal einer progressiven Bourgeoisie, deren männlichen Bürgern eine autonome Identität zugeschrieben wurde.

Dreißig Jahre nach *Émile* teilte Mary Wollstonecraft mit vielen anderen die politische Vision Rousseaus. (...) Sie akzeptierte seine Beschreibung der Frau als Sinneswesen, schrieb aber diesen unseligen Zustand nicht der Natur, sondern der Kultur zu. Er sei das üble und zerstörerische Resultat einer Praxis, die sich an Rousseaus Theorien der Geschlechterdifferenz und der weiblichen Erziehung orientiere. Auch Wollstonecraft hielt exzessive Sinnlichkeit für gefährlich, aber sie sah den Schaden in erster Linie für die Frauen selbst, deren Potential durch ihre männerorientierte Erziehung gebrochen werde. Da sie vorpubertäre Kinder als geistig und emotional ungeschlechtlich und frei von korruptem Begehren erlebte, wies sie Rousseaus Theorie einer angeborenen, infantilen weiblichen Sexualität scharf zurück. Die erniedrigte Weiblichkeit werde durch eine Reihe gesellschaftlicher Praxen konstruiert, die durch kontinuierliche Bestätigung internalisierte Bestandteile des Selbst werden:

»Alles, was sie denken, bezieht sich auf diesen oder jenen kleinen entwurf, der immer nur die erregung sinnlicher aufwallungen zum zweck hat: und weil sie da *fühlen*, wo sie *räsonicren* sollten, so kann ihre handlungsweise keine festigkeit gewinnen und ihre überzeugungen müssen einem ewigen schwanken unterworfen sein ... Romane, musik, dichtkunst, galanterie — kurz, alles arbeitet darauf hin, aus den weibern wesen zu machen, die sich nur durch sinnliche eindrücke bestimmen lassen ...« (1975, 120f.)

Für Wollstonecraft war die Sinnlichkeit der Frauen eine fesselnde und lähmende »Ansteckung«, eine Projektion männlicher Lust. Sie verwandele Frauen in ab-

hängige und degenerierte Kreaturen, die dennoch der Illusion anheimfallen, unabhängig zu handeln. Eine Erziehung, die Frauen von potentiell rationalen Wesen in »unbedeutende gegenstände bloss sinnlicher wünsche« (ebd., 42) verwandele, sei zudem kaum reversibel. Nur ein höchst ungewöhnliches Individuum könne eine derart korruptierte Subjektivität überwinden. (...)

Auffällig an der *Verteidigung* ist die undifferenzierte und zentrale Rolle, die sexuelle Leidenschaft in der Korruption und Degradierung des weiblichen Selbst spielt. Die sich überschneidenden Diskurse der Aufklärung und der Romantik über die psychische Organisation machten eine strikte Trennung zwischen Rationalem und Irrationalem, zwischen Vernunft und Gefühl. *Bei Männern* hielten sie Empfindsamkeit jedoch nur bedingt für einen antisozialen geschlechtlichen Trieb, er enthielt insofern ein starkes positives Element, als die Kraft der Imagination darauf beruhte. Sexuelle Leidenschaft, vermittelt durch die Vernunft, konnte in der Kunst produktiv umgesetzt werden — von Männern. (...) Bei den Frauen gingen das Irrationale, das Vernünftige, das Imaginierte in einer alles verschlingenden Sexualität unter. Das mütterliche Gefühl bildet in Wollstonecrafts Schriften das einzige positive Element des leidenschaftlichen Teils der Psyche. Indem Wollstonecraft die Frauen gegen Rousseaus Negation ihrer Vernunft verteidigt, stimmt sie unabsichtlich seinem negativen, erotisierten Entwurf des weiblichen Gefühlslebens zu. Sie äußert wiederholt den Wunsch, daß die Frauen »im Anschluß an eine zukünftige Revolution« in der Lage sein mögen, eine weniger narzistische und schädliche Sexualität zu leben. Bis dahin müßten sie eine Erziehung fordern, deren zentrale Aufgabe in der Kultivierung ihres vernachlässigten »Verstandes« liege. (...) Für Wollstonecraft verstärkten Sentimentalität und Sinnlichkeit eine bereits dominierende und fesselnde Geschlechternorm, die Frauen veranlaßte, einen untergeordneten Platz in der Kultur einzunehmen. Das »Laster«, zu dem die gefühlsselige Literatur einlade, wirke sich in erster Linie auf die Frauen verheerend aus und erst in zweiter Linie auf die ganze Gesellschaft. Ein liberaleres Regime für Frauen sei zugleich Ziel und Heilmittel für die sentimentale und erotische *Malaise*. In der *Verteidigung* wird die Unterdrückung der Frauen wiederholt mit anderen Herrschaftsverhältnissen verglichen, insbesondere mit der damaligen aristokratischen Hegemonie. (...)

### Klasse und Geschlecht

Eine Hauptschwäche humanistischer Literaturwissenschaft liegt in der Auffassung, die Funktion der Literatur bestünde in der mimetischen oder realistischen Repräsentation. Humanistische LiteraturwissenschaftlerInnen identifizieren sich mit dem Anspruch, daß der Text Realität abbilde, und reagieren als einfühlsame LeserInnen, die die Authentizität dieses Anspruchs anhand des Textes prüfen. Marxistische LiteraturwissenschaftlerInnen gehen jedoch davon aus, daß AutorIn und Text innerhalb des Ideologischen sprechen: der Anspruch auf fiktionale Wahrheit und Authentizität müsse zu einer bestimmten historischen Betrachtungsweise von Kultur und Kunst in Beziehung gesetzt werden, die sich in der Romantik entwickelte. Semiotische und psychoanalytische Theorien zur Repräsentation verneinen eine authentische, mimetische Kunst überhaupt. Sie be-

trachten den Text als Zeichensystem, das Bedeutung konstruiert statt reflektiert und die Subjektivität von AutorIn und LeserIn gleichzeitig festschreibt. Literatur bürgerlicher Autorinnen wird vom Standpunkt einer klassenspezifischen Weiblichkeit geschrieben. Sie bezieht die LeserInnen in den Prozeß der Entstehung anderer Subjekte, der Figuren des Textes, ein. Diese fiktionalen Charaktere sind strukturelle Bestandteile der Erzählung einer Träumenden, keine getreuen Abbildungen des gesellschaftlich Realen.

Für den Feminismus sind die Implikationen dieser Negation des textlichen Realismus schwer zu akzeptieren, und sei es auch nur, weil Literatur einer der wenigen öffentlichen Diskurse war, in denen Frauen sich selbst äußern konnten. Dennoch — nie kann die Subjektivität von Frauen anderer Klassen und Rassen und mit anderer sexueller Orientierung »objektiv« oder »authentisch« von weißen, heterosexuellen Autorinnen der Mittelschicht dargestellt werden. Das Wesen der Fiktion und die verschobene Beziehung der weiblichen Subjektivität zu Kultur und zu psychischer Identität unterlaufen dieses Ziel. Aus den Texten von Frauen können wir jedoch viel über die kulturellen Bedeutungen lernen, die aus der Aufspaltung der weiblichen Subjektivität — insbesondere der Sexualität — in Klassen- und Rassenkategorien entstehen. Hierzu brauchen wir jedoch einen präziseren Arbeitsbegriff von »Klasse«.

Klasse ist ein zentraler, aber statischer Begriff in sozialistisch-feministischen Ansätzen. Sozialistische Literaturwissenschaftlerinnen zögern, Literatur als wichtige Produktionsstätte von Klassenbedeutung anzuerkennen, weil sie von »realen« ökonomischen und politischen Bestimmungen weit entfernt scheint. Ein ähnliches Problem resultiert aus der umgekehrten Annahme, daß sich alle materiellen Klassenbedingungen in diesem Diskurs erkennen lassen, ja daß sie hierin am umfassendsten repräsentiert seien, da Sprache selbst materiell sei.

Die Auffassung über die Geschichte der Klassen erfuhr eine umfassende Neubewertung unter SozialhistorikerInnen. In *The Language of Class* macht der britische Historiker Jones einige radikale Vorschläge für die Analyse der Repräsentation. »Klasse« solle auf ihren linguistischen Inhalt untersucht und als Begriff analysiert werden; seine differentielle diskursive Konstruktion müsse erkannt werden, und ihr sei eine gewisse Autonomie zuzugestehen: »weil es verschiedene Sprechweisen von Klasse gibt, können wir nicht davon ausgehen, daß die verschiedenen Vorstellungen über das, was Klasse ist, auch nur einen einzigen gemeinsamen Bezugspunkt in früheren Gesellschaften haben. Das gilt für 'Klasse' als Grundbegriff zur Beschreibung der bestehenden Gesellschaft, für 'Klasse' als Resultat eines theoretischen Diskurses über Distributions- oder Produktionsverhältnisse, für 'Klasse' als Summe einer Ansammlung kulturell signifikanter Praxen oder für 'Klasse' als eine bestimmte Art politischer oder ideologischer Selbstdefinition.« (1983, 7f.) (...) Klasse wird auf bewußten und unbewußten Ebenen durch eine Vielfalt von Sprachen und Praxen an jedem beliebigen Punkt der Geschichte »gemacht« und »gelebt«.

Inwiefern können uns diese unterschiedlichen Sprechweisen helfen, Klasse und Geschlecht, das Soziale und das Psychische zusammenzufügen, ohne es zu reduzieren? Zunächst einmal schaffen diese Unterschiede einen Abstand zwischen ökonomischen Beziehungen, wie sie im Marxismus analysiert werden,

und der Rhetorik im Roman. Die Klassensprache eines Romans des 19. Jahrhunderts bezieht sich nicht ausschließlich auf die materiellen Umstände der ProtagonistInnen. Im Roman geht die Sprache einer Klasse der Sprache des Selbst voraus, dem inneren Diskurs des Subjekts *als* Klassensprache. Klassendiskurs im Roman ist geschlechtlicher Diskurs, die Positionen Emils und Sophies erhalten dramatische Form. In der Literatur ist Klasse auf eine völlig andere Weise eingebettet als im bürgerlichen ökonomischen Diskurs oder in marxistischen ökonomischen Analysen. In diesen Diskursen über Klasse wird das *Geschlecht* mystifiziert, in ideologischer Form präsentiert. In der Literatur kommt Geschlechterdifferenz auch ideologisch vor, jedoch in den sozialen Beziehungen einer Klasse und als psychische Dimension. Literatur widersteht der Vorstellung einer geschlechtsneutralen Klassensubjektivität und einer Reduzierung von Klassenbedeutung und Klassenidentität auf die Produktivkräfte.

Sozialistisch-feministischen Kulturanalysen fiel es leichter, die Repräsentation der visuellen oder linguistischen Fusionen von Klassen- und Geschlechterbedeutungen zu beschreiben, als die Rolle zu bestimmen, die diese Fusion in der Konstruktion der beiden Kategorien spielt. Nehmen wir an, daß in diesen bedeutungszuordnenden Praxen Klasse durch Geschlechterdifferenz bestimmt wird und umgekehrt. »Klasse« muß durch das Ensemble oftmals widersprüchlicher Sprechweisen und in Hinsicht auf ökonomische Zusammenhänge gelesen werden. Die überwältigende Präsenz von Geschlecht in einigen Klassensprachen und seine Abwesenheit in anderen darf nicht mit einer einzelnen Bestimmung von Klassenrealität verbunden werden, sondern muß zur heterogenen und widersprüchlichen Natur dieser Realität in Beziehung gesetzt werden.

Literatur selbst ist ein heterogener Diskurs, der andere »Sprachen« von Klasse und Geschlecht assimiliert, kontextualisiert und kommentiert. Im Roman des 19. Jahrhunderts schreiben die klassenspezifischen Sprechweisen ein System fest, dessen Aufspaltungen und Grenzen absolut und undurchdringlich und zugleich beständig von Auflösung bedroht sind. In diesen Texten ist es oft die Frau, deren Klassenidentität gefährdet oder problematisch ist. Die Frau und ihre Sexualität verschmelzen und werden zur Repräsentation der gefährlichen Instabilität von Klassen- und Geschlechteridentität verschoben. Verlust und Wiedergewinn der weiblichen Identität innerhalb des Romans bietet eine imaginäre, wenn auch nur kurzfristige Lösung für die Krise der Weiblichkeit *und* der Klasse. Keine der beiden Kategorien — Klasse oder Geschlecht — war je so stabil wie die Ideologien, die sie reproduzieren. Die vielschichtigen Repräsentationen von Klasse und Geschlecht sind keine generischen Metaphern, die sich nur in der Literatur finden. Sie kommen in vielen anderen Diskursen des 19. Jahrhunderts vor — metonymische, assoziative Tropen, verbunden durch unvergleichliche Ähnlichkeiten, durch eine Bedrohung der Identität und des Status, die beiden (hierarchischen) Differenzstrukturen immanent ist. (...)

Die Art und Weise, wie Klasse und Geschlecht gelebt werden, ist dem politischen Bewußtsein nur bedingt zugänglich. Die unbewußten Prozesse, die subjektive Identität konstruieren, sind auch die Strukturen, durch die Klasse gelebt und verstanden und politische Unterordnung und Rebellion organisiert wird. Sally Alexander (1984) verfißt die Nützlichkeit der Psychoanalyse für historische

Analysen und betont, daß deren Theorien nicht unbedingt eine universale menschliche Natur implizieren. Im Gegenteil, Subjektivität werde durch das gesellschaftliche Umfeld mitstrukturiert, das immer historisch spezifisch sei. Literarische Texte verweisen auf die fragmentarische Natur der sozialen und psychischen Identität und zeigen, wie soziale Bedeutung psychisch repräsentiert wird. Literatur sagt uns mehr über die Überlagerung von Klasse und Geschlecht, als wir den materiellen und sozialen Umständen der literarischen Figuren und der AutorInnen entnehmen können.

Literatur sagt uns weniger über die rein gesellschaftlichen Rituale einer Klassengesellschaft, die auf geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung basiert, als über die symbolische Kraft von Klasse und Geschlecht in der Organisation unserer sozialen und politischen Imagination. Die doppelte Einschreibung von geschlechtlicher und sozialer Differenz ist die häufigste und charakteristischste Trope in der Literatur des 19. Jahrhunderts. In diesen Texten ist die Differenz zwischen Frauen mindestens so bedeutsam wie die zwischen den Geschlechtern, und zwar hinsichtlich der Repräsentation von Klasse und Geschlecht. Dies bleibt durch die Betonung der Geschlechtertrennung in der bürgerlichen Kritik oft unbeachtet. (...) Die Symbiose von Vernunft und Leidenschaft, die den Frauen zugeschrieben wird, dient ebenso zur Charakterisierung der Frauen und Männer der Arbeiterklasse, anderer Rassen und Kulturen. Die Grenze zwischen dem Primitiven und dem erniedrigten Weiblichen ist fließend, sie wird gewöhnlich im herrschenden Diskurs übersehen und praktisch genutzt, um die bürgerlichen und politischen Rechte der Schwarzen, der Frauen und der Arbeiter zu beschneiden.

Durch diese Kette von kolonialen Assoziationen wurden ganze Kulturen »feminisiert«, als »schwarz« und »verarmt« dargestellt — wobei jede abwertende Konstruktion die anderen impliziert und evoziert. »Wahre Weiblichkeit« mußte vor dieser drohenden linguistischen Verseuchung geschützt werden, nicht nur vor der minderen Subjektivität und der gefährlichen Sexualität der Prostituierten der unteren Klassen, sondern vor allen vergleichbar beschriebenen untergeordneten Subjektivitäten. Die Differenz zwischen Frauen und Männern der herrschenden Klasse mußte festgeschrieben werden, um die Abgrenzung zu den Mitgliedern anderer Klassen zu erhalten. Diese fragmentarischen Definitionen von weiblicher Subjektivität waren nicht nur eine Form, die die moralische Tugend der herrschenden Klasse durch den Geschlechtscharakter ihrer Frauen repräsentierte, sondern sie standen in einem Wechselverhältnis zu der Art und Weise, wie die Frauen der Mittel- und Oberschicht ihr eigenes Dasein verstanden und vertraten. Es veranlaßte sie, auf Frauen mit niedrigerem sozialen Status und farbige Frauen ebenso wie auf die »traditionell« korrupte Aristokratie all das zu projizieren, was beim weiblichen Geschlecht als lasterhaft und regressiv eingestuft wurde.

Es ist bestürzend, diese Projektionen und Verschiebungen in den Schriften von Radikalen und Feministinnen — von Wollstonecraft bis Woolf — ebenso zu finden wie in konservativen Diskursen über Geschlecht und Gesellschaft. Sie fallen insbesondere bei den AutorInnen auf, die der Darstellung des geistigen Lebens und der libidinösen Organisation der Aufklärung und den damit verknüpften moralischen Werten verbunden waren. In der *Verteidigung* werden Arbeiterfrauen ganz unbekümmert als Prostituierte oder negativ disponente Bedienstete

konstruiert, die die bürgerliche Unschuld korrumpieren. Ein paar Seiten später finden wir sie im Diskurs der Radikalen als die brutalisiertesten Opfer des aristokratischen und patriarchalen Despotismus abgebildet. Am erschreckendsten — da unserer Zeit näher — ist der Kontrast zwischen Virginia Woolfs öffentlicher Unterstützung der Arbeiterfrauen und der Geringschätzung, mit der sie die Gefühle und Interessen ihrer weiblichen Bediensteten in ihren Tagebüchern behandelt: dort existieren sie als Menschen zweiter Klasse. Dies sind historische Effekte einer Klassengesellschaft und ihrer Ideologien, die sich in psychischen Strukturen, in geschlechtlichen und sozialen Identitäten verankern.

### Widerstand und Widerstehen

In Ann Radcliffes *Udolphos Geheimnisse* (1794), einem der populärsten Schauerromane des 18. Jahrhunderts, flieht die Heldin Emily vor den Übergriffen ihres aristokratischen Gastgebers. Bei der überstürzten Flucht aus dem Schloß vergißt sie ihren Hut. In der Welt des Romans bedroht der unbedeckte Kopf Emilys Identität als reine unschuldige Frau ebenso wie die lusternen Zudringlichkeiten ihres Verfolgers. Erzählung und Flucht werden unterbrochen, als Emily ihre Identität wiederherstellt, indem sie von einem Bauernmädchen einen »kleinen Strohhut« ersteht. Eine Frau ohne Hut zeigte sich als eine Hure; die zeitgenössische Leserschaft verstand die nötige Pause in der Geschichte. Ebenso verstand sie, daß der Hut, den eine Dame von einem Bauernmädchen erwarb und der sowohl den Klassenstatus als auch den sexuellen Status sicherte, nicht nur als realistisches Detail mit den phantastischen Elementen des Schauerromans kontrastierte. Hut und Flucht sind Teil einer kohärenten Narration der Psyche, in der aristokratischer Verführer, unschuldiges bürgerliches Opfer, Bauernmädchen und Strohhut die Zusammenhänge zwischen Klasse und Sexualität darstellen.

Geschichten von Verführung und Betrug, von verwaisten, verarmten Heldinnen unbestimmter Klassenherkunft, boten eine erzählerische Grundstruktur, durch die die Instabilität von Klassen- und Geschlechterkategorien zugleich stabilisiert und unterminiert wurde. Über Körper und Geist der »Frau als Zeichen«, durch ihre vielfältige Repräsentation, wird der bürgerlichen Angst um Identität nachgespürt. Ein beliebter Plot, für den *Jane Eyre* das bekannteste Beispiel ist, setzt die vornehme Heldin als Gouvernante der sexuellen Bedrohung in einem hochherrschaftlichen Haushalt aus. Dieses Thema erlaubt es, die Krise der bürgerlichen Weiblichkeit auf die strukturelle sexuelle Vulnerabilität aller Bediensteten in bürgerlichen Haushalten zu übertragen. Derartige Melodramen waren voller verdichteter Bedeutungen, die über die Repräsentation von Sexualität und Geschlechterdifferenz hinausgingen. Als doppeltes Szenario, in dem die Differenzen zwischen Frauen der Arbeiterklasse und des Bürgertums durch Verdichtungen verwischt sind, war dieser melodramatische Plot bei beiden Leserschaften, der »vornehmen« und der »gemeinen«, beliebt. (...)

Anhand von *Jane Eyre* möchte ich ein Beispiel für die interpretatorische Integration geben, wie ich sie von feministischen Literaturwissenschaftlerinnen gefordert habe. Ich habe die Verdichtung von Klassenbedeutungen durch die Charakterisierung und narrative Darstellung der Heldin erwähnt und möchte mich

nun der Passage zuwenden, die der Einführung Rochesters unmittelbar vorangeht. Mit dieser Textstelle illustriert Virginia Woolf in *Ein Zimmer für sich allein* die negativen Auswirkungen von Zorn und Diskriminierung auf die weibliche Imagination. Sie wird defensiv eingeleitet — »Tadele mich, wer will« (zit. nach Woolf 1981, 77) — und handelt von Bedürfnissen, Forderungen und Sehnsüchten, die über die gesellschaftlichen Möglichkeiten hinausgehen und gesellschaftliche Vorurteile herausfordern. In Janes Monolog wird die romantische Ästhetik für Frauen geltend gemacht, und gleichzeitig werden die Bedingungen, die aus der Geschlechterdifferenz abgeleitet werden, leidenschaftlich zurückgewiesen. Getrieben von einer »Unruhe« ihrer »Natur«, die sie manchmal »so weit trieb, daß es schmerzte«, erlaubt Jane ihrem »geistigen Auge bei jeder Vision zu verweilen, die vor ihm erscheint« (Brontë 1980, 141):

»und es gab deren viele, die mein Herz erregten; die es ängstigten und es doch belebten, und die in meinem inneren Gehör eine nie endende Geschichte erzählten. Eine Geschichte, die meiner Phantasie entsprang, sich stürmisch weiterentwickelte und mir Leben, Feuer, Leidenschaft spendete, nach denen ich mich sehnte, die aber meiner jetzigen Existenz verwehrt waren.« (1986, 147)

Dieser Tagtraum wird von Woolf nur auszugsweise zitiert; sie überspringt die »visionäre« Passage und geht direkt von »schmerzte« zu dem Absatz über, der uns durch ihr Zitat am vertrautesten ist:

»Es ist eitel zu sagen, die Menschen sollen sich mit der Ruhe zufriedengeben: sie brauchen Tätigkeit; und sie werden sie sich schaffen, wenn sie keine finden. Millionen sind zu einem noch stilleren Schicksal verdammt als ich, und Millionen lehnen sich stumm gegen ihr Los auf. Niemand weiß, wieviele Rebellionen neben den politischen Rebellionen in den Menschenmassen der Erde gären. Frauen werden im allgemeinen als ruhige Wesen betrachtet; aber Frauen fühlen genau wie Männer (men): sie brauchen Anwendungsmöglichkeiten für ihre Fähigkeiten und Betätigungsfelder für ihre Energien im selben Maße wie ihre Brüder. Sie leiden unter zu starker Behinderung, unter zu großer Stagnation genau wie Männer darunter leiden würden; und es ist engstirnig, wenn ihre privilegierten Mitmenschen sagen, sie sollten sich darauf beschränken, Puddings zu kochen und Socken zu stricken, Piano zu spielen und Taschen zu besticken. Es ist gedankenlos, sie zu verurteilen oder sich über sie lustig zu machen, wenn sie versuchen, mehr zu tun oder mehr zu lernen, als was die Gewohnheit ihrem Geschlecht als nötig zuschreibt. In solchen einsamen Momenten hörte ich oft das Lachen von Grace Poole ...« (1980, 141; unter Verwendung der dt. Ausgabe 1986, 147)

Diese Verschiebung von feministischer Polemik zum Lachen von Grace Poole bildet den »merkwürdigen Bruch« der »Kontinuität«, den Woolf kritisiert (1981, 78). Die Frau, die diese unstimmmige Passage schrieb, wird

»ihr Genie niemals ganz und vollständig ausdrücken können. Ihre Bücher werden deformiert und verdreht sein. Sie wird im Zorn schreiben, wo sie ruhig schreiben sollte. Sie wird töricht schreiben, wo sie weise schreiben sollte. Sie wird über sich selbst schreiben, wo sie über ihre Charaktere schreiben sollte. Sie steht mit ihrem Schicksal auf dem Kriegsfuß. Wie könnte sie anders als jung, verkrampft und verkrümmt sterben?« (Ebd., 78f.)

Es ist ein vernichtendes, kontrolliertes und doch irgendwie unkontrolliertes Urteil. Was könnte Woolf zu einer solch extremen Reaktion bewogen haben? Elaine Showalter (1982) interpretiert diese und andere Passagen als Woolfs »Flucht in die Androgynität«, den ästhetischen Raum, in dem sich der weibliche und der männliche Geist vereinen. Sie betrachtet Woolfs Ästhetik als ein Resultat ihrer Unfähigkeit, mit ihrer Sexualität, mit der Geschlechterdifferenz an sich, zurechtzukommen. Ihre Analyse ist in einzelnen Punkten überzeugend, aber sie beantwortet nicht alle Fragen, die von Brontës Herausforderung und Woolfs heftiger

Erwiderung aufgeworfen werden. In den Sätzen, die Woolf in ihrem Zitat ausläßt, insistiert Brontë, daß selbst die eingeschränkste Existenz »viele und glühende« Visionen hervorbringen könne. Kunst könne durch die endlose Narration des Selbst geschaffen werden, durch die inkohärente Subjektivität, die von untergeordneten und rebellischen Positionen innerhalb der Kultur artikuliert werde. Genau diese Ästhetik wies Woolf als Kritikerin explizit zurück.

Diese Textstelle behandelt jedoch mehr als die Geschlechterdifferenz. Als sie von »menschlichen Wesen« und unspezifizierten »Millionen« spricht, verbindet Brontë herausfordernd die politische Rebellion mit der Rebellion des weiblichen Geschlechts. Der generische Status von »men« (Mensch/Mann) wird tatsächlich klassen- und kulturüberschreitend, wenn er wie in dieser Passage mit den weit umfassenderen Ausdrücken »Menschenmassen«, »Millionen« und »Menschen« verknüpft wird. Im Jahre 1847, am Vorabend der zweiten großen Welle der Revolution, war dies eine gefährliche Rhetorik, deren bedeutsame Assoziationen von zeitgenössischen KritikerInnen schnell erkannt wurden. (...)

Charlotte Brontë war keine politische Radikale. Wie kommt es also, daß sie eine Verbindung zwischen Klassenrebellion und weiblicher Revolte knüpft? Diese Passage markiert keine bewußte Reformulierung von Brontës Klassenpolitik. Sie ist ein bedeutsames Moment der Inkohärenz, in dem sich die Kongruenz zwischen der Unterdrückung der Frauen und der radikalen Einschätzung der Klassenunterdrückung einige Sätze lang aufdrängt. Trotz ihrer rebellischen Rhetorik handelt es sich um eine zögernde, partielle Bewegung, die die allgemeinere, bewußte Klassenpolitik des Textes aufzubrechen droht. Und sie zieht eine erzählerische Reaktion nach sich, die uns eindringlich warnt, daß die Assoziation von Feminismus und Klassenkampf zu Wahnsinn führt: Janes Vision wird unmittelbar von dem verrückten, weiblichen Lachen unterbrochen und ein paar Seiten später, durch Rochesters Einführung in die Erzählung, von ihrem Kurs abgelenkt. Für Woolf zerstört Janes Monolog durch seinen »Zorn« und seine »Rebellion« die Kontinuität der Erzählung. Sie weigert sich, den logischen Ablauf der Erzählung auf der symbolischen Ebene des Romans zu verstehen.

Janes revolutionäres Manifest des Subjekts beschwört die schleichende negative Bedeutung von Frauen, die ich beschrieben habe. An diesem Punkt in der Geschichte wird das »tiefe, langsame Haha« und das »seltsame Gemurmel« (Brontë 1986, 148) Grace Poole zugeschrieben, der robusten Bediensteten. Aber Grace ist nur die Hüterin des Lachens (und der Lachenden), das später Rochesters verrückter Frau Bertha Mason zugeschrieben wird. Die ungewisse Quelle des Lachens und seine Unvorhersehbarkeit bestimmen das »Gemurmel« als die dunkle Seite romantischer weiblicher Subjektivität.

Rückblickend wird das Lachen zur Bedrohung all dessen, was Jane in ihrem Tagtraum begehrt und gefordert hatte. Verrückte Bedienstete, verrückte Herrin, Fremde, Mischling, nymphomanische und syphilitische Aristokratin: Bertha wendet sich gewaltsam gegen Hüterin, Bruder, Ehemann und schließlich gegen die Rivalin. Sie und ihre Laute verschmelzen und werden zu einem Ort von Unvernunft und Anarchie, wie sie metonym durch die gefährliche Weiblichkeit in all ihren Klassen-, Rassen- und Kulturprojektionen dargestellt wird. Bertha muß — in erzählerischer Hinsicht — getötet werden, damit die Moral, protestantische



Weiblichkeit, sanktionierte Sexualität und ein begrenzter, gesellschaftlich integrierter Feminismus überleben können. Doch der Text kann das Moment der radikalen Assoziation von politischer Rebellion und Geschlechterrebellion weder verleugnen noch wiedergutmachen, kann die Möglichkeit einer positiven Allianz zwischen Vernunft, Leidenschaft und Feminismus nicht von sich weisen. Ebenso wenig kann er die Angst zerstreuen, die die Formulierung dieser Verbindung unmittelbar auslöst — für Woolf zumindest.

Woolf verhielt sich zu diesen Themen am widersprüchlichsten, denn sie beinhalteten — für sie wie für viele andere Feministinnen vor und nach ihr — eng verbundene Ängste bezüglich Subjektivität, Klasse, Sexualität und Kultur. Wieder und wieder versucht sie in ihren kritischen Schriften Wege zu finden, diese Fragen in eine Ästhetik einzubauen, die Zorn, Unvernunft und Leidenschaft als produktive Emotionen diskreditiert. Wie Wollstonecraft kann sie sich nicht ganz von der moralischen und libidinösen Ordnung der Aufklärung befreien. In *Women and Fiction* reformuliert sie die Frage:

»In *Middlemarch* und in *Jane Eyre* sind wir uns nicht allein eines Autors. ... sondern der Anwesenheit einer Frau bewußt — einer Person, die gegen die Behandlung ihres Geschlechts protestiert und für ihre Rechte kämpft. Dies bringt ein Element in das Schreiben von Frauen, das im Schreiben eines Mannes (*man*) nicht vorhanden ist, es sei denn, er ist ein Arbeiter, ein Schwarzer oder jemand, der sich aus irgendeinem anderen Grund seiner Unfähigkeit bewußt ist ... Das Bedürfnis, ein persönliches Anliegen zu verfechten oder eine Figur zum Sprachrohr persönlichen ... Leidens ... zu machen, hat immer einen besorgniserregenden Effekt, als ob sich die Stelle, zu der die Aufmerksamkeit der Lesenden gelenkt wird, plötzlich verdoppelt ... « (1979, 47)

Wir sehen, wie der Kampf eines Geschlechts, einer Klasse oder Rasse auf individuelles, persönliches Leiden reduziert wird, wie Unterdrückung als privates Unvermögen pathologisiert wird. In dieser Passage verliert »*man*« seine universale Konnotation und bezieht sich normativ nur auf die Männer der herrschenden Klasse. In diesem Abschnitt werden, wie in *Jane Eyre*, unterdrückte Subjektivitäten metonym entwickelt — »Behinderung«, »Verzerrung« —, und Abwertung wird als Effekt der Unterordnung formuliert. Das Resultat ist dennoch negativ. Denn die Kraft, durch die Sprache der Fiktion Widerstand zu leisten, aufzuklären, statt zu verwischen und durch den doppelten Fokus zu verzerren, wird negiert. Statt dessen verkündet Woolf den Tod des feministischen Textes, indem sie — etwas vorzeitig — den Triumph des Feminismus ankündigt: »Die schreibende Frau ist nicht länger bitter. Sie ist nicht länger zornig. Sie bittet und protestiert nicht länger beim Schreiben ... Sie wird in der Lage sein, sich auf ihre Vision zu konzentrieren, ohne von außen abgelenkt zu werden.« (Ebd., 48) Auch dies ist der Ruf eines Begehrens, das von sozialen und psychischen Erfahrungen noch nicht erfüllt wird.

Obwohl die Bedeutungen von Rasse, Klasse und Sexualität seit Wollstonecraft und Woolf fundamentale Wandlungen durchgemacht haben, leben wir weder in einer klassenlosen noch in einer post-feministischen Gesellschaft. Unsere Identitäten werden noch immer durch soziale Hierarchien und kulturelle Differenzen konstruiert sowie durch die Prozesse der Spaltung und Fragmentierung, wie sie in der Psychoanalyse beschrieben werden. Die so abgebildeten Identitäten werden immer unsicher und instabil sein, aber *wie* sie in Zukunft sein werden, wissen wir nicht. Zur Zeit nehmen Frauen in der sozialen wie psychischen

Repräsentation noch immer einen problematischen Platz ein. Das Problem »Frau als Zeichen« hat die Selbstdefinition für Frauen zu einem beständigen Thema innerhalb des Feminismus gemacht. Ebenso hat es die Unfähigkeit des Feminismus begründet, sich mit humanistischen Definitionen des Subjekts oder mit der materialistischen Relegation des Problems auf Klassenbestimmungen zu begnügen. Ich habe gezeigt, in welcher Hinsicht die Paradigmen der Aufklärung und der Romantik die Entstehung untergeordneter Identitäten — in denen Weiblichkeit die strukturierende Instanz ist — unterstützten. Obwohl psychoanalytische Theorien über die Konstruktion von geschlechtlicher Subjektivität die Schwierigkeiten, Antagonismen und Widersprüche als notwendige Elemente im Entstehen von Identität betonen, lösen der Begriff des Unbewußten und die psychoanalytische Sicht der Sexualität die binäre Trennung von Vernunft und Leidenschaft größtenteils auf, die frühere Konzepte von Subjektivität charakterisieren. Sie zerstören auch den Moralismus, der mit diesen libidinösen und psychischen Ökonomien verbunden ist. Aus dieser Perspektive hat der »Individualismus« im Feminismus eine ganz andere und viel gehaltvollere Geschichte als in androzentrischen Debatten.

Diese Geschichte müssen wir entdecken und ihre negativen wie positiven Aspekte abwägen, so daß wir überzeugend für eine feministische Rehabilitierung der weiblichen Psyche in nicht-moralisierenden Begriffen argumentieren können. Vielleicht kommen wir dahin, sie weder als Gegenpol zur Sexualität oder Gesellschaft noch als dunkles Versteck für verräterische, regressive Weiblichkeit zu sehen, die nur darauf wartet, progressivem Feminismus in den Rücken zu fallen. Wir müssen die Psyche als Struktur neu definieren, nicht als Inhalt. Das heißt nicht, von feministischer Politik abzuweichen, die Rasse und Klasse einbezieht, sondern zu einem besseren Verständnis zu gelangen, wie gesellschaftliche Kategorien und die Festschreibung von Geschlecht sich gegenseitig absichern und Bedeutung verleihen.

*Aus dem Englischen von Andrea Krug*

## Literaturverzeichnis

- Alexander, Sally, 1984: Women, Class and Sexual Difference. In: History Workshop Journal 17, 125-149
- Brontë, Charlotte, 1980 (1847): Jane Eyre (dt. Frankfurt/M. 1986)
- dies., 1853: Villette (dt. 1987)
- Jacobus, Mary, 1979: The Buried Letter: Feminism and Romanticism in Villette. In: dies. (Hrsg.): Women Writing and Writing about Women. London
- Jones, Gareth Stedman, 1983: Languages of Class: Studies in English Working Class History 1832-1982. Cambridge
- Newton, Judith Lowder, 1981: Women, Power, and Subversion: Social Strategies in British Fiction 1778-1860. Athens/Georgia
- Radcliffe, Ann, 1794: The Mysteries of Udolpho (dt. Udolphos Geheimnisse. 1796)
- Rousseau, Jean-Jacques, 1981: Emil oder über die Erziehung (1762). Paderborn
- Showalter, Elaine, 1978: A Literature of Their Own. London
- Wollstonecraft, Mary, 1975: Verteidigung der Rechte der Frauen. Bd. 1 und 2. Zürich
- dies., 1983: Dedication to M. Talleyrand-Perigord. In: Vindication of the Rights of Women. London, 87
- Woolf, Virginia, 1981: Ein Zimmer für sich allein. Frankfurt/M.
- dies., 1979: Women and Fiction. In: Michèle Barrett (Hrsg.): Women and Writing. London

Teresa de Lauretis

## Rhetorik als Gewalt\*

»Ich fürchte, daß altgewordene Frauen im geheimsten Versteck ihres Herzens skeptischer sind als alle Männer: sie glauben an die Oberflächlichkeit des Daseins als an sein Wesen, und alle Tugend und Tiefe ist ihnen nur Verhüllung dieser 'Wahrheit', die sehr wünschenswerte Verhüllung eines *pudendum* — also eine Sache des Anstands und der Scham, und nicht mehr!«  
(Friedrich Nietzsche 1915, 64)

Für Nietzsche entspringt der Skeptizismus der Frau aus ihrer Geringschätzung der Wahrheit. Die Wahrheit interessiert sie nicht. Paradoxerweise wird die Frau gerade deshalb zum Symbol von Wahrheit, zum Symbol dessen, was sich dem Mann immer wieder entzieht und gewonnen werden muß, was lockt und zurückweist, spottet und verführt, aber nie errungen werden kann. Diesen Skeptizismus, diese Wahrheit der Nicht-Wahrheit verkörpert die »affirmative Frau«, die Nietzsche liebte — so jedenfalls sieht es Derrida. Das Weibliche ist der philosophische Ort, von dem aus Nietzsche spricht — ein Ort, den Derrida rhetorisch »zwischen dem 'Rätsel dieser Lösung' und der 'Lösung dieses Rätsels'« lokalisiert (Derrida 1976, 51). Dieser »enunziative Ort« wechselt ständig seine Position innerhalb des philosophischen Diskurses, er hat rhetorische Funktion und ist rhetorisches Konstrukt; ein Konstrukt, das, ob man es *différance*, Verschiebung, Negativität, interne Ekklusion oder Marginalität nennt, wahrscheinlich der bedeutendste rhetorische Tropos der neueren Philosophie ist. (...)

Nietzsche und Derrida können den Standpunkt des Weiblichen einnehmen und von dort aus sprechen, weil dieser Standpunkt nicht besetzt ist und auch nicht von Frauen beansprucht werden kann. Um einen Punkt vorwegzunehmen, den ich später noch ausführen werde: für die männlichen Philosophen ist die Frage des Weiblichen eine Frage des Stils (von Diskurs, Sprache und Text), während sie für Nietzsches Zeitgenossin und einstige Freundin Lou Andreas-Salomé<sup>1</sup> und für heutige Feministinnen eine Frage der Geschlechtszuschreibung ist — eine Frage der sozialen Konstruktion von »Frau« und »Mann« und der semiotischen Produktion von Subjektivität. Und während Stil und Geschlechtszuschreibung viel mit Rhetorik zu tun haben, steht letztere in engem Zusammenhang mit Geschichte, sozialer Praxis und der Überlagerung von Bedeutung und Erfahrung. Vor diesem Hintergrund werde ich jetzt in die Rolle von Nietzsches alter Frau schlüpfen und mich der semiotischen Produktion des sozialen Geschlechts zwischen einer Rhetorik der Gewalt und der Gewalt der Rhetorik zuwenden.

Die Vorstellung einer »Rhetorik der Gewalt« geht von der Annahme aus, daß irgendeine Art sprachlicher Ordnung, irgendeine Art diskursiver Repräsentation nicht nur im Begriff »Gewalt«, sondern auch in den sozialen Praxen von Gewalt wirksam ist. Es wird also von einer (semiotischen) Beziehung des Sozialen zum

\* Zuerst erschienen unter dem Titel »The violence of rhetoric: Considerations on representation and gender« in *Semiotica* 54-1/2, 1985. Redaktionell gekürzt.

Diskursiven ausgegangen. Aber sobald ein Zusammenhang zwischen Gewalt und Rhetorik angenommen wird, beginnen sich die Begriffe zu verschieben, und das Verhältnis der beiden scheint umkehrbar zu werden. Es ist nur ein kleiner Schritt von der Foucaultschen Vorstellung einer Rhetorik der Gewalt, also einer sprachlichen Ordnung, die Gewalt ausdrückt, die bestimmte Verhaltensweisen und Ereignisse als gewalttätig bezeichnet, andere dagegen nicht, Objekte und Subjekte von Gewalt konstruiert und damit auch Gewalt selbst als gesellschaftlichen Tatbestand, zu der Annahme, daß Sprache selbst Gewalt erzeugt. Wenn Gewalt in der Sprache selbst enthalten ist, und zwar vor und unabhängig von deren konkreten sozialen Erscheinungsformen, dann gibt es auch eine Gewalt der Rhetorik oder, wie Derrida es nennt, eine »Gewalt des Buchstabens« (1974, 178-244).

Meine These ist, daß beide Sichtweisen die gleiche Repräsentation von sexueller Differenz beinhalten; unabhängig davon, ob sie das »Faktum« des sozialen Geschlechts anerkennen oder, wie Derrida, leugnen; ferner, daß die Repräsentation von Gewalt nicht von der Frage des sozialen Geschlechts zu trennen ist, selbst wenn letztere ausdrücklich »dekonstruiert« oder, genauer, als Ideologie verurteilt wird. Kurz gesagt: ich behaupte, daß vergeschlechtlichte Gewalt durch Repräsentation erzeugt wird.

### Erzeugte Gewalt

Die Soziologin Wini Breines und die Historikerin Linda Gordon leiten ihren Überblick zum aktuellen Stand der Forschung über »Gewalt in der Familie« folgendermaßen ein: »Noch vor wenigen Jahrzehnten hätte der Terminus 'Gewalt in der Familie' keinerlei Bedeutung gehabt: Kindesmißbrauch, die Mißhandlung der Ehefrau und Inzest wären zwar verstanden, aber nicht als schwerwiegende soziale Probleme erkannt worden« (1983, 490). (...)

Solange es den Begriff »Gewalt in der Familie« nicht gab, wurde nicht gesehen, daß die *Form* der Familie selbst Gewalt erzeugt. Breines und Gordon, die sich der semiotischen, diskursiven Dimensionen des Gesellschaftlichen bewußt sind, sehen einen Grund für die fehlende Behandlung der Gewalt in der Familie darin, daß Begriffe wie Familie, Macht und Geschlecht bisher unhinterfragt blieben. Ihrer Ansicht nach muß dieses Gewaltverhältnis im Kontext gesellschaftlicher Machtverhältnisse und im Zusammenhang mit der Konstruktion des sozialen Geschlechts untersucht werden. Institutionen wie die Medizin und andere »helfende Berufe« (z.B. Polizei und Justiz) machen sich darüber hinaus zu Komplizen der »sozialen Konstruktion von Mißhandlung«. Zumindest aber tragen sie diese mit, indem sie z.B. bloß die Verletzungen von Frauen behandeln, ohne deren Ursachen zu erfragen (vgl. Stark u.a. 1979). Auf diese Weise zwingt die Institution Medizin Frauen dazu, in die unveränderte Situation (Beziehung) zurückzukehren. Hier wird das System sichtbar, das geschlagene Frauen zu mißhandelten Frauen macht (Breines und Gordon 1983, 519).

Obwohl kein Bezug auf die Arbeiten des Sozialhistorikers Michel Foucault genommen wird, ist die Nähe von Breines und Gordon zu dessen Überlegungen offensichtlich (z.B. in Überwachen und Strafen [1976] und Sexualität und Wahrheit [1977]). Die Nähe wird noch klarer durch ihre Unterschiede: Für Breines und

Gordon ist die Frage des sozialen Geschlechts von entscheidender Bedeutung; für Foucault spielt sie fast keine Rolle; Breines und Gordon sind Frauen, deren erkenntnistheoretische Perspektive durch den Feminismus und seine Diskursformen bestimmt ist; Foucault ist ein Mann. Die Autorinnen widersprechen der vorherrschenden Darstellung von Gewalt als einem Ausdruck des »Zusammenbruchs der gesellschaftlichen Ordnung«, und sie behaupten, daß Gewalt das Zeichen »eines Machtkampfes um die *Aufrechterhaltung* einer bestimmten Ordnung« ist (1983, 511). In dem von ihnen vorgeschlagenen Diskurs über die Gewalt in der Familie stellen sie sich gleichzeitig die Frage, welche Art von gesellschaftlicher Ordnung aufrechterhalten bzw. niedrigerissen werden soll. Hierin unterscheiden sie sich wesentlich von Foucault. (...)

Für ihn ist Gesellschaft ein Feld von Kraftverhältnissen, ein Netz von Praxen und Diskursen, die Machtbeziehungen beinhalten. Innerhalb der Machtbeziehungen nehmen Individuen, Gruppen oder Klassen veränderliche Positionen ein; in einem Spiel ungleicher und flexibler Beziehungen üben sie zugleich Macht aus und leisten Widerstand. Machtverhältnisse haben einen »strikt relationalen Charakter« und »können nur kraft einer Vielzahl von Widerstandspunkten existieren ... , (die) überall im Machtnetz präsent (sind)« (Foucault 1977, 117). Beide, Macht und Widerstand, entfalten ihre Kräfte gleichzeitig auf dem »strategischen Feld« der Gesellschaft. Und »wie das Netz der Machtbeziehungen ... die Apparate und Institutionen durchzieht, ohne an sie gebunden zu sein, so streut sich die Aussaat der Widerstandspunkte quer durch die gesellschaftlichen Schichtungen und individuellen Einheiten« (ebd., 118). Macht und nicht Widerstand bildet für ihn die notwendige Voraussetzung von Wissen. Statt Mittel der Unterdrückung zu sein, stellt Macht für Foucault eine produktive Kraft dar, die den Gesellschaftskörper als Netzwerk von Diskursen durchzieht und zugleich Wissen und Subjektivität bzw. gesellschaftliche Subjekte hervorbringt. Man könnte meinen, daß an diesem Punkt die Rhetorik der Macht und die Macht der Rhetorik zusammenfallen.

In seinen Analysen zu »Sexualität und Wahrheit« arbeitet Foucault eine »Technologie des Sexes« heraus, die eine Reihe von »Techniken der Maximalisierung des Lebens« umfassen (ebd., 111f., 148). Sie wurden vom Bürgertum seit Ende des 18. Jahrhunderts zur Selbstaffirmation der eigenen Klasse entwickelt und nicht zur Unterwerfung der anderen. Die Techniken bzw. deren Diskurse (Klassifizierung, Messung, Bewertung etc.) beziehen sich auf vier privilegierte Wissensgegenstände: die Hysterisierung des weiblichen Körpers, die Pädagogisierung des kindlichen Sexes, die Sozialisierung des Fortpflanzungsverhaltens und die Psychiatrisierung der perversen Lust (ebd., 126f.). Pädagogik, Medizin, Demographie und Ökonomie »pflanzten« diese Diskurse in Individuen, Institutionen und Familien ein. Diese Technologie machte »aus dem Sex nicht nur eine Laiensache, sondern eine Staatssache. Oder besser: eine Angelegenheit, in der sich der gesamte Gesellschaftskörper und fast jedes seiner Individuen der Überwachung unterziehen mußten« (ebd., 140). Sexualität ist also keine Naturgegebenheit oder etwas dem Menschen ursprünglich Innewohnendes, sondern ein Produkt dieser Technologie. Diese Analyse ist — wiewohl reizvoll — zirkulär. In ihr wird Sexualität diskursiv (institutionell) durch Macht produziert, und Macht

wird institutionell (diskursiv) durch die Entwicklung von Sexualität produziert. Bei Foucault gibt es kein Ereignis oder Phänomen außerhalb der Reichweite *ih-  
rer* diskursiven Macht; nichts entkommt dem Diskurs der Macht, nichts geht über die totalisierende Macht des Diskurses hinaus. (...)

Es besteht eine Diskrepanz zwischen Foucaults Theorie und seinen radikalen politischen Vorstellungen (vgl. de Lauretis 1984, 94), die sich vielleicht aus einem unausweichlichen Widerspruch der heutigen geschichtlichen Situation erklären läßt: aus dem Hin- und Hergerissensein zwischen der Positivität von politischer Aktion und der Negativität von kritischer Theorie. Dieser Widerspruch wird m.E. in den Bemühungen, eine feministische Theorie der Kultur, der Geschichte, der Repräsentation und der Subjektivität zu formulieren, ganz offenkundig. Da der Feminismus »zu Hause« ansetzt, als kollektive Praxis, Erfahrung, als Zusammenhang von Persönlichem und Politischem und verschiedenen Vorstellungen von Subjektivität, gibt es feministische Theorie nur insoweit, als sie sich ständig auf diese Problemkreise bezieht. Der widersprüchliche Druck, einerseits für bejahende politische Aktionen zu sein und andererseits für theoretische Negationen patriarchaler Kultur und gesellschaftlicher Verhältnisse, ist unvermeidlich und möglicherweise sogar konstitutiv für feministisches Denken.

Französische Feministinnen haben z.B. Foucaults Haltung zur Frage der Vergewaltigung — im Rahmen der Strafrechtsreform in Frankreich — scharf kritisiert. Sie befanden, daß sie schädlicher sei als die traditionelle »naturalistische« Ideologie. Foucault hatte sich in einem 1977 von der Change Kollektive veröffentlichten Band (»La folie encerclée«) für die Entkriminalisierung und Desexualisierung von Vergewaltigung ausgesprochen. Er schlug vor, Vergewaltigung als einen Akt von Gewalt zu behandeln, also als eine aggressive Handlung und nicht als eine sexuelle. Einige US-amerikanische Feministinnen vertraten eine ähnliche Position (z.B. Brownmiller 1980), jedoch mit entgegengesetzter Intention bei den juristischen Konsequenzen. Innerhalb des US-amerikanischen Feminismus wurde Kritik laut: »Vergewaltigung aus dem Bereich 'der Sexualität' auszuklammern und sie dem Bereich 'der Gewalt' zuzuordnen macht es möglich, gegen Vergewaltigung zu sein, ohne sich Gedanken darüber machen zu müssen, in welchem Ausmaß die Institution Heterosexualität Gewalt zu einem normalen Bestandteil ([hetero]sexueller Beziehungen) erklärt hat.« (MacKinnon 1979, 219). Vor dem Hintergrund seiner theoretischen Analysen kann Foucaults Vorschlag als Versuch verstanden werden, die Technologie des Sexes durch das Auflösen der Verzahnung von Sexualität und Verbrechen zu bekämpfen. Das sexuelle Verhalten sollte dem Zugriff des Staates entzogen werden. Diese Form des »lokalen Widerstandes« im Interesse von Männern, die wegen Vergewaltigung vor Gericht stehen oder im Gefängnis sitzen, würde jedoch die *sexuelle* Unterdrückung der Frauen intensivieren und legitimieren. Monique Plaza kommentiert dieses Vorgehen so: es sei »zu ihrem Vorteil auf unsere Kosten«. Und sie fragt weiter: Was sonst soll Vergewaltigung sein, wenn nicht eine sexuelle Praxis, ein Akt *sexueller* Gewalt? Obwohl nicht ausschließlich Frauen vergewaltigt werden, »ist Vergewaltigung durch und durch sexuell, weil sie auf der sozial konstituierten Differenz der Geschlechter fußt ... Es ist *das soziale Geschlecht*, das einer Vergewaltigung zugrundeliegt. Wenn Männer Frauen vergewaltigen, tun sie das, eben weil diese

sozial Frauen sind«, und wenn ein Mann vergewaltigt wird, wird auch er »als Frau« vergewaltigt (Plaza 1980, 31).

Foucault kann einen politisch wichtigen Widerspruch mit seinen Untersuchungen zu Sexualität nicht lösen: Die Bekämpfung von sexueller Unterdrückung und Bestrafung geht einher mit der sexuellen Frauenunterdrückung; es werden Institutionen und Praxen gestützt, die »Frauen« im biologischen (sexuellen) Sinne produzieren und dann als soziales Geschlecht unterdrücken. »Körper und Lüste« (Foucault) aus der Kontrolle des Staates zu befreien bedeutet gleichzeitig, die gegebenen sozialen Machtverhältnisse zu bejahen und fortzuschreiben, innerhalb derer Männer Rechte über Frauenkörper besitzen. Sexualität wird weder im traditionellen Diskurs noch bei Foucault sozialgeschlechtlich konstituiert gedacht (in einer männlichen und einer weiblichen Form), sondern schlicht als männliche. Selbst wenn sie *im* Körper der Frau verortet wird, bleibt Sexualität Attribut des Mannes. (...)

Die alle gesellschaftlichen Beziehungen regulierende soziale Konstruktion des Geschlechts macht dieses selbst zu einem politischen Thema. Unübersehbar setzt der Prozeß der *sozialen Vergeschlechtlichung* Männer und Frauen in ein antagonistisches und asymmetrisches Verhältnis zueinander. Die Interessen von Männern und Frauen oder, wie im vorliegenden Fall, von Vergewaltigern und ihren Opfern, sind in ihren gesellschaftlichen Praxen diametral entgegengesetzt und können nicht rhetorisch versöhnt werden. So wichtig Foucaults Werk für unser Verständnis der in den gesellschaftlichen Beziehungen wirksam werdenden Machtmechanismen auch ist, sein kritischer Wert ist begrenzt durch das Desinteresse an dem, was wir »Technologie des sozialen Geschlechts« nennen könnten. Wir meinen damit alle Techniken und diskursiven Strategien, durch die das soziale Geschlecht konstruiert und, so meine These, Gewalt erzeugt wird.

Aber es könnte einen weiteren strittigen Punkt geben. Zu sagen, daß (A) die Vorstellung von »Gewalt in der Familie« nicht eher existierte als der Ausdruck, ist nicht dasselbe wie die Behauptung, daß es (B) »Gewalt in der Familie« erst dann gab, als sie Bestandteil des sozialwissenschaftlichen Diskurses wurde. Die ungeheuer komplexen Beziehungen, die zwischen Ausdruck, Inhalt und Referent (oder Zeichen, Bedeutung und Objekt) bestehen, lassen (A) und (B) nicht dasselbe sein. Mir scheint, daß von den drei Begriffen — Vorstellung, Ausdruck und Gewalt — nur die ersten beiden zu Foucaults diskursiver Ordnung gehören. Die Gewalt befindet sich irgendwo anders, vielleicht wie »Körper und Lüste« außerhalb des Sozialen. Das Risiko, »ja« zum sexuellen Begehren und zur Macht zu sagen, ist für diejenigen von uns, deren Körper und Lüste dort sind, wo auch die Gewalt ist, relativ gering. Wenden wir uns also einer anderen Betrachtungsweise zu, um unsere Körper und Lüste analytisch betrachten zu können.

Charles S. Peirce mißt dem Objekt mehr Gewicht bei als andere. Die reale, physische Welt und die empirische Realität haben bei ihm stärkeren Einfluß auf die menschliche Aktivität der Zeichenbildung als auf die symbolische Handlung der Bezeichnung (wie bei Saussure). Saussures Insistieren auf der Beliebigkeit des linguistischen Zeichens führte zu einer Ausweitung der kategorialen Unterscheidung von Sprache (*langue*, das sprachliche System) und Realität auf alle Formen und Prozesse der Repräsentation. Es wurde eine grundsätzliche Diskon-

tinuität zwischen der symbolischen und der realen Ordnung postuliert. Demnach wäre nicht nur die Betrachtung des Referenten dem Verständnis des Signifikationsprozesses nicht länger zweckdienlich, sondern auch der unterschiedliche Status von Signifikant und Signifikat wäre in Frage gestellt. Das Signifikat würde entweder als unzugänglich betrachtet werden, vom Signifikanten durch den »Riegel« der Verdrängung getrennt (Lacan 1975), oder in das »Spiel von Differenzen« verwickelt, das das System der Signifikanten und den Signifikationsprozeß kennzeichnet (Derrida 1974). Kurz gesagt: das Zeichen hätte keinerlei Bezug mehr zum Realen. Für Peirce dagegen tritt die »äußere Welt« an beiden Enden des Signifikationsprozesses in die Semiose ein, und zwar erstens durch das Objekt, genauer: das »dynamische Objekt«, und zweitens durch den »finalen Interpretanten«. (...)

Darüber hinaus unterscheidet Peirce zwei Arten von Objekten: das dynamische Objekt und das unmittelbare Objekt. Es ist Peirces Vorstellung von »Grund«, einer Art Kontext des Zeichens, die diese Unterscheidung trägt. Das dynamische Objekt ist dem Zeichen äußerlich: es ist das Objekt selbst, »das aber gleichwohl ermöglicht und bewirkt, das Zeichen zu seiner Repräsentation zu determinieren« (Peirce, zit. n. Oehler 1979, 15). Das unmittelbare Objekt ist dagegen innerlich: es ist eine »Idee« oder »geistige Repräsentation«, es ist das Objekt, »wie das Zeichen selbst es repräsentiert« (Peirce 4.536). (...) Die Verbindung des unmittelbaren Objekts mit dem Zeichen wird durch den Interpretanten hergestellt, der selbst auch ein Zeichen ist. Die triadische Beziehung Objekt—Zeichen—Bedeutung stellt sich von daher als ein ständiger Vermittlungsprozeß zwischen der »äußeren Welt« und der Welt der »geistigen Repräsentationen« dar. Der Schlüsselbegriff in diesem Wechselspiel ist der Interpretant.

Für Peirce läßt sich die Frage nach der »Bedeutung« eines intellektuellen Begriffs nur durch die Analyse des Interpretanten oder dessen, was ein Zeichen in einem Interpretanten erzeugt, klären (Peirce 5.475). Peirce unterscheidet den *unmittelbaren Interpretanten*, den *dynamischen Interpretanten* und den *finalen Interpretanten*. Letzterer bewirkt eine »Dispositionsänderung«, »eine Modifikation der Handlungstendenzen einer Person als Ergebnis früherer Erfahrungen oder Erkenntnisse« (Peirce 5.491). Dies ist der »endgültige« Interpretant des Zeichens, »das interpretative Ergebnis ..., zu dem das aktuelle Geschehen der Interpretation eine Tendenz hat« (zit. nach Oehler 1979, 15). (...) Peirces Ausführungen zum finalen Interpretanten weisen einen Weg zurück von der Semiose zur Realität. So stellt er für Eco das »Bindeglied« zwischen Signifikation und konkreter Handlung dar. Er sei, so Eco, weder platonische Wesenheit noch transzendentes Gesetz der Signifikation, sondern ein Ergebnis und eine Regel: »das Zeichen als eine Regel durch die Reihe seiner Interpretanten verstanden zu haben bedeutet, die Gewohnheit entwickelt zu haben, entsprechend den Vorgaben des Zeichens zu handeln ... In der Handlung beendet die *haecceitas* das Spiel der Semiose« (Eco 1979, 194f.). Wir sollten in unserer Interpretation von Peirce weitergehen und uns auf das Gebiet der Subjektivität wagen.

Wenn Peirce von einer Dispositionsänderung als Ergebnis des Interpretationsprozesses spricht, so geht er von einzelnen Personen als Subjekt dieses Prozesses aus. Das heißt, wenn das interpretative Ergebnis jedes semiotischen Prozes-



ses eine Bewußtseins- oder Dispositionsänderung ist, dann steht am Ende des »Spiels der Semiose« nicht gleich die »konkrete Handlung«, wie Eco es sieht, sondern zunächst eine subjektive Erwartungshaltung oder Handlungsbereitschaft. Denn die Interpretationskette kommt, für wie kurze Zeit auch immer, zum Stillstand, indem sie sich in einem individuellen Subjekt verankert.<sup>2</sup> Der Bedeutungsgehalt von Zeichen und Interpretanten muß vom Individuum erst erfaßt werden, bevor eine Wirkung erzielt oder eine Handlung vollzogen wird. Zusammenfassend kann man also sagen, daß die Disposition des Individuums als semiotisches Produkt sowohl das Ergebnis als auch die Bedingung für die gesellschaftliche Produktion von Bedeutung ist.

Diese Lesart von Peirce weist auf die Möglichkeit hin, die Semiotik zu einer Kulturtheorie weiterzuentwickeln, die von einem historischen, materialistischen *und* einem sozial vergeschlechtlichten Subjekt ausgeht. Dieses Projekt kann ich hier nicht weiterverfolgen; betonen möchte ich jedoch das Gewicht, das dem Objekt in der Semiose beigemessen wird, eine Überdetermination des Zeichens durch das Reale oder das, was wir dafür halten, auch wenn es sich dabei bereits um eine Interpretation handelt. Gleichzeitig ist *Erfahrung*, wie mißverstanden oder mißkonstruiert auch immer, nie bedeutungslos. Gerade darum haben gesellschaftliche Praxen genauso starken Einfluß auf die Konstituierung von Subjektivität wie Sprache. In diesem Sinn kommt Gewalt nicht nur »in« Sprache oder »in« Repräsentationen vor, sondern wird auch durch sie erzeugt.

## Gewalt und Repräsentation

Wenn man die Repräsentation von Gewalt zunächst unter allgemeinen Gesichtspunkten betrachtet, scheint es, was deren Objekt betrifft, zwei Arten von Gewalt zu geben: eine männliche und eine weibliche. Damit meine ich nicht, daß die »Opfer« dieser Gewalt Männer oder Frauen sind, sondern vielmehr, daß das Objekt, gegen das sich die Gewalt richtet, die Bedeutung der repräsentierten Handlung bestimmt — und dieses Objekt wird entweder als weiblich oder als männlich wahrgenommen. Ein eindrückliches Beispiel ist die »Natur«, etwa in dem Ausdruck »die Vergewaltigung der Natur«. Dabei wird Natur als weiblich definiert und gleichzeitig die Vergewaltigung als eine Gewalt, die sich gegen ein weibliches Anderes richtet (unabhängig davon, ob das physische Objekt eine Frau, ein Mann oder ein unbelebtes Objekt ist). In ihren Untersuchungen zur speziellen Rhetorik der Gewalt, die die naturwissenschaftlichen Diskurse durchzieht, fand Evelyn Fox Keller eine immer wiederkehrende Metaphorik von Eroberung, Beherrschung und Aggression, in der ihrer Meinung nach eine »grundlegend feindliche Beziehung zum Untersuchungsgegenstand« zum Ausdruck kommt:

»Bei vielen Wissenschaftlern müssen Probleme 'in Angriff genommen', 'bewältigt' oder 'zurechtgebogen' werden. Wenn subtilere Mittel versagen, flüchtet man sich zu 'roher Gewalt', zu der 'Hammer und Meißel'-Methode. ...« (Keller 1986, 130)

Die »Geschlechtszuschreibung der Wissenschaft«, wie Keller die Assoziation des wissenschaftlichen Denkens mit Männlichkeit und des wissenschaftlichen Forschungsfeldes mit Weiblichkeit nennt, ist eine durchgängige Metapher im wissenschaftlichen Diskurs, angefangen von Bacons Vorschrift einer »keuschen

und rechtmäßigen Ehe zwischen Geist und Natur« bis zu Bohrs selbstgewähltem Wappenschild, dem Yin-Yang-Symbol (Keller 1978, 413, 432). Es ist eine unwiderstehliche Repräsentation, deren Auswirkungen auf die wissenschaftliche Ideologie und Praxis und die Subjektivität einzelner Wissenschaftler um so zwingender sind, als die Repräsentation als Mythos behandelt wird; das heißt, daß die Geschlechtszuschreibung der Wissenschaft zwar im Bereich des Allgemeinwissens zugegeben und bestärkt, im Bereich des formalen Wissens jedoch gelegnet wird (Keller 1978, 410). Letzteres gilt nicht nur für die sogenannten »exakten« Wissenschaften, sondern in den meisten Fällen auch für die sogenannten »nicht-exakten« Wissenschaften und, ironischerweise, für die Mythenforschung.

Die andere Art der Gewalt ist jene, die von René Girard (1978) treffend als »gevaltätige Reziprozität« bezeichnet wird: Das Ausagieren von »Rivalität« zwischen Brüdern oder zwischen Vater und Sohn, das gesellschaftlich durch die Institutionen von Verwandtschaft, Ritual und anderen Formen mimetischer Gewalt in Schach gehalten wird (z.B. Krieg und Sport). Das entscheidende Merkmal ist hierbei die »Reziprozität« und damit, implizit, die Gleichheit beider Parteien, des »Subjekts« und »Objekts«. Denn das Subjekt der Gewalt ist von jeher, per definitionem, männlich; Mensch/Mann ist per definitionem das Subjekt der Kultur und des gesellschaftlichen Handelns.<sup>3</sup>

Im mythischen Text z.B. gibt es, folgt man Lotmans Typologie der Handlungsstrukturen, nur zwei Hauptfiguren, den Helden und das Hindernis oder die Grenze. Ersterer ist das mythische Subjekt, das sich durch den Handlungsraum bewegt und Differenzen und Normen etabliert. Letzteres ist lediglich eine Funktion dieses Raumes, ein Grenzstein und darum unbelebt, wenn auch oft mit menschlichen Zügen versehen. (...) Im mythischen Text muß der Held männlich sein, ungeachtet des Geschlechts der Person, weil das Hindernis, in welcher Personifikation es auch auftreten mag (Sphinx, Drache, Hexe oder Bösewicht), morphologisch weiblich, das heißt der Schoß, die Erde oder der Raum ist, in dem er sich bewegt. Indem das mythische Subjekt die Grenze überschreitet und in den anderen Raum »eindringt«, konstituiert es sich als Mensch und als männlich; es verkörpert das aktive Prinzip der Kultur, schafft Unterscheidungsmerkmale und Differenzen. Das Weibliche ist dasjenige, was für Veränderungen, Leben oder Tod unempfindlich ist; es ist ein Element des Handlungsraumes, ein Topos, ein Widerstand, Matrix und Materie. (...)

Ich werde mich jetzt zwei berühmten kritischen Texten zuwenden, an denen sich beispielhaft zwei unterschiedliche diskursive Strategien aufzeigen lassen, die der Konstruktion von Geschlechterdifferenz dienen, und zwei charakteristische rhetorische Figuren von Gewalt.

Bei dem ersten Text handelt es sich um Lévi-Strauss' Interpretation einer Beschwörungszereemonie bei den Cuña, die dazu dienen soll, eine schwierige Geburt zu erleichtern; eine Interpretation, die ihn zu seinem gewagten Vergleich zwischen den schamanistischen Praktiken und der Psychoanalyse führt und ihm ermöglicht, seine zentrale These vom Unbewußten als symbolischer Funktion auszuarbeiten. Die Behandlung des Schamanen besteht darin, so Lévi-Strauss, »eine Situation, die zunächst affektiver Natur ist, gedanklich faßbar und Schmer-

zen, die auszuhalten der Körper sich weigert, für den Geist annehmbar zu machen ... mit Hilfe von Symbolen ..., das heißt, mit Hilfe von signifikativen Äquivalenten des Signifikats, die aus einem anderen Bereich der Wirklichkeit stammen als letzteres« (1967, 216, 220). Während die willkürlich auftretenden Schmerzen für die Frau fremd und unannehmbar sind, sind die übernatürlichen Monster, die von dem Schamanen in seiner symbolischen Erzählung heraufbeschworen werden, Teil eines kohärenten Systems, auf dem die Vorstellung des Universums gründet. Indem er den Mythos anruft, führt der Schamane die Schmerzen in ein konzeptuelles und bedeutungsvolles Ganzes zurück und »gibt seiner Kranken (sic) eine *Sprache*, in der unformulierte — und anders nicht formulierbare — Zustände unmittelbar ausgedrückt werden können« (ebd., 217). Beide, das Heilverfahren des Schamanen und die psychoanalytische Therapie, argumentiert Lévi-Strauss, bedienen sich der Manipulation, durchgeführt mit Hilfe von Symbolen, die einen bedeutungsvollen Code, eine Sprache bilden — wiewohl unter Umkehrung aller Elemente.

Wenden wir uns nun der Struktur des zur Diskussion stehenden Mythos und dem Performanzwert der Erzählung des Schamanen zu. Denn immerhin ist die Beschwörung ein Ritual, das ein praktisches Ziel verfolgt: Es soll bei seiner Adressatin eine physische Transformation bewirken. (...) Man sollte meinen, daß der Held in dem der Beschwörung zugrunde liegenden Mythos weiblich sein müßte. Aber dem ist nicht so. Nicht nur ist der durch den Schamanen verkörperte Held männlich, desgleichen seine Helfer, die durch eindeutig phallische Attribute symbolisiert werden; nicht nur zielt die Beschwörung darauf, eine Identifikation der gebärenden Frau mit dem männlichen Helden im Kampf gegen den Schurken (eine *weibliche* Gottheit) zu bewirken. Noch wichtiger ist, daß die Beschwörung darauf hinwirkt, die Identifikation der Frau mit ihrem eigenen Körper, in dem die Schlacht geschlagen wird, zu lösen. Der Sieg des Helden besteht darin, daß er die Seele der Frau zurückerobert, und sein Abstieg durch die Landschaft ihres Körpers symbolisiert den (jetzt) ungehinderten Austritt des Fötus durch den Geburtskanal.

Die Wirksamkeit von Symbolen im Unbewußten würde demnach eine Spaltung des weiblichen Subjekts durch Identifikation mit den beiden mythischen Positionen von Held (das menschliche Subjekt) und Grenze (das personifizierte Hindernis — ihr Körper) bewirken. Die Frage, ob eine Wahrnehmung des eigenen Körpers als Hindernis, Landschaft oder Schlachtfeld vielleicht nicht gerade dazu angetan ist, »der Frau eine Sprache zu geben«, wird im Text nicht gestellt. Aber Lévi-Strauss' Interpretation muß für Lotman, Girard u.a. grundsätzlich akzeptabel sein; d.h. für die, die die Geschichte der Menschheit von einer anthropologischen Warte aus und im Rahmen einer Erkenntnistheorie betrachten, die den »biologischen« Geschlechtsunterschied zum Grund (im Peirce'schen Sinn) von sozialen Unterschieden macht. Bei einer derartigen Perspektive bleibt die Frau außerhalb der Geschichte. Sie ist Mutter und Natur, Matrix und Materie, »ein universaleres Äquivalent als Geld«, wie Lea Melandri es so treffend ausdrückte (1977, 27). Der wissenschaftliche Diskurs konstruiert das Objekt als weiblich und das Weibliche als Objekt. Dies ist seine Rhetorik der Gewalt, auch wenn er sich als humanistisch, gütig und wohlmeinend präsentiert.

In der Tat kritisiert Derrida sowohl die paternalistische Haltung von Lévi-Strauss gegenüber seinen Forschungsobjekten (den Nambikwara) als auch die Naivität, mit der er sie als »unschuldiges« Volk ansieht, weil sie keine Schrift kennen. In eine solche Gemeinschaft, wie sie von Lévi-Strauss in »Traurige Tropen« beschrieben wurde, würde die Gewalt durch die westliche Zivilisation hineingetragen — und kommt tatsächlich zum Ausbruch, während der Anthropologe den Kindern das Schreiben beibringt. Die »Rache« eines kleinen Mädchens, das von einem anderen während der »Schreibstunde« geschlagen wurde, besteht darin, dem Anthropologen das »Geheimnis« des Eigennamens des anderen kleinen Mädchens zu verraten, den die Nambikwara nicht benutzen dürfen. Was in Derridas Augen von Naivität zeugt, ist Lévi-Strauss' offensichtlicher Glaube, daß Schrift lediglich die phonetische Umsetzung von Sprache ist, und daß Gewalt ein Resultat schriftlich fixierter Sprache (Zivilisation) und nicht der Sprache selbst ist; »denn dann muß es erlaubt sein, jede Gesellschaft, die in der Lage ist, ihre Eigennamen hervorzubringen, das heißt, auszulöschen und mit der klassifikatorischen Differenz zu spielen, als Gesellschaft zu bezeichnen, die die Schrift im allgemeinen praktiziert« (Derrida 1974, 192).

»Benennen, die Namen geben, die es unter Umständen untersagt ist auszusprechen, das ist die ursprüngliche Gewalt der Sprache, die darin besteht, den absoluten Vokativ in eine Differenz einzuschreiben, zu ordnen, zu suspendieren. Das Einzige *im* System zu denken, es in das System einzuschreiben, das ist die Geste der Ur-Schrift: Ur-Gewalt, Verlust des Eigentlichen, der absoluten Nähe, der Selbstpräsenz, in Wahrheit aber Verlust dessen, was nie stattgehabt hat, einer Selbstpräsenz, die nie gegeben war ... Von dieser Ur-Gewalt aus, die von einer zweiten, wiederherstellenden und schützenden Gewalt verboten und also bestätigt wird, die die 'Moral' einsetzt, die vorschreibt, die Schrift zu verbergen, den sogenannten Eigennamen zu tilgen und auszulöschen, der bereits das Eigene teilte, kann *unter Umständen* eine dritte Gewalt in dem auftauchen oder (empirische Möglichkeit) nicht auftauchen, was man für gewöhnlich das Böse, den Krieg, die Indiskretion, die Vergewaltigung nennt: sie bestehen darin, durch einen Bruch den sogenannten eigenen Namen, das heißt, die Ur-Gewalt zu offenbaren, die das Eigene seiner Eigentlichkeit und seiner Geeignetheit beraubt hat.« (Derrida 1974, 197)

Die empirische oder alltägliche Gewalt (und man achte auf das klassifikatorische Spiel bei der Aufzählung der Signifikanten: das Böse, der Krieg, die Indiskretion, die Vergewaltigung) ist »komplexer« als die beiden anderen Ebenen, auf die sie sich bezieht, die Ur-Gewalt und das Gesetz. Leider erläutert Derrida die Umstände, unter denen die empirische Gewalt seiner Ansicht nach eventuell auftauchen könnte, nicht näher. Er deutet nur an, daß das Auftreten von empirischer Gewalt, der Tatbestand einer gesellschaftlichen Gewalt, kein Zufall ist, wie es Lévi-Strauss notwendigerweise sehen mußte, um seinen Glauben an die natürliche Unschuld primitiver Kulturen zu bewahren. Von Rousseau und dem 18. Jahrhundert hat Lévi-Strauss eine Archäologie geerbt, so Derrida, die »teleologisch und eschatologisch« ist: »Traum nach einer erfüllten und unmittelbaren Präsenz, die die Geschichte abschließt ... Aufhebung des Widerspruchs und der Differenz« (1974, 202).

Das rhetorische Konstrukt einer »Gewalt des Buchstabens«, der ursprünglichen Gewalt, die der Gegenwart, der Identität, dem Eigentum und dem Anstand ihren Stempel aufdrückt, ist vielleicht an einem anderen Werk Derridas leichter nachzuvollziehen. In »Sporen« führt er eine Nietzsche-Interpretation vor und spricht mit ihm (Nietzsche) genau das an, was er Lévi-Strauss vorwirft, ver-

drängt zu haben — Widerspruch und Differenz. Ich könnte »Sporen« als mein zweites Textbeispiel nehmen, um meine These zu stützen, daß, obwohl Derridas Diskurs die Tatsache einer Geschlechtszuschreibung leugnet, sein zur »Frau werden« auf demselben Konstrukt sexueller Differenz basiert, das von Lévi-Strauss sehr genau, wenn auch auf naive und traditionelle Weise, in »Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft« beschrieben wurde. (...) Statt mich jedoch direkt mit Derridas Text auseinanderzusetzen, werde ich mich ihm indirekt über einen anderen (interpretatorischen) Text nähern — eine vierfache De-plazierung, sozusagen.

»Der menschliche/männliche Diskurs«, schreibt Gayatri Spivak, »bedient sich einer weiblichen Metaphorik« (1983, 169). Die phallogozentristische Problematik »ist nicht auf das psycho-sozio-sexuelle Verhalten beschränkt« (wie Foucault es gern sähe), sondern »erstreckt sich auf die Produktion und Konsolidierung von Referenz und Bedeutung« (ebd., 169). Derridas Phallogozentrismuskritik — die Dekonstruktion — nimmt die Frau als »Modell« für den dekonstruktivistischen Diskurs, weil, wie Spivak (Derridas Interpretation von) Nietzsche interpretiert, die Frau einen Orgasmus vortäuschen kann, der Mann jedoch nicht (Spivak 1983, 170). (...) So steht z.B. in »Dissémination« das Hymen als Metapher für den Text, die Unbestimmbarkeit von Bedeutungen, das »Gesetz der textlichen Operationen — Lesen, Schreiben, Philosophieren« (ebd., 175).

Die Dekonstruktion bewirkt demnach eine »Verweiblichung der Philosophie«, schreibt Spivak (ein Ausdruck, der mich sofort an Kellers »Geschlechtszuschreibung der Wissenschaft« erinnert), fügt jedoch hinzu, daß sie dies nicht »nur als ein weiteres Beispiel für den männlichen Gebrauch der Frau als Mittel der Selbstbestätigung« ansieht (ebd., 173). Denn auch wenn ein Mann »seinen Status als Subjekt (niemals) völlig verleugnen« kann, und wenn Begehren immer noch als »männliches Begehren« ausgedrückt werden muß, ist doch das Unterfangen des Dekonstruktors — seine eigene De-plazierung anzustreben, »indem er die Frau als Objekt oder Figur« einsetzt — »ungewöhnlich und mutig«. Leider muß Spivak zugestehen, daß die Frage des Weiblichen in der Form, wie sie von Nietzsche und Derrida gestellt wird, »ihre Frage ist, (und) nicht *unsere*« (ebd., 184). (...) Abschließend bleibt festzuhalten, daß der Wert dieser kritischen Methode (der »Selbstkritik des Patriarchats«) für Frauen, die sie anwenden, bestenfalls unbestimmt ist. Wir können, wie Spivak empfiehlt, »nützliche und gewissenhafte Scheininterpretationen anstelle des passiv-aktiven vorgetäuschten Orgasmus« produzieren (ebd., 186), aber wir werden dadurch dem Ziel, unsere Körper und Lüste auf andere Art zu verstehen, zu repräsentieren oder zu rekonstruieren, kein Stück näher gekommen sein.

Für das weibliche Subjekt markiert letztlich die Geschlechtszugehörigkeit die Grenze der Dekonstruktion. Was nicht heißen soll, daß die Frau oder das Weibliche etwa mehr oder weniger außerhalb des Diskurses stünden als alles andere. Denn gerade darauf beharrt die feministische Kritik mit Nachdruck: die Konstruktion des sozialen Geschlechts muß in die Analyse einbezogen werden. Sie darf weder als »biologische« Differenz (miß)verstanden werden, die außerhalb des Signifikationsprozesses liegt, noch als kulturell konstruiertes Objekt männlichen Begehrens, sondern muß als semiotische Differenz verstanden werden —

als unterschiedliche Produktion von Referenz und Bedeutung, die wir nicht anhand von Derrida oder Foucault, aber möglicherweise mit Hilfe von Peirces Vorstellung der Semiose beginnen können zu skizzieren. Die Zeit, »feministische Kritik (durch etwas anderes) zu ersetzen« (Kamuf 1982), ist noch nicht gekommen.

*Aus dem Amerikanischen von Birgit Ermlich*

## Anmerkungen

- 1 Eine interessante Diskussion von Salomés Schriften, ihrer Person und historiographischen »Legende« aus heutiger feministischer Sicht findet sich in Biddy Martin (1982).
- 2 Meine Interpretation der Peirce'schen Definition des Zeichens und damit der Beziehung zwischen Zeichen und Subjekt läßt sich mit Lacans augenscheinlich antithetischer Formel (»ein Signifikant repräsentiert ein Subjekt für einen anderen Signifikanten«) vergleichen. Interessierte LeserInnen möchte ich auf Kapitel 6 meines Buches (1984) verweisen, das unter der Überschrift »Semiotics and Experience« auch eine ausführlichere Diskussion von Eco enthält.
- 3 Untersuchungen zum Sprachgebrauch zeigen, daß, wenn der Begriff »Mann« Frauen einschließt (was umgekehrt nicht der Fall ist, denn der Begriff »Frau« ist immer geschlechtsspezifisch, das heißt sexuell konnotiert), dann nur in dem Maße, wie Frauen im jeweiligen Kontext als geschlechtsneutrale Wesen wahrgenommen werden (sollen) ... (siehe Spender 1980). So basiert z.B. Lévi-Strauss' Theorie der Verwandtschaft (1981) auf der These, daß Frauen den Männern sowohl gleich als auch ungleich sind: sie sind menschliche Wesen (gleich den Männern), aber ihre spezielle Funktion in Kultur und Gesellschaft ist es, ausgetauscht und unter Männern herumgereicht zu werden (ungleich den Männern). Auf Grund ihres »Wertes« als Mittel sexueller Gratifikation und Reproduktion sind Frauen die Mittel — Objekte und Zeichen — gesellschaftlicher Kommunikation (unter menschlichen Wesen). Immerhin, da er die Frauen nicht ganz aus der menschlichen Gemeinschaft oder »Menschheit« ausschließen will, schließt er einen Kompromiß, indem er sagt, daß Frauen auch menschliche Wesen sind, obwohl sie in der symbolischen Ordnung der Kultur nicht *für sich selber* sprechen, begehren oder Bedeutung herstellen, wie Männer es vermittelt des Austausches von Frauen tun. Man kann daraus nur folgern, daß Frauen, soweit sie menschliche Wesen sind, (wie) Männer sind.

## Literaturverzeichnis

- Breines, Wini und Linda Gordon, 1983: The new scholarship on family violence. In: Signs: A Journal of Women in Culture and Society 8 (3), 490-531
- Brownmiller, Susan, 1980: Gegen unseren Willen: Vergewaltigung und Männerherrschaft. Frankfurt/M.
- Change, 1977: La folie encerclée. Paris
- Derrida, Jacques, 1974: Grammatologie. Frankfurt/M.
- ders., 1976: Eperons — Les styles de Nietzsche. Venedig (Dies ist eine viersprachige Ausgabe, die englische Übersetzung ist von Barbara Harlow. Eine deutsche Übersetzung soll unter dem Titel »Sporen — die Stile Nietzsches« als »Parallelversion« existieren, stand für diese Übersetzung jedoch nicht zur Verfügung.)
- Eco, Umberto, 1979: The Role of the Reader: Explorations in the Semiotics of Texts. Bloomington, London
- Foucault, Michel, 1973: Archäologie des Wissens. Frankfurt/M.
- ders., 1977: Sexualität und Wahrheit, Bd. I: Der Wille zum Wissen. Frankfurt/M.
- Girard, René, 1978: Schwager Raymond: Brauchen wir einen Sündenbock? Gewalt und Erlösung in den biblischen Schriften. München
- Kamuf, Peggy, 1982: Replacing feminist criticism. In: Diacritics 12, 42-47
- Keller, Evelyn Fox, 1978: Gender and Science. In: Psychoanalysis and Contemporary Thought (September), 409-433
- dies., 1986: Liebe, Macht und Erkenntnis. München

- Lacan, Jacques. 1975: Schriften. Olten
- Lauretis, Teresa de. 1984: Alice Doesn't: Feminism, Semiotics, Cinema. Bloomington
- Lévi-Strauss, Claude. 1960: Traurige Tropen. Köln, Berlin
- ders., 1967: Strukturele Anthropologie. Frankfurt/M.
- ders., 1981: Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft. Frankfurt/M.
- Lotman, Jurij. 1979: The origin of plot in the light of typology. In: Poetics Today 1(1-2). 161-184
- MacKinnon, Catharine. 1979: Sexual Harassment of Working Women: A Case of Sex Discrimination. New Haven/Conn.
- Martin, Biddy. 1982: Feminism, criticism, and Foucault. In: New German Critique 27. 3-30
- Melandri, Lea. 1977: L'infamia originara. Mailand
- Nietzsche, Friedrich. 1915: Die fröhliche Wissenschaft. Nietzsches Werke, Bd. 5. Leipzig
- Oehler, Klaus. 1979: Idee und Grundriß der Peirce'schen Semiotik. In: Zeitschrift für Semiotik, Heft 1, 9-22
- Peirce, Charles Sanders. 1931-1958: Collected Papers. hrsg. von Charles Hartshorne und Paul Weiss. Cambridge/Mass. (die Seitenangaben der Peirce-Zitate beziehen sich, wenn nicht anders vermerkt, auf diese Ausgabe)
- Plaza, Monique. 1980: Our costs and their benefits. In: m/f 4, 28-39 (zuerst in Questions feministes, Nr. 3, Mai 1978)
- Spender, Dale. 1980: Man Made Language. London
- Spivak, Gayatri Chakravorty, 1983: Displacement and the discourse of woman. In: Krupnik, Mark (Hrsg.): Displacement: Derrida and After. Bloomington. 169-195
- Stark, Evan, Anne Hlitchraft und William Frazier. 1979: Medicine and patriarchal violence: The social construction of a »private« event. In: International Journal of Health Services 9 (3). 461-493



## **Frauenbewegungen in der Welt Band 1: Westeuropa**

### **Hrsg. Autonome Frauenredaktion**

Der Band soll Auskunft geben über Geschichte und Gegenwart der westeuropäischen Frauenbewegungen, über ihre Ziele und Bündnisse, über das Verhältnis zu anderen politischen Gruppen und zum Staat. Die Autorinnen analysieren die verschiedenen Strömungen innerhalb der jeweiligen Frauenbewegung und berichten von der Entstehung von Frauenkultur und Frauensolidarität. Gemeinsamkeiten und Unterschiede der weltweiten Frauenkämpfe werden erkennbar.

Argument Sonderband 150

176 S., br., DM 18,50 / 15,50 für Studenten

Bei Subskription aller vier Bände DM 13,50

## Der nächste Akt in Mittelamerika\*

### Aufbau der Szene

Am 3. Februar 1988 lehnte das Repräsentantenhaus mit knapper Mehrheit den Antrag der Reagan-Regierung ab, die Contra-Armee weiter zu unterstützen. CIA-Versorgungsflüge sollten noch den ganzen Februar — wahrscheinlich mit höchster Intensität — weitergehen; die illegalen Überwachungsflüge unterlagen keinerlei Einschränkungen. Contra-Unterstützer und -Geldbeschaffer (wie Robert Dole und General John Singlaub) kündigten an, daß sie ihre Bemühungen wieder aufnehmen werden. Sie berichteten, daß sie nach der Entscheidung des Repräsentantenhauses »mit Geld- und Unterstützungsangeboten überschüttet würden« (AP 5.2.88; *Boston Globe*, 7.2.1988). Die heimlichen privaten Netze können jetzt reaktiviert — und in ein paar Jahren mit dem üblichen Lamentieren enthüllt werden.

Die Reagan-Regierung war auf den Ernstfall vorbereitet. Nachdem das Friedensabkommen am 7. August 1987 unterschrieben war, verdoppelten bis verdreifachten sich die täglichen CIA-Flüge, um Waffen- und Vorratslager anzulegen. Im November wurde John Negroponte zum stellvertretenden Sicherheitsberater ernannt. Negroponte hat gute Beziehungen zum honduranischen General Alvarez, der den eskalierenden staatlichen Terror leitete, als das US-Engagement sich verstärkte. Von 1981 bis 1985 war er als Prokonsul damit befaßt, aus Honduras die Basis zu machen, von der die USA Nicaragua angreifen und die Contras organisieren können (COHA *News and Analysis*, 16.12.1987). Mit dieser Bestallung signalisierte die Regierung ihre Absicht, zum Krieg im Verborgenen zurückzukehren, falls das notwendig würde. Kongreß und Medien schwiegen dazu. (...)

In der Januar-Ausgabe der Zeitschrift *Zeta* berichtete ich über die Schritte, die die US-Regierung während der ersten Phase des Abkommens (August bis November) einleitete, um es scheitern zu lassen. Die erste Kategorie war militärisch und beinhaltete die rasche Intensivierung der Versorgungs- und Überwachungsflüge, damit die US-Stellvertreterarmeen ihre Stellung halten konnten und mit den notwendigen Informationen versorgt wurden, um militärischen Auseinandersetzungen aus dem Weg gehen und »weiche Ziele« wie landwirtschaftliche Kooperativen angreifen zu können. Die Ziele waren: die Vorwürfe der »Tauben« zu entkräften, daß das Mittel der Gewalt »ein klarer Fehlschlag ist« und durch andere Maßnahmen zu ersetzen sei, die Nicaragua ein »regionales Arrangement« »aufzwingen« — ausschließlich Nicaragua wohlgermerkt (*NYT*, 14.3.1986); Nicaragua zur Gegenwehr zu zwingen, damit die Medien den sandinistischen Totalitarismus anprangern können; und den Contras für ihren Krieg ausreichende Vor-

\* Erschien unter dem Titel »Central America: The Next Phase« in *Zeta Magazine* 3/88. Die deutsche Fassung wurde gekürzt. Wir danken Noam Chomsky und den HerausgeberInnen für die Abdruckerlaubnis.



räte zur Verfügung zu stellen für den Fall, daß offizielle Unterstützung verboten wird. Der Erfolg zeigt sich daran, daß die Contras nach Einschätzung militärischer Beobachter ein Jahr auch ohne neue Hilfen weiterkämpfen können (AP, 4.2.1988). Weiter zeigt er sich in einer Studie der Gruppe »Witness for Peace«, von der öffentlich keine Notiz genommen wurde: »Die Contra-Rebellen haben ihre Angriffe auf Zivilisten« seit August 1987 »verdoppelt« — 90 Angriffe auf Zivilisten gegenüber 41 »Contra-Überfällen aus dem Hinterhalt, Morden, Überfällen auf landwirtschaftliche Kooperativen und Entführungen zwischen Januar und Juli«. Dies sei »lediglich ein Ausschnitt aus dem Terror, der in den letzten Monaten gegen die Zivilbevölkerung entfesselt wurde« (AP, 29.1.1988). Die Presse berichtete, daß mindestens 25 Zivilisten von den Contras getötet wurden, während das Repräsentantenhaus abstimmte (BG, 7.2.1988).

Die zweite Kategorie von Maßnahmen der US-Regierung — ideologische Kriegführung im Inland — umfaßte Bemühungen, das Abkommen der eigenen Politik entsprechend umzugestalten, eine Aufgabe, die der Freien Presse zufiel. Besonders auffällig war, wie man von August bis November dem Thema der gravierenden Vertragsverletzungen in den US-Vasallenstaaten auswich. Noch entscheidender war das Verschweigen der Intensivierung der Versorgungsflüge, die das einzige »unverzichtbare Element« für den Friedensprozeß zunichte machten, nämlich die Beendigung jeglicher Form von Unterstützung von »irregulären Streitkräften [den Contras] oder Aufständischen [einheimischen Guerillakämpfern]«.

Diese Fakten mußten vor allem aus zwei Gründen unterdrückt werden: a) Sie zeigen, daß die USA die Hauptverantwortlichen für die Sabotage des Abkommens sind; b) sie untergraben den Schein von »Symmetrie« zwischen El Salvador und Nicaragua, das Hauptthema der Regierungspropaganda, das die Medien permanent vermitteln. Aufmerksame Leser konnten schließlich erfahren, daß die CIA-Flüge seit August derart zugenommen hatten, daß die Contras »die Ausrüstung in ihren Operationsgebieten vergraben und auch dann noch kämpfen können, wenn die US-Militärhilfe aus der Luft beendet wird.« Dieser Bericht vom 24. November erschien auf einer der hinteren Seiten der *Washington Post*. Die Fakten scheinen offenbar nicht nahezulegen, daß die US-Regierung das Abkommen unterläuft, genausowenig wie sie Fragen nach dem Verhältnis zwischen diesen entschlossenen Sabotageversuchen und den Notstandsbestimmungen aufwerfen, die in Nicaragua während der ausländischen Angriffe in Kraft sind. Kaum jemand registrierte hingegen, daß die auf Grund des Abkommens gebildete internationale Überwachungskommission (CIVS) entschied, daß eine Amnestie erst nach Beendigung der Aggressionen verkündet werden braucht, und auch Medienbesessene hätten letzten November nicht erfahren, daß die nicaraguanische Nationalversammlung eine umfassende Amnestie anordnete und den Ausnahmezustand widerrief. Beide Gesetze sollen zu dem Zeitpunkt in Kraft treten, an dem die CIVS feststellt, daß die Bestimmungen des Abkommens zur Beendigung der Angriffe gegen Nicaragua erfüllt sind. D.h., Nicaragua ist neben Costa Rica das einzige Land, das im November 1987 die Bedingungen des Abkommens erfüllte.

Die militärischen Angriffe der USA gegen Nicaragua werden zweifellos fortgesetzt, ebenso wie andere Maßnahmen, die Nicaragua wieder die »mittelameri-

kanische Art« beibringen und zur Einhaltung von »regionalen Standards« zwingen sollen — wie die Herausgeber der *Washington Post* und andere »Tauben« fordern. Die ideologische Kriegführung wird in eine neue Phase eintreten. Bisher war es die Aufgabe der Freien Presse, die Sandinistas als Dämonen darzustellen und gleichzeitig die von der US-Regierung aufgebauten und unterstützten Terrorstaaten zu loben; sie sollte Nicaraguas Bemühungen um eine neutrale Position totschweigen, ebenso wie die Anstrengungen der US-Regierung, das Land zu einem sowjetischen Vasallen zu machen, indem sie ihm Hilfe von woanders und wirtschaftliche Beziehungen zu den USA verweigert, von denen Mittelamerika schließlich abhängig ist. Die Freie Presse sollte auch die Doktrin einhämmern, daß die US-Regierung sich um Demokratie in Mittelamerika bemüht, während sie tatsächlich jeden Versuch einer wirklichen Demokratie und gesellschaftlicher Reform im Ansatz zu ersticken sucht. Dieser Aufgabe kam sie gewissenhaft und erfolgreich nach. Während der Periode der Demontage des Abkommens (August 1987 bis Januar 1988) war die Hauptaufgabe, die Vertragsbedingungen auf Nicaragua zu konzentrieren, damit die US-Vasallen sie ungestraft verletzen können; die Aktionen der US-Regierung, mit denen sie das Abkommen unterließ, zu verschweigen; und jeden Kontrollapparat auszuschalten, damit diese Aktionen ungehindert ausgeführt werden können. Diese Ziele wurden erreicht. (...)

Nicaragua hat keine Maßnahmen ergreifen können, die für demokratische Länder in Krisenzeiten üblich sind. Ich bezweifle, daß es einen historischen Präzedenzfall für das Phänomen *La Prensa* gibt, eine Desinformationszeitung, die von der Supermacht subventioniert wird, die Nicaragua angreift, und deren Angriffe offen unterstützt. Der Herausgeber, Jaime Chamorro, verlangte in der US-Presse 1986 Hilfe für die Contras. In einem Interview vom Dezember 1987 mit Pedro Joaquin Chamorro — Mitglied des vom CIA organisierten »zivilen Direktorats« der Contras — wird dieser als »Ko-Direktor von *La Prensa*« vorgestellt, »der sich entschloß, außerhalb des Landes gegen die sandinistische Diktatur zu kämpfen«. In einem Interview vom November interpretierte der Chef der Konservativen Partei die Einwilligung der Sandinistas, über Kardinal Obando mit den Contras zu verhandeln, als »Anerkennung von deren Legitimität«, was die Contras zum »legitimen Teil der nicaraguanischen Gesellschaft mit allen Rechten« mache. Somit kann sich die interne Opposition offen mit ihnen identifizieren. (...)

Nach der Doktrin des State Departments wird sich — als Konsequenz daraus, daß keine offizielle Hilfe an die »Freiheitskämpfer« mehr geleistet werden darf — »die Hauptaufgabe« für die US-Vasallen »verschieben, von demokratischer Entwicklung zu einem erneuten Sicherheitsbedürfnis«, woraus sich »unausweichlich« ein »Wiedererstarben des Militärs« ergibt und möglicherweise Putsch und Repression (Elliott Abrams, der stellvertretende Außenminister). Diese Warnung wurde nach der Abstimmung im Repräsentantenhaus von General Fred Woerner sozusagen als Ermächtigung für zunehmenden Terror wiederholt (AP, 7.2.1988). Wenn die Schuld an staatlichem Terror auf die »kommunistische Unterwanderung« aus Nicaragua abgewälzt werden kann (Abrams), könnten die Beschränkungen der Berichterstattung über die Vasallenstaaten gelockert werden.

## Menschenrechte: Nicht mehr auf der Tagesordnung

Das wichtigste diplomatische Ereignis im Januar 1988 war der Bericht der Internationalen Kontrollkommission CIVS. Auf Grund der fortgesetzten Hilfeleistungen an »die irregulären Streitkräfte, die gegen die Regierung von Nicaragua operieren«, verurteilte sie in erster Linie die US-Regierung, denn die »verletze so« »eine unabdingbare Voraussetzung für den Erfolg der Friedensbemühungen und diesen Prozeß als ganzen«. Ein CIVS-Mitglied informierte die Presse, daß lateinamerikanische Vertreter »von der offenkundigen Angst« von Gewerkschaftern und Oppositionellen in El Salvador und Guatemala erschüttert waren. Er sagte weiter, daß die CIVS auf Grund des Vetos von Honduras, El Salvador und Guatemala keine Details über die Einhaltung des Abkommens veröffentlichen dürfe — ein Hinweis darauf, was im Bericht gestanden hätte, wäre es nicht von den USA und ihren Vasallen verhindert worden (Peter Ford, *Christian Science Monitor*, 15.1. 1988). (...) Die Kommission wurde unter dem Druck der USA als mit Nicaragua sympathisierend aufgelöst, was den USA gestattete, ihre terroristischen Manöver ungehindert fortzusetzen und Duarte die Möglichkeit gab, weiterhin als Vorkämpfer und Apologet von Terror und Mord zu fungieren. (...)

Am Tage der Abstimmung im Repräsentantenhaus bestätigten Gerichtsbehörden in El Salvador die Auffindung der Leichen von zwei Männern und einem Jungen auf einem bekannten Müllablageplatz der Todesschwadronen, die mit den Sicherheitskräften zusammenarbeiten. Sie informierten die Presse darüber, daß den drei Körpern die Augen verbunden und die Arme auf dem Rücken zusammengebunden waren, und daß sie Spuren der Folter aufwiesen. Die nichtregierungsamtliche Menschenrechtskommission (CDHES), die trotz der Ermordung ihres Gründers und Vorsitzenden Anaya weiterarbeitet, berichtete, daß in den vorangegangenen zwei Wochen 13 Leichen gefunden worden waren. Die meisten hatten Spuren von Folterungen, die für die Todesschwadronen typisch sind. Auf einer Ranch waren am 17. Januar sieben von Kugeln durchlöchernte Leichen gefunden worden, darunter zwei Frauen, »die an ihren Haaren an einem Baum aufgehängt waren«. »Ihre Brüste waren abgeschnitten und ihre Gesichter rotbemalt«, berichtete ein CDHES-Sprecher, aus Angst vor den Todesschwadronen unter Zusicherung von Anonymität. Am 25. Januar waren die Leichen von drei gefolterten Männern gefunden worden. Der Sprecher fügte hinzu, daß die Morde »nach dem modus operandi der Todesschwadronen verübt« worden waren »und zeigen«, daß diese Aktionen — verübt von Sicherheitskräften und Militärs — weiterhin stattfinden. Diese Informationen (von AP) sind in der führenden kanadischen Zeitung (*Toronto Globe Mail*, 3.2.1988) nachzulesen, aber weder die *New York Times* noch die *Washington Post* erwähnten sie. (...)

Im September veröffentlichte die Menschenrechtskommission der OAS (*Inter-American Commission on Human Rights*) einen Bericht, in dem sie eine »spürbare Abnahme in der Wahrung der Menschenrechte« in Guatemala feststellt und sich besorgt über »die Wiederaufnahme von Methoden und Systematiken der Massenliquidation von Menschen« äußert und darüber, daß »die schrecklichen Todesschwadronen wieder in Erscheinung treten«. Die guatemaltekische Menschenrechtskommission berichtete von 334 außergerichtlichen Exekutionen und

73 Verschwundenen in den ersten neun Monaten des Jahres 1987. Toribio Pineda, ein Mitglied des Exekutivkomitees, sagte in Washington, daß »das Abkommen als Tarnmanöver benutzt wird, und die Menschenrechtssituation immer bedrohlicher wird ... [Das Abkommen hat dazu gedient] Verletzungen mit größerer Straffreiheit zu erlauben.« Die Kommission zur Verteidigung der Menschenrechte in Mittelamerika (mit Sitz in Costa Rica) informierte die Vereinten Nationen im November darüber, daß in Guatemala »Gewaltaktionen mit den folgenden Merkmalen weiterhin üblich sind: Leichen mit sichtbaren Spuren der Folter werden am Straßenrand aufgefunden; Entführung und Ermordung populärer Führer [mit Beispielen]; Steigerung der Anzahl willkürlich Verhafteter, die später verschwinden«; und zahlreiche »andere Rechtsverletzungen, die die Aufmerksamkeit der hier versammelten internationalen Gemeinschaft erfordern.« Der Bericht dokumentiert 175 Fälle von Entführung, Verschwinden und Ermordung im Zeitraum vom 8. August bis zum 17. November 1987. Pineda berichtete, daß die dokumentierten Fälle nur einen Bruchteil der Mißhandlungen darstellen, denn die meisten finden außerhalb der Hauptstadt statt (dasselbe gilt für El Salvador). Er sprach auch über wahllose Bombenattentate, Erntevernichtungen usw. In beiden Ländern, ebenso wie in Honduras, sind die Bestimmungen des Friedensabkommens, die »Gerechtigkeit, Freiheit und Demokratie«, Garantien für »die Unverletzlichkeit aller Formen von Leben und Freiheit« und »die Sicherheit des Volkes« fördern, eine zynische Farce — dank der medienpolitischen Prioritäten der US-Regierung.

Im *Christian Science Monitor* — der noch professionelle Berichterstattung aus Mittelamerika liefert — schrieb Wilson Ring am 29. Januar, daß sich die Menschenrechtssituation in Honduras seit Unterzeichnung des Abkommens verschlechtert habe. Er zitiert Ramon Custodio, den Vorsitzenden der Menschenrechtskommission, der von 107 Ermordungen durch die Sicherheitskräfte im Jahre 1987 sprach. »Während viele anerkennen, daß sich die Menschenrechtssituation in Honduras verschlechtert«, fährt Ring fort, »sagen alle, daß die Mißhandlungen im Vergleich mit denen in den Nachbarländern El Salvador und Guatemala, wo politische Morde fast schon alltäglich sind, verblassen.« (...)

## Tauben und Falken

Mitte Januar war das Abkommen dann restlos demontiert. Trotzdem wird die US-Regierung auf Grund bestimmter Faktoren in die Position der »Tauben« gedrängt werden. Bevor ich darauf eingehe, möchte ich die Erörterung in einen Kontext stellen, der mir für das Verständnis der Entwicklungen wichtig scheint.

Bestimmte Merkmale der US-Politik spiegeln die Stabilität inländischer Institutionen wider, auf denen sie beruht. Einhaltung dieses doktrinären Rahmens ist Voraussetzung, um mitreden oder mitregieren zu können. Das Grundprinzip: Nach Unabhängigkeit strebender Nationalismus und auf inländische Bedürfnisse abgestimmte Entwicklung sind nicht akzeptabel. Jede Abweichung davon erfordert eine Disziplinierung, gewaltsam oder mit anderen Mitteln. Die »Tauben« sagen: Weil »die Aktionen der Contras bei der Bemühung, Demokratie in Nicaragua herzustellen, jämmerlich versagten«, sollten wir die »verwerfliche« Regie-

rung in Managua »isolieren« und »in ihrem eigenen Saft schmoren lassen«. Dabei müssen wir die Sandinistas davon abhalten, »gewalttätige Revolutionen zu exportieren« (Senator Alan Cranston; *US Senate, Committee on Foreign Relations*, 27.1.1986). Die US-Vasallen verdienen dagegen unsere Hilfe und Unterstützung. Sie halten sich an die mittelamerikanische Unterdrückungsweise, nämlich Ausbeutung und Herrschaftsausübung durch privilegierte Gruppen, die auf die Forderungen der US-Macht eingehen (»Demokratie«), so daß sogar die schrecklichsten Grausamkeiten belanglos erscheinen.

Innerhalb dieses Elitkonsens bleibt Raum für taktische Debatten. Die Wahlmöglichkeiten reichen von direkter Gewaltanwendung (harte Linie) bis hin zu wirtschaftlichem und anderweitigem Druck (weiche Linie). Man kann gegen die Contras sein, weil man die harte Linie für gescheitert hält (tatsächlich war sie erfolgreich, weil sie ihr Hauptziel erreichte, gesellschaftliche Reformen und eine auf nationale Bedürfnisse ausgerichtete Entwicklung unmöglich zu machen, womit der befürchtete Demonstrationseffekt verhindert wurde, der gewöhnlich als »Export gewalttätiger Revolutionen« bezeichnet wird), und dieselben politischen Ziele mit weniger aufwendigen Mitteln verfolgen — nachdem die nicaraguansische Wirtschaft zerstört ist. Oder man kann die Contras mit der Begründung unterstützen, daß Gewalt bei der Durchsetzung »regionaler Standards« durchaus wirksam ist.

Die zugrunde liegenden Ziele werden in internen Dokumenten offen ausgesprochen. Gleich nachdem die USA 1954 die Demokratie in Guatemala zerstört hatten, verfaßte der Nationale Sicherheitsrat ein Top Secret Memorandum mit dem Titel »US-Politik gegenüber Mittelamerika« (NSC 5432). In ihm wird eingangs festgestellt, daß die gefährlichste Bedrohung US-amerikanischer Interessen »der Trend zu nationalistischen Regimes in Lateinamerika« sei, die »populäre Forderungen nach unmittelbarer Verbesserung des niedrigen Lebensstandards der Massen« und nach einer an den nationalen Bedürfnissen orientierten Produktion aufnehmen. Dies sei unerträglich, denn die USA seien verpflichtet, »ein Klima zu begünstigen, das private Investitionen fördert«. Die USA müßten die lateinamerikanischen Länder »ermutigen«, »ihre Volkswirtschaften auf ein System privaten Unternehmertums aufzubauen und — was dafür wesentlich ist — ein politisches und wirtschaftliches Klima zu erzeugen, das privaten Investitionen von sowohl inländischem wie ausländischem Kapital förderlich ist«. Dies schließt Garantien ein für »Verdienstmöglichkeiten und im Falle von ausländischem Kapital für den Rücktransfer des Erwirtschafteten«. Diese Prinzipien werden an anderer Stelle meist wörtlich wiederholt (z.B. NSC 5613/1, 25.9.1958). Die lateinamerikanischen Länder müssen in Übereinstimmung mit den Wünschen der US-Investoren der exportorientierten Produktion Vorrang einräumen. Um dies zu erleichtern, so erklären diese und spätere Dokumente ganz unverfroren, müssen die USA das lateinamerikanische Militär kontrollieren, dem die Aufgabe des Sturzes von Zivilregierungen zufällt, die den zum »Interesse des Volkes« deklarierten Forderungen der USA nicht nachkommen. Die Methoden werden im einzelnen erläutert. Weiter ist es notwendig, den exzessiven Liberalismus lateinamerikanischer Regierungen zu überwinden und jeder »Unterwanderung« (d.h. falschen Ideen) sowie allgemein jeglicher Infragestellung der US-Vorherrschaft

einen Riegel vorzuschieben. Die USA haben selbstverständlich nichts gegen demokratische Formen — sie sind im Gegenteil nützlich zur Kontrolle der eigenen Bevölkerung —, aber nur, wenn Bedingungen herrschen (zur Not wird mit Gewalt nachgeholfen), unter denen die Gefahren unabhängiger Entwicklung, gesellschaftlicher Reform und breiter demokratischer Partizipation der Vergangenheit angehören. Linke in Planungskreisen verweisen auf den Klassenkampf in Lateinamerika und meinen, daß die USA wahrscheinlich Gewalt benötigen, wenn sie diesen Kampf gewinnen wollen, denn sie finden ganz offenkundig keinen Anklang bei »den Massen« mit deren unakzeptablen Zielen und ihrer Neigung zum »Ultranationalismus« (wie interne Dokumente die Bemühungen nennen, die bewährte Gußform zu sprengen). (...)

In Nicaragua experimentierten die USA nur kurz mit der weichen Linie, um privilegierte Elemente an die Macht zu bringen (»um die Demokratie zu unterstützen«). Bald griffen sie zum Mittel von Terror und Wirtschaftskrieg. Ein Hindernis war, daß das nicaraguanische Militär nicht wie in anderen Fällen in eine subversive Kraft umgewandelt werden konnte. Daher war es notwendig, eine Stellvertreterarmee aufzustellen, die Nicaragua von ausländischen Basen aus angreift — eine Variante der bekannten Maßnahmen.

Die scharfe Wende in der US-Politik gegenüber Nicaragua ist aufschlußreich. In den sechziger und siebziger Jahren — unter der Diktatur Somozas — gehörte Nicaragua zu den lateinamerikanischen Ländern, die pro Kopf der Bevölkerung die meiste US-Wirtschaftshilfe erhielten. Als Grund gab die AID-Mission 1977 an, daß »in der sich entwickelnden Wirtschaft freien Unternehmertums in Nicaragua US-Investitionen willkommen sind«, und daß Somoza die politischen Ziele der USA unterstütze. Militärhilfe floß ebenfalls in beträchtlichem Umfang, um sicherzustellen, daß Somozas Nationalgarde ihre Aufgaben erfüllen konnte. Nicht lange nachdem die Nationalgarde aus Nicaragua vertrieben war, wurden die massiven Hilfeleistungen wieder aufgenommen, diesmal an die Nachfolgekkräfte. Reagans propagandistischer Sieg ist so überwältigend, daß in den Kongreßdebatten die Hilfe für die Contras häufig als »Hilfe für Nicaragua« bezeichnet wird, sogar von den explizitesten »Tauben«, die Reagans »Wunsch, Nicaragua zu helfen«, ablehnen. Unter Präsident Carter floß mehr Wirtschaftshilfe nach Nicaragua als in jedes andere mittelamerikanische Land, zusätzlich zu internationalen Hilfsmaßnahmen. Es gab ein »Wirtschaftswunder« mit einem schnellen Wachstum des Bruttosozialprodukts — und der Unterernährung von Kindern und des allgemeinen Elends als Konsequenz des Entwicklungsmodells. Nachdem Carter anfänglich die Hilfsmaßnahmen als Hebel einzusetzen suchte, um »Nicaraguas gemäßigte Kräfte« zu unterstützen (d.h. den pro-amerikanischen Privatsektor), ersetzte er sie schließlich durch einen tödlichen Wirtschaftskrieg. Dieser Wandel der US-Politik fiel mit einer Umgestaltung in Nicaragua zusammen, als anstelle von burtaler Repression und Ausplünderung der Armen erfolgreiche Anstrengungen unternommen wurden, die knappen Ressourcen für die Bedürfnisse der Armen zu verwenden. Daß die Bedeutung dieser Tatsachen nicht verstanden wird, ist ein nicht zu übersehendes Merkmal unserer politischen Kultur.

Die harte Linie verlangt heute militärische Gewalt, befindet sich jedoch zunehmend in einer Minderheitsposition. 1986 waren 80 Prozent der »führenden

Köpfe« in den USA gegen die Contra-Option, berichtete der *Chicago Council on Foreign Relations*. Die weiche Linie verlangt nun nach weniger gewalttätigen Maßnahmen, nachdem es dem US-Terror gelungen ist, drohende Verbesserungen im Gesundheitswesen und der Alphabetisierung zu verhindern sowie den »Virus« einer erfolgreichen Entwicklung zu eliminieren, der — so hatte man befürchtet — einen Nachahmungseffekt in einer »Revolution ohne Grenzen« hätte haben können. Man vermutet auch, daß das soziale Gewebe in ausreichendem Maße zerfetzt und genügend Unzufriedenheit verbreitet ist, um die ungeheuren Probleme des Wiederaufbaus zusätzlich zu erschweren — sollte die militärische Aggression von seiten der USA abnehmen. Es wird angenommen, daß die Bevölkerung die Regierung für ihr Leid verantwortlich machen wird, und daß alle Welt sehen kann, daß es an den Sandinistas liegt, wenn die USA Nicaragua unbeirrt weiter in den Ruin treiben. Mit der militärischen Aggression und dem Wirtschaftskrieg ist es den USA gelungen, den Entwicklungsprozeß in Nicaragua umzukehren, das Gesundheitssystem und andere soziale Dienstleistungen zu zerstören und Privatunternehmen zu eliminieren, die nicht in der Lage waren, alternative Versorgungsquellen und Märkte zu erschließen, was der Regierung — zu hohen Kosten allerdings — manchmal gelang. Nun können US-Journalisten die »Verbitterung und Apathie in Nicaragua« beklagen (*NYT*, 29.12.1987) und sandinistisches Mißmanagement und Repression als Ursache anführen. Die operative Frage der Politik ist also, ob die harte Linie weitergefahren oder — was die »Tauben« vorziehen — auf andere Weise sichergestellt wird, daß Nicaragua in »äußerster Entbehrung und Armut« weiter »im eigenen Saft schmort«, bis es endlich Vernunft annimmt.

Diese Alternativen bewegen sich im Rahmen des traditionellen Politikkonsens, nach dem das Krebsgeschwür unabhängiger Entwicklung herausgeschnitten werden muß. Sie sind dann Thema ausführlicher Debatten in den Medien. Diese Debatten führen manchmal sogar Dissidenten in die Irre, die nicht erkennen, daß sie die grundsätzlichen Prinzipien von Politik und Ideologie nicht in Frage stellen. Abweichungen von diesem Bezugsrahmen sind in der Freien Presse äußerst selten, und die Grundwahrheiten über US-amerikanische Politik dürfen nie ausgesprochen werden. Auch wird es als unangebracht empfunden, historische Fakten oder Dokumente zu thematisieren, denn immer wieder haben die USA wie durch ein Wunder einen Kurswechsel vollführt, weshalb die Vergangenheit jeweils irrelevant wird — dieses nützliche Prinzip der Doktrin wird denn auch immer wieder beschworen. So legt James LeMoyne die bekannte Platte auf, daß die USA »in der jüngsten Vergangenheit in unverzeihlicher Weise gehandelt haben, was alle Amerikaner wissen«, daß aber heute alles anders sei und die USA der Forderung notwendiger »politischer Veränderungen in der Region« verpflichtet seien (*NYT*, 7.2.1988), wofür das plötzliche Bekenntnis zur »Demokratie« in Nicaragua seit dem Juli 1979 (welch ein Zufall) ein Beispiel sei — während wir doch sonst in der Region dieselbe Politik wie bisher verfolgen, allerdings mit zunehmender Brutalität. In der wirklichen Welt hat sich nichts Wesentliches geändert.

Den Grundkonsens von »Tauben« und »Falken« demonstrierte die Miranda-Affaire, die von den staatlichen Propagandaagenturen inszeniert wurde, mit gewohnt leidenschaftlicher Unterstützung der Medien. Sie begann am 13. Dezember mit

zwei langen Artikeln auf der Titelseite der *Washington Post* zu den Enthüllungen dieses hochrangigen Überläufers (dessen Dienste mit 800000 Dollar entlohnt wurden) und Stellungnahmen von Daniel und Humberto Ortega. Das Thema wurde in allen Medien aufgegriffen und rief große Entrüstung hervor. Die Posse war zeitlich so inszeniert, daß sie mit den erfolgreichen Bemühungen der Reagan-Administration zusammenfiel, dem CIA erneut die Genehmigung zu verschaffen, Versorgungsgüter nach Nicaragua zu fliegen. Die einzige halbwegs interessante Enthüllung von Miranda war, daß die US-Regierung hinsichtlich der Anzahl sowjetischer und kubanischer Berater gelogen hatte. Dies ist jedoch so bekannt, daß es kaum Erwähnung fand. Ebenso wenig Aufmerksamkeit wurde dem Bericht gewidmet, daß der kubanische Außenminister »das Angebot seines Landes wiederholte, die Militärberater aus Nicaragua abzuziehen, sobald der von den USA unterstützte Contra-Feldzug gegen die sandinistische Regierung aufhört« (AP, 1.2.1988). Statt dessen fand ein ungeheuerliches Mediensperrfeuer statt, das zeigen sollte, wie Managua seine Nachbarn »zu überwältigen und zu terrorisieren« droht (*Washington Post*). Derselbe Leitartikel stellte fest, daß »Nicaragua ein geeigneter Schauplatz sein wird, um die optimistische Voraussage auf die Probe zu stellen, daß [Gorbatschow] jetzt die Spannungen in der Dritten Welt mindern werde«. Damit schob man die Beweislast für die US-Aggression gegen Nicaragua auf die Russen ab — eine weitere eindrucksvolle Agitprop-Leistung (*World Press Weekly*, 28.12.1987).

Die Tatsachenbasis für die leidenschaftlichen Anklagen war die folgende: Wie Miranda berichtete — und die Ortegas bestätigten —, plante Nicaragua eine Reduzierung seiner Militärstreitkräfte und die Ausrüstung der Bevölkerung mit leichter Bewaffnung, um sich gegen eine mögliche US-Invasion zu verteidigen, also eine bewaffnete Bevölkerung — nach dem Modell Israels, jedoch in geringem Ausmaß. Verteidigungsminister Ortegas Bemerkungen wurden durch den Medienfilter auf höchst wunderliche Weise verwandelt. Er sagte: »Wir wollen keine Offensivstreitmacht, die ein anderes Land überfallen könnte. Wir benötigen einfach alle modernen Waffen, die wir brauchen, um unser Land zu verteidigen.« (FBIS-LAT-87-239, 14.12.1987, 16ff.). Dies in die Drohung zu verwandeln, Nicaragua wolle Mittelamerika »überwältigen und terrorisieren«, ist sogar eine erstaunliche Leistung für die Freie Presse, die frohlockte, die Sandinistas hätten selbst zugegeben, daß »sie mit sowjetischer Hilfe den Aufbau einer über 500000 Mann starken Reservearmee planen«, um sicherzugehen, »daß die Partei auch in der Zukunft einen großen Teil Nicaraguas beherrschen kann« (James LeMoynes) — nicht etwa, um Nicaragua gegen eine mögliche US-Invasion zu verteidigen. Verteidigung gegen eine eventuelle US-Aggression kann gar kein Motiv für die Bewaffnung sein, denn Le Moynes bestätigt definitiv, daß »die USA nicht militärisch in Nicaragua intervenieren werden«. Daher ist die Mobilisierung der nicaraguanischen Bevölkerung — angesichts der Eskalation der US-Angriffe und der wiederholten US-Militärmanöver entlang der Grenzen — lediglich ein Vorwand für Totalitarismus, und Nicaragua hat keinen Anlaß, Kommentare von US-Regierungsbeamten ernstzunehmen, die »befürchten, daß das letztendliche Resultat des Arias-Friedensplans die erhöhte Wahrscheinlichkeit einer Invasion in Nicaragua ist«. LeMoynes beweist ein beachtliches Talent zur Selbstwiderlegung, in



dem er auch letzteres zitiert (*NYT*, 10.1.1988). — Eine weitere aufsehenerregende Enthüllung war, daß Nicaragua sich Hoffnungen auf Düsenjäger machte, um sein Territorium gegen US-Angriffe zu verteidigen — eine nicht hinzunehmende Frechheit. Mary McGrory stellte fest, daß »allein die Erwähnung von MIGs die entschlossensten Kongreß-Tauben zu Falken macht« (*Boston Globe*, 19.12.1987). Man weiß natürlich, daß Nicaragua keine andere Möglichkeit hat, die Versorgungsflüge des CIA zu unterbinden. Nicaragua hat sogar wiederholt den Wunsch nach französischen Mirages geäußert, was aber nicht gemeldet werden darf, weil es das Spiel verderben und die zur Disziplinierung der US-Bevölkerung notwendigen bedeutungsschweren Hinweise auf die »von den Sowjets versorgten Sandinistas« entkräften würde. (...)

Aufschlußreich ist auch die Reaktion der Tauben auf den PR-Coup Miranda. Mit ganz wenigen Ausnahmen erwiderten sie nicht, daß Nicaragua selbstverständlich das Recht hat, seine Bevölkerung zur Verteidigung zu bewaffnen und Mittel und Wege zu finden, sein nationales Territorium zu sichern. Statt dessen argumentierten sie, Miranda sei unzuverlässig, die Pläne der Sandinistas seien nur »Wunschlisten« usw., womit sie eingestanden, daß die Enthüllungen niederschmetternd seien. Ihre Reaktion spiegelt den Konsens wider, daß kein Land das Recht besitzt, sich gegen Angriffe aus den USA zu verteidigen.

### Das Friedensabkommen: Ein Nachruf

Während das »Ultimatum« des Abkommens Mitte Januar herannahte, spitzte sich der ideologische Krieg zu. Am 10. Januar veröffentlichte das *NYT Magazine* einen umfassenden Überblick über den Stand der Dinge. Es gab zwei Artikel, einen von James LeMoyné über den Konflikt zwischen Arias und seinem Feind Daniel Ortega, und einen von Stephen Kinzer zur Frage, ob man Ortega trauen kann. Nirgends ein Hinweis auf die Aktionen der US-Regierung, die auf die Durchlöcherung des Abkommens zielten. Fragen hinsichtlich der zwei von den USA unterstützten Terrorstaaten oder des Vasallenstaates Honduras tauchen nur am Rande auf, ganz in Übereinstimmung mit den Prioritäten der US-Regierung.

Le Moynes Beschreibung von Arias soll offenbar ein Loblied sein, tatsächlich zeichnet er ihn aber als Opportunisten und moralisches Ungeheuer, unberührt vom Terror in El Salvador und Guatemala, von den entsetzlichen Zuständen in Honduras, davon, daß alle drei Länder letztlich vom Militär beherrscht werden, das seinerseits von den USA unterstützt wird, oder vom Terrorismus der US-Stellvertreterarmee in Nicaragua. Statt dessen ist Arias' Hauptenttäuschung, daß die Contras eine »militärisch untaugliche Fehlkonstruktion« seien, Versager, die durch andere Methoden ersetzt werden müßten, um die Sandinistas zu zwingen, »ihr revolutionäres Projekt zu mäßigen«. Dabei müssen wir jedoch im Auge behalten, daß wir Arias durch einen besonderen ideologischen Filter hören. LeMoyné erwähnt auch Jose Figueres Ferrer — »den Mann, der von vielen als Vater der Demokratie in Costa Rica angesehen wird« —, sagt aber nicht (und das werden weder er noch seine Kollegen uns jemals verraten), was Figueres von den Sandinistas hält, nämlich: »Zum ersten Mal hat Nicaragua eine Regierung, die sich um das Volk kümmert.« Bei einem Besuch fand er kürzlich »ein über-

raschendes Maß von Unterstützung für die Regierung« vor; er bezeichnet Nicaragua als »ein überfallenes Land« und fordert, daß die USA die Sandinistas »im Frieden das vollenden lassen sollten, was sie begonnen haben; sie verdienen es«. Derartige Aussagen besitzen ideologisch keinen Wert, ebensowenig Figueres' Kommentar, daß er »verstehe, warum« die Zeitung *La Prensa* verboten worden sei. Er selbst hatte die Presse zensiert, als Costa Rica von Somoza angegriffen wurde. Daher muß die führende demokratische Persönlichkeit Mittelamerikas aus unseren Medien herauszensiert werden; der Name allerdings kann für den anti-sandinistischen Kreuzzug immer noch beschworen werden.

Kinzers Artikel klagt Ortega mehrerer Verbrechen an, z.B. gefälschter Wahlen; neben den üblichen Zitaten aus dem Munde von Oppositionellen zitiert er zum Ausgleich einen »alten Freund« von Ortega, der aussagen darf, daß Ortega »regrediere« und nicht mehr Literatur und Philosophie lese — im Gegensatz zu Margaret Thatcher und Ronald Reagan, die unablässig in die Werke von Heidegger und Wittgenstein vertieft sind. Damit sind die Friedensprobleme der Region abgehandelt. (...)

An dieser Stelle ist kein Platz, um die bemerkenswerte Medienkampagne zu rekapitulieren, mit der vor allem in der *New York Times* die Demontage des Abkommens sichergestellt werden sollte. Sie hatte Erfolg. Mitte Januar war die Kontrollkommission aufgelöst und Ortega gezwungen, weit über das Abkommen hinauszugehen, ohne Rücksicht auf die grundlegende Gleichzeitigkeitsklausel. Die Herausgeber der *NYT* erklärten am 31. Januar: »Das Genialische des Arias-Plans ist, daß er Nicaragua erlaubt, die Nachbarländer zu versöhnen, ohne den Anschein zu erwecken, daß es demütig vor Washington kriechen müsse« — und gerade nicht die Gleichzeitigkeitsklausel, die doch so sehr als das »Genialische« des Plans gepriesen wurde, bevor man daranging, ihn zu demontieren. In der Erkenntnis, daß die Mächtigen die Regeln bestimmen, ließ sich Ortega darauf ein, daß allein Nicaragua die Bedingungen des Abkommens erfüllen würde; er verlangte sogar eine internationale Kommission zur Überwachung seiner Einhaltung durch Nicaragua im Alleingang (LeMoyne, *NYT*, 24.1.1988). Schlagzeilen berichteten, daß Ortega nun das Abkommen zu »verwirklichen« verspricht — d.h. die von Washington gebastelte Version des Abkommens, die kaum Ähnlichkeit mit dem Originaltext aufweist — und warnen gleichzeitig, daß seinen Versprechungen ohnehin nicht zu trauen ist. Jetzt, wo das Abkommen dem Vergessen überantwortet wird, sind die Versprechungen von anderen längst hinfällig. So erfolgreich war die Propagandakampagne, daß sogar Kritiker darin eingefangen wurden. (...)

Nach der Abstimmung im Repräsentantenhaus faßte James LeMoyne das Ergebnis zusammen (7.2.1988). Es gibt das »tiefer liegende Problem« der erforderlichen gesellschaftlichen Veränderungen in der Region, eine Aufgabe, der wir uns jetzt widmen, nachdem wir unsere vergangenen Fehler erkannt haben — der bekannte »Kurswechsel«. Aber davon ganz abgesehen, ist und bleibt die sandinistische Regierung in Nicaragua das Hauptproblem und ebenso die Aussicht, daß sie sich möglicherweise »nicht an den Friedensvertrag hält«, der jetzt »die letzte Chance für eine Mäßigung im Kurs der nicaraguanischen Revolution« ist. Nachdem alle ihr Bestes getan haben, liegt das Problem nun dort — genau da, wo das US-Amt für öffentliche Diplomatie es lokalisiert haben wollte.

Trotzdem werden langfristige Faktoren die Politik der US-Regierung in die Position der »Tauben« drängen. In den kommenden Jahren müssen die Kosten der Reaganschen Dummheiten bezahlt werden. Seine Wirtschaftsmanager transferten erfolgreich Ressourcen von den Armen zu den Reichen und organisierten ungeheure öffentliche Subventionen in die High-Tech-Industrie mit ihrem staatlich geschützten Markt (das Pentagonssystem). Aber ihr keynesianisches Staatsmanagement verursachte riesige Schuldenberge und Handelsdefizite, es vergrößerte den Konsum der Reichen, es steigerte die Finanzmanipulation, aber nicht die produktiven Investitionen und hinterläßt insgesamt einen Trümmerhaufen, dessen Überwindung Austeritätsmaßnahmen auf dem Rücken weniger privilegierter Bevölkerungsgruppen erforderlich machen wird. Als Begleiteffekt wird es nicht einfach sein, die Bevölkerung mit Dämonen zu erschrecken, um ihnen das Gürtel-noch-enger-Schnallen schmackhaft zu machen, während der Staat die Reichen subventioniert und im Ausland mit Gewalt und Zerstörung agiert. Schon lassen sich Anzeichen dafür entdecken. Plötzlich sind die Russen weniger bedrohlich, und auch der internationale Terrorismus stellt kaum noch eine Bedrohung dar. Staatsmännisches Auftreten ist nun angesagt, Gipfeltreffen und Abrüstungsverhandlungen. Die »Tauben« befinden sich im Aufwind, nicht weil die Welt eine andere geworden wäre, sondern weil die inländischen Zwänge sich geändert haben. Darüber hinaus wird die Dissidenz in der Bevölkerung stärker, was den staatlichen Planern unübersehbare Kosten auferlegt. Der Mut derjenigen, die dem US-Diktat in Mittelamerika Widerstand leisten, ist beeindruckend, und in Lateinamerika treten insgesamt Zeichen von Unabhängigkeit in Erscheinung — der Hauptgrund dafür, warum die US-Regierung die Contadora-Abkommen, die internationale Kontrollkommission, allgemein das Engagement von Kräften, die nicht ausreichend beherrscht werden können, so entschieden ablehnt.

Auch wenn dies bedeutsame Faktoren sind, ist es möglich, sich kurzfristig darüber hinwegzusetzen, was zu Kongreßbeschlüssen über erneute gewaltsame Interventionen führen kann. Die Falken setzen sich im Bereich der Moral durch, indem sie eifrig für »Freiheit« und »Demokratie« werben. Die offiziellen Tauben, die die Grunddoktrinen des US-Amtes für öffentliche Diplomatie nicht in Frage stellen, können nur entgegnen, daß sie zustimmen, aber die Kosten nicht tragen wollen — eine schwache Position, wenn es darauf ankommt. Es gibt unterschwellige Tendenzen in eine andere Richtung, es ist aber noch sehr unklar, ob sie sich rechtzeitig manifestieren, um die Völker Mittelamerikas vor weiterem Terror und Leid durch uns zu bewahren.

*Aus dem Amerikanischen von Claudia Gdaniec*

Bob Jessop

## Postfordismus

### Zur Rezeption der Regulationstheorie bei Hirsch

Joachim Hirsch und seine Kollegen haben in den letzten Jahren einen neuartigen marxistischen Ansatz zur Analyse kapitalistischer Gesellschaften entwickelt<sup>1</sup>. Die zwei wichtigsten theoretischen Quellen für diesen neuen Ansatz sind die westdeutsche Staatsableitungsdebatte und die französische Regulationsschule. Beide versuchten seit den siebziger Jahren, ein reduktionistisches Herangehen an die ökonomische Dynamik kapitalistischer Gesellschaften zu überwinden: die erste durch die Analyse des Staates, die zweite durch eine nicht-ökonomistische Analyse der Ökonomie.

### Staatstheorie und Regulationstheorie

Zwei Hauptansätze können in der komplexen Staatsableitungsdebatte unterschieden werden (zur allgemeinen Darstellung vgl. Jessop 1982; Rudel 1981). Der eine versucht, ausgehend von den dem Kapitalismus inhärenten Tendenzen des Marktversagens, der ökonomischen Krisen und des Klassenkampfes die notwendige Form des kapitalistischen Staates aus den Funktionen abzuleiten, die er zur Korrektur dieser Defizite und damit zur Sicherung der kapitalistischen Reproduktion erfüllen muß. Der andere Ansatz leitet *zuerst* die Form des kapitalistischen Staates aus der Natur der allgemeinen Warenproduktion in der kapitalistischen Ökonomie ab und zeigt *dann*, wie diese Form die Funktionalität des Staates für die kapitalistische Reproduktion problematisiert. Der erste Ansatz geriet bald wieder in die theoretische Sackgasse des ökonomischen Reduktionismus, da er eine kapitallogische Analyse übernommen hatte, die Politik auf die allgemeine Dynamik des Klassenkampfes oder auf die Bedürfnisse des Kapitals reduzierte (vgl. D 54ff.). Der zweite Ansatz blieb jedoch fruchtbar, weil er der Analyse einen Raum für die Dynamik politischer Kämpfe *sui generis* und für eine spezifisch institutionelle Logik des Politikmachens offen ließ. Dies zeigt sich daran, wie Hirsch und Esser in neueren Untersuchungen die Staatsableitung mit Konzepten von Gramsci und Poulantzas verbunden haben, um Fragen der »Hegemonie« und die Formierung von »historischen Blöcken« zu analysieren (C, D, E, H), und um die strategische Rolle des Staates bei der Desorganisation der subalternen Klassen und der Organisation eines relativ einheitlichen Machtblocks aus den verschiedenen Fraktionen der herrschenden Klasse(n) zu studieren (Esser u.a. 1983; Esser 1985a, 232-240). Durch diese Öffnung erlaubt der zweite Ansatz detailliertere Analysen der Politik und politischer Kämpfe und ihrer Konjunkturen.

Die französischen Regulationstheoretiker kommen u.a. von Althusser's Strukturalismus her (vgl. Aglietta 1979, 12-14; 1982, vi-x; Lipietz 1987). Sie versuchen jedoch, dessen Annahme, daß Strukturen sich quasi automatisch ohne gesellschaftliche Tätigkeit und ohne wesentliche Transformationen erhalten, zu überwinden und ersetzen den Begriff der »Reproduktion« durch den der »Regula-

tion«. Sie fragen danach, wie der Kapitalismus überleben kann, selbst wenn das Kapitalverhältnis unausweichlich Antagonismen und Krisen erzeugt, die die kontinuierliche Akkumulation unwahrscheinlich machen. Eine Antwort finden sie in besonderen institutionellen Formen, gesellschaftlichen Normen und strategischen Verhaltensmustern, die diese Konflikte ausdrücken und regulieren, bis die unausweichlichen Spannungen und Divergenzen zwischen diesen verschiedenen regulierenden Formen einen Krisenpunkt erreichen (Lipietz 1987, 3f.).

Staatsableitung wie Regulationstheorie arbeiten mit Begriffen mittlerer Reichweite und beschäftigen sich mehr mit Stadien und Phasen der kapitalistischen Entwicklung als mit Bewegungsgesetzen und Tendenzen des Kapitals im allgemeinen; beide berücksichtigen die relative Autonomie der ökonomischen und politischen Sphären, um den ökonomischen Reduktionismus zu vermeiden; sie sind konjunkturellen Analysen verpflichtet und betonen die Rolle des strategischen Verhaltens und des Kampfes im Übergang von einer zur anderen Phase des Kapitalismus.

Von daher gibt es gute Gründe für die Kombination von Regulations- und Staatstheorie: für beide Theorien gilt, daß »die Form die Funktion problematisiert« (sei es die Form des Kapitalverhältnisses oder die Form des kapitalistischen Staates) und daß deshalb eine Analyse der dynamischen Regulation statt der invarianten Reproduktion erforderlich ist. Gleichzeitig sind ihre jeweiligen Stärken und Schwächen komplementär: die Regulationstheorie muß um eine nuancierte Darstellung des Staates und des politischen Systems ergänzt werden; umgekehrt benötigt Hirsch eine institutionelle Beschreibung der kapitalistischen Perioden und Krisen, um seine Verpflichtung auf das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate als der bewegenden Kraft der kapitalistischen Entwicklung zu ergänzen. Die Anknüpfung an die Regulationstheorie ermöglicht es Hirsch, daß er »von einer allgemeinen (und deshalb abstrakten) politischen Theorie zu einem Konzept voranschreiten kann, welches für die Analyse der aktuellen Veränderungen im politischen Apparat nützlich und essentiell für die politische Brauchbarkeit und Relevanz der Theorie ist« (F 75).

Ich möchte die Verbindung von Regulations- und Staatstheorien nicht grundsätzlich kritisieren — ich selbst arbeite an einem solchen Projekt. Ich konzentriere mich auf die Probleme, die aus ihrer Verbindung bei Hirsch resultieren.

### **Regulationstheoretische Begriffe in Hirschs Analyse**

Hirsch arbeitet hauptsächlich mit zwei Regulationsbegriffen (Akkumulationsregime und Regulationsweise) und verknüpft sie mit einem dritten Begriff (hegemoniale Struktur), der auf Gramsci und Poulantzas zurückgeht. Rekapitulieren wir zuerst einige Definitionen.

1. Ein Akkumulationsregime ist eine spezifische Form der Organisation von Produktion und Arbeit, welche auf spezifischen Technologien beruht, die die Produktion und Realisierung des Mehrwerts erlauben. Das Akkumulationsregime umfaßt u.a. die Formen der Kapitalreproduktion, des Lohnverhältnisses,

der Staatsintervention, der Beziehung zwischen kapitalistischen und nichtkapitalistischen Sektoren und der Integration in den Weltmarkt (B 652).

2. Eine Regulationsweise ist die konkrete Beziehung zwischen diesen strukturellen Formen. Sie enthält eine vielfältige Struktur von ökonomischen und soziopolitischen institutionellen Formen, Steuerungsmechanismen und normativen Orientierungen, die zusammen ein gewisses Gleichgewicht und eine Stabilität erzeugen (ebd.; H 44). In diesem Sinn kann sie als der spezifisch historische Inhalt des formalen Akkumulationsregimes verstanden werden: »die höchst komplexe Form, in der sich ein soziales Verhältnis ... reproduziert« (H 38). An anderer Stelle hatte Hirsch die hegemoniale Struktur ähnlich definiert als »die Form der Regulation der kapitalistischen Reproduktion und des Klassenkonflikts, Formen der herrschenden Ideologien und 'Weltanschauungen'« (G 157).

3. Eine hegemoniale Struktur bildet die Grundlage eines historischen Blocks. Sie ist die historisch spezifische Verbindung zwischen einem Akkumulationsregime und einer Regulationsweise, die zusammen die langfristigen ökonomischen (Verwertung) und politisch-ideologischen (Legitimation, Zwang und Konsens) Bedingungen der Reproduktion des Gesamtsystems unter der Herrschaft der herrschenden Klasse trotz des konflikthaften Charakters der gesellschaftlichen Verhältnisse sichern können (B 653, H 38f., E 163). Ein »historischer Block« wird dabei als »eine Einheit aus einer bestimmten Akkumulationsstrategie, eines besonderen Ensembles von Klassenbeziehungen und gesellschaftlichen Formen und einer besonderen hegemonialen Struktur« (G 157) gebildet.

Auf diese Weise siedelt Hirsch alle drei Begriffe auf einer relativ konkreten und komplexen Analyseebene an. Sie scheinen nicht *unterschiedlichen Abstraktionsebenen* zugeordnet, sondern drei *alternative Perspektiven auf das selbe konkret-komplexe Objekt* zu liefern. Dies wird jedenfalls nahegelegt, wenn diese drei Begriffe alternativ zur orthodoxen marxistischen Unterscheidung zwischen Ökonomie, Politik und Ideologie verstanden werden: so ist ein Akkumulationsregime zuallererst ökonomisch, eine Regulationsweise primär politisch und eine hegemoniale Struktur hauptsächlich politisch und ideologisch gefaßt (B 652f.). An anderer Stelle dagegen scheinen die Begriffe einen jeweils unterschiedlichen Abstraktionsgrad zu haben, wenn etwa die Regulationsweise als konkrete Form eines abstrakten Akkumulationsregimes verstanden wird.

Diese Doppeldeutigkeit steht in Kontrast zu den französischen Regulations-theoretikern. Diese ordnen das Akkumulationsregime im Vergleich zur Regulationsweise sowohl einem höheren Abstraktionsniveau wie auch einem niedrigeren Komplexitätsgrad zu. Demgemäß haben einige den Begriff der »Wachstumsweise« eingeführt, um eine konkretere Spezifizierung der nationalen Akkumulationsregimes vornehmen und mögliche Ergänzungen zwischen unterschiedlichen nationalen Wachstumsweisen innerhalb einer sich entwickelnden internationalen Arbeitsteilung feststellen zu können. Andererseits besitzen die Regulationisten eine nur unterentwickelte Staatstheorie; sie haben keinen äquivalenten Begriff zu dem der hegemonialen Struktur entwickelt. Dies hat die Ausdifferenzierung verschiedener Abstraktionsebenen im Ökonomischen erleichtert auf Kosten der Vernachlässigung der politischen und ideologischen Dimensionen, welche für Hirsch und seine Kollegen von zentraler Bedeutung sind.

Hirschs Analyse geht von einer »chaotischen Vorstellung« aus statt von relativ abstrakten, einseitigen Begriffen, die allmählich konkreter und komplexer werden (vgl. Marx' Methodenkapitel aus der *Einleitung* von 1857, MEW 13, 631ff.). Dies wird vor allem deutlich an seinem Versäumnis, ein allgemeines Modell des Fordismus vorzustellen, um dann dessen westdeutsche Variante zu spezifizieren, und an Hirschs Schwierigkeiten, die allgemeine Erklärung der kapitalistischen Krisentendenzen mit einer konkreten Analyse der Krise des Fordismus zu kombinieren (s.u.).

## Struktur und Strategie

Unklar ist bei Hirsch auch das Verhältnis von strategischer und struktureller Dimension. Es scheint, daß die Kategorien einfach »verdoppelt« werden. Jede Kategorie erscheint einmal als strukturelle, dann als strategische: wir finden ein Akkumulationsregime und eine Akkumulationsstrategie, einen *Regulationsmodus* und *Regulationsweisen*, eine hegemoniale Struktur sowie hegemoniale Projekte. Solch eine Begriffsverdopplung birgt zwei Gefahren.

Die erste besteht darin, daß die strukturelle Kategorie einfach auf die strategische reduziert oder von ihr abgeleitet wird (oder daß eine einfache Strategie von einem gegebenen Regime abgeleitet wird). Jedoch können weder ein Akkumulationsregime noch eine Wachstumsweise als das Ergebnis einer einfachen Akkumulations- bzw. nationalen Wachstumsstrategie verstanden werden. Akkumulationsregime und Wachstumsweise haben nur eine *relative* Einheit, es sei denn, sie werden auf hohen Abstraktionsebenen analysiert. Sie sollten besser als strukturelle *Ensembles* denn als einfache Strukturen beschrieben werden. Unter den Elementen, die in ein Akkumulationsregime oder eine Wachstumsweise innerhalb eines gegebenen territorialen Raumes artikuliert werden könnten, werden viele irrelevante, residuale, marginale, sekundäre und selbst potentiell widersprüchliche Elemente sein, und die Einheit der zentrumsnahen Elemente wird immer durch Lücken, Redundanzen, Zwischenräume und Widersprüche beeinträchtigt. Ebenfalls kann man nicht, stellt man die komplexe und überdeterminierte Struktur eines Akkumulationsregimes (oder einer Wachstumsweise) in Rechnung, mit einer allgemeinen, wirksamen Strategie zu ihrer Aufrechterhaltung rechnen: i.d.R. hängt der relative Erfolg oder das Scheitern einer Strategie ab von nicht erkannten strukturellen Handlungsbedingungen und vom wechselnden Kräftegleichgewicht (inklusive der sich verändernden Organisationskapazitäten und Strategien). Der wirkliche Gang der Akkumulation (über einen gegebenen ökonomischen Raum, von den globalen zu den lokalen Ebenen hin) resultiert immer aus der Interaktion konkurrierender Strategien, unter besonderen Umständen innerhalb eines gegebenen Terrains, das nicht nur durch das existierende Regime oder das industrielle Profil, sondern auch durch die bestehenden Regulationsweisen konstituiert ist. (Ähnliche Argumente gelten für die hegemonialen Strukturen. Sie können nicht auf ein einfaches hegemoniales Projekt reduziert, noch kann ein einzelnes Projekt von einer hegemonialen Struktur abgeleitet werden.)

Dies bedeutet, daß es keine eindeutige Korrespondenz zwischen Strukturen und Strategien geben kann. Wer anders argumentiert, riskiert die Wiederein-

führung eines transhistorischen Subjektes, dessen allgemeine Strategie realisiert wird, oder die Wiedereinführung des Begriffs der Reproduktion und die Reduktion konkreter Subjekte auf die notwendigen *Träger* der herrschenden Struktur. Hirsch wie die Regulationisten verwerfen diese theoretischen Trugschlüsse.

Die Dialektik zwischen Struktur und Strategie ist nicht als einfache Oszillation zwischen zwei formal homologen Polen zu denken, sondern als komplexer Prozeß der gegenseitigen historischen Bedingung und reziproken Transformation. Beide, die strukturellen und die strategischen Momente sind komplex und veränderbar: Grenzen und Gliederung der strukturellen Ensembles sind instabil, die Welt der Strategien ist pluralistisch und konjunkturell. Ihre Dialektik besteht in der Determiniertheit der Strategien durch die Struktur (auf die zum einen die strategische Kalkulation sich bezieht, und die zum andern als Satz teilweise unerkannter struktureller Zwänge und konjunktureller Möglichkeiten wirkt) und in der strategischen Transformation der strukturellen Ensembles (u.a. durch überlegte, wenn auch häufig erfolglose Versuche, diese zu modifizieren).

Wie verhält sich Hirschs Ansatz zu diesen Problemen? Einmal nimmt er an, daß die Krise eines Akkumulationsregimes durch die Verwirklichung einer neuen Akkumulationsstrategie überwunden werden kann (E 162f.). Andererseits verwirft er ausdrücklich beide Formen des Reduktionismus (E 159-161) und gelegentlich selbst den Begriff des hegemonialen Projektes wegen dessen voluntaristischer Konnotationen (E 169, Fn). Wenn auch einige Formulierungen ihm selbst den Vorwurf des Voluntarismus einbringen (wie z.B. durch Bonefeld 1988), so ist die grundsätzliche Stoßrichtung seiner Arbeiten mit dieser Zurückweisung konsistent.

Die zweite Gefahr besteht darin, daß das Entstehen und die Dynamik der Strukturen mit einer zu großen Intentionalität ausgestattet werden. Dieses Problem ist hier schwierig zu lösen. Aglietta (1982) spricht im Zusammenhang neuer Akkumulationsregimes und Regulationsweisen von Unwahrscheinlichkeit und Lipietz (1985) spricht von *Fundsachen*. In beiden Fällen wird die Kontingenz und Nicht-Intentionalität betont; strategisches Verhalten mag zwar eine Rolle spielen, jedoch ohne Erfolgsgarantie, und es hat eher damit zu tun, der schon entstandenen Struktur eine Kohärenz und Richtung zu geben, als sie hervorzubringen. In diesem Punkt ist die Position von Hirsch weniger klar. Gelegentlich behandelt er das Auftauchen neuer Strukturen als Resultat erfolgreicher Strategien, manchmal jedoch werden sie auch einfach als historisch entstehende Ensembles betrachtet.

Schließlich erzeugt Hirsch einen dritten Typ von Problemen, denn die Beziehungen zwischen den drei Typen von Strategien sind genauso unklar. Hängt der Erfolg einer Akkumulationsstrategie vom vorherigen (oder gleichzeitigen) Erfolg eines hegemonialen Projektes ab? Oder bedarf ein hegemoniales Projekt eines »entscheidenden ökonomischen Kerns«, indem es einer herrschenden ökonomischen Strategie angeschlossen wird? Welche Rolle spielen Regulationsweisen in der Vermittlung der Beziehungen zwischen Akkumulationsstrategien und hegemonialen Projekten? Diese und andere Fragen bleiben größtenteils theoretisch ungestellt und empirisch ungelöst.



Hirsch behauptet, eine Akkumulationsstrategie erfordere eine korrespondierende, in einem bestimmten ideologischen Programm und einer spezifischen politischen Formation materialisierte Struktur (E 163). Es ist nicht ganz klar, ob eine hegemoniale Struktur auf einem hegemonialen Projekt begründet werden kann. Denn Hirsch hat den Begriff der hegemonialen Strategie (wie ihn Jessop 1983 entwickelt) kritisiert (und verworfen): er komme der Annahme planvoller Handlung gefährlich nahe — wohingegen hegemoniale Strukturen tatsächlich das (im Prinzip kontingente) Resultat von Kämpfen seien (E 169, Fn.). Die letzte Behauptung ist gerechtfertigt. Aber sie trifft auch für das Entstehen von Akkumulationsregimes zu — auch der Begriff der Akkumulationsstrategien kommt dem der planvollen Handlung gefährlich nahe. Überdies, wenn Akkumulationsstrategien erfolgreich realisiert werden können (was Hirsch nicht bezweifelt, z.B. E 163, 165f.), jedoch von einer passenden hegemonialen Struktur begleitet sein müssen, könnte es dort nicht auch hegemoniale Projekte geben? In der Tat, wenn sozialdemokratische Regierungen einen fordistischen Klassenkompromiß organisieren und die Funktionalität des *Sicherheitsstaates* garantieren können (E 168), unterstellt dies ein großes Maß an strategischer Berechnung in Fragen der Hegemonie wie der Akkumulation. Natürlich muß man beides vermeiden, die Skylla eines strategischen Voluntarismus wie die Charybdis eines Strukturalismus zufälliger Affinitäten. Jedoch bleibt noch zu zeigen, wie dies theoretisch und empirisch am besten zu erreichen ist.

### Fordismus und Postfordismus

Fast alle Versionen der Regulationstheorie sind sich unklar über die Beschaffenheit des Fordismus und des Postfordismus: sollen diese durch die Organisation des Produktionsprozesses oder durch die Regulationsweise bestimmt werden? Und was heißt Postfordismus? In der Tat, das Präfix *post* weist normalerweise darauf hin, daß dessen Benutzer buchstäblich nicht wissen, worüber sie reden. Denn sonst würde ein positiver Ausdruck gewählt werden: z.B. »Toyotismus« oder »Nissanismus«.<sup>2</sup> Postfordismus bleibt ein schwaches, provisorisches Konzept, solange ihm keine positive Identität gegeben wird. Dies wird sich als schwierig erweisen, da der Postfordismus sich vom Fordismus in einer besonderen Weise unterscheidet: während der Fordismus die Ausbreitung des US-amerikanischen Modells auf andere nationale Ökonomien umfaßt und sein Höhepunkt mit der Periode der nationalen, autozentrierten Entwicklung zusammenfiel, besteht gegenwärtig kein einzelnes hegemoniales Wachstumsmodell (japanische, amerikanische und westdeutsche Modelle stehen in Konkurrenz zueinander), und die immer extensivere finanzielle und industrielle Internationalisierung macht es noch wichtiger für die meisten nationalen Ökonomien, unterschiedliche Nischen in der Welt-Arbeitsteilung zu finden. Aber kommen wir auf das Problem der Definitionen zurück.

Zuweilen wird der Fordismus analysiert als ein Akkumulationsregime, das auf dem fordistischen Arbeitsprozeß beruht und ein ausgeglichenes Wachstum von Massenproduktion und Massenkonsum enthält; der Postfordismus basiert dann auf der flexiblen Spezialisierung (oder zumindest der *flexiblen* Massenproduktion)

und differenzierten Konsummustern. Aber der Fordismus kann auch als eine Regulationsweise betrachtet werden, die Lohnerhöhungen tarifvertraglich mit Produktivitätszuwächsen verbindet und Konsumnormen durch den keynesianischen Wohlfahrtsstaat verallgemeinert und garantiert. Postfordismus heißt dann Segmentierung der Arbeitsmärkte, selektive Lohnverhandlungen und angebotsorientierter sozialer Sicherheitsstaat, dessen Politik mehr auf Flexibilität orientiert als auf Einlösung des Vollbeschäftigungsgebots.

Fordismus und Postfordismus können aber auch als allgemeine gesellschaftliche Muster definiert werden. Diesen Weg schlagen Hirsch und seine Kollegen ein. Die wesentlichen strukturellen Merkmale des Fordismus sind dann: Massenproduktion und -konsum, die Trennung von Produktion und Konsum, die zentrale Rolle der Kleinfamilie in der Reproduktionssphäre in Verbindung mit einer Reihe von Staatsapparaten, die sie unterstützen und flankieren, die Entwicklung von massenintegrativen Apparaten wie der *Einheitsgewerkschaft* und der bürokratischen *Volkspartei*, keynesianischer Wohlfahrtsstaat und Korporatismus, ästhetische und kulturelle Moderne (z.B. A 54ff.). Diese Liste vermischt Elemente des Fordismus im allgemeinen mit spezifisch westdeutschen Merkmalen.

Ich meine dagegen, daß Westdeutschland niemals vollständig fordistisch in der ersten Bedeutung war. Dies kann *tendenziell* an folgenden Faktoren gesehen werden: am Übergewicht der Investitionsgüterproduktion im Unterschied zur fordistischen Norm einer Balance von Investitionsgüter- und Konsumgütersektoren; an der Kleinmengenproduktion verglichen mit der Fließbandproduktion; an exportorientiertem im Unterschied zu autozentriertem Wachstum; an der Rolle der *Facharbeiter* im Vergleich zum fordistischen Massentarbeiter; an der Rolle des *Handwerkssektors* und der handwerklich produzierten Konsumgüter und dem nur langsamen Vordringen der massenhaft produzierten und im Supermarkt verkauften langlebigen Konsumgüter (vgl. Jessop 1988).

Hirsch versäumt es, zwischen dem fordistischen Akkumulationsregime auf der formalen, abstrakten Ebene und den nationalen Wachstumsweisen, die mit dem Fordismus auf globaler Stufenleiter kompatibel sind, zu unterscheiden. Dadurch kann er nicht zeigen, inwiefern sich die Bundesrepublik während des Nachkriegsbooms entlang fordistischer Linien entwickelt hat und welche spezifische Form die fordistischen Elemente in Westdeutschland angenommen haben. Gleiches gilt für den Übergang zum Postfordismus. Denn wenn es nationale Fordismen und nationale Postfordismen gibt, dann werden die nationalen Wege zum Postfordismus nicht nur durch das Kräftegleichgewicht, sondern auch durch die »Unreinheiten« des fordistischen Modells und ihrer Artikulation mit möglichen Postfordismen massiv beeinflusst werden. Die Momente der Ungleichheit und Kombination haben auf dieser Analyseebene die gleiche Relevanz wie sie sie für Fragen der Revolution haben.

Zur westdeutschen Besonderheit der fordistischen Regulationsweise und ihrer korrespondierenden Wachstumsweise hat Hirsch schon viele einsichtige und originelle Analysen beigesteuert, noch bevor er die Regulationsbegriffe voll aufgenommen hat. Vorrang hatten damals die Begriffe der Massenintegration und ihre Verknüpfung im sozialdemokratischen *Modell Deutschland*. Es ist nicht klar,

welcher theoretische Gewinn durch die Einführung der Regulationsbegriffe erzielt wird: die Analysen von Hirsch/Roth (H) oder Häusler/Hirsch (B) unterscheiden sich nur wenig von den »vor-regulationistischen« Studien. Es wäre hilfreich gewesen, wenn Hirsch die theoretischen und politischen Probleme erklärt hätte, die Anlaß für die neue Darstellungsmethode gaben, und dann den theoretischen Fortschritt gegenüber seinen früheren Arbeiten gezeigt hätte.

Die naheliegendste Antwort liegt im Übergang zum Postfordismus. Seine früheren Arbeiten zum *Sicherheitsstaat* beschäftigten sich mit dem sozialdemokratischen Krisenmanagement der westdeutschen Wachstums- und Regulationsweise. Hirschs neue Arbeiten befassen sich stärker mit dem Auftauchen einer neuen Wachstumsweise und der korrespondierenden hegemonialen Struktur. Um die Beschaffenheit des Postfordismus einzuschätzen, ist aber die Regulationstheorie nur in geringem Maße besser geeignet als sein eigener Ansatz. Die Regulationstheorie ist nämlich unzulänglich in Fragen des Staates und seiner Massenintegrationsweisen und der politischen Klassenherrschaft; der Übergang wird aber sicher im strukturellen und strategischen Kontext des *Modells Deutschland* sich vollziehen. Die Regulationstheorie könnte sich dagegen dort als überlegen erweisen, wo es um die anspruchsvollen Unterscheidungen zwischen Analyseebenen der Akkumulationsregimes geht (angefangen von den Akkumulationsregimes selber über nationale Wachstumsweisen bis hin zu der sich verändernden internationalen Arbeitsteilung), und sie ist in der Lage, die ökonomischen Parameter herauszuarbeiten, innerhalb deren ein postfordistisches System sich vermutlich stabilisieren wird (z. B. Boyer und Coriat 1987; Boyer 1987; zum Fordismus: Lipietz 1986). Bis jetzt sind diese Typen und Ebenen der Analyse jedoch noch nicht kombiniert worden, weshalb auf diesem Feld noch eine umfangreiche theoretische Arbeit aussteht.

## Krise und Politik

Nach den methodologischen nun drei die Sache betreffende Probleme:

*Erstens.* Indem Hirsch das Marxsche Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate als *gesellschaftstheoretisches* (und nicht rein *wertlogisches*) re-interpretiert, transformiert er es in eine höchst unspezifische Krisentheorie. Vor allem wenn er argumentiert, daß der Profitratenfall zum Teil durch die steigende organische Zusammensetzung des Kapitals bestimmt ist, bezieht er sich auch auf den ökonomischen Klassenkampf; und, wichtiger noch, wenn er die entgegenwirkenden Tendenzen vom wechselnden Kräftegleichgewicht in einer Reihe gesellschaftlicher Institutionen abhängen sieht. Das hat einerseits die Konsequenz, daß diese Interpretation alle ökonomischen Krisen auf den Fall der Profitrate zu reduzieren tendiert (ohne andere Typen ökonomischer Krisen zu diskutieren), d. h. sie läuft Gefahr, die verschiedenen Krisen und Krisenformen unter ein allumfassendes Gesetz zu subsumieren.<sup>3</sup> Dies steht im Gegensatz zur größeren Spezifizierung der Krisentendenzen bei den Regulationisten (vgl. z. B. die Übersicht in Boyer 1986 oder Lipietz 1985 u. 1986). Andererseits bildet dieses Gesetz eine Art Kondensat ökonomischer, politischer und ideologischer Faktoren, so daß es letztlich nichts mehr erklärt. Die tatsächliche Bewegung der Profitrate wird auf diese

Weise zum in erster Instanz zu Erklärenden; erst dann taugt sie zur Erklärung der durch sie strukturell vermittelten Effekte oder der Antworten, die sie den ökonomischen und politischen Kräften entlockt. Beidemale sollte man sich konzentrieren auf die spezifischen *Formen* der Profitkrise und auf die typischen *strategischen Antworten* daraus: dieses Verfahren legt mehr Gewicht auf die distinktiven Merkmale des Fordismus (oder seiner verschiedenen Wachstumsweisen) als auf irgendeinen tendenziellen Fall der Profitrate, der auf der Ebene des Kapitals im allgemeinen wirkt. Das bedeutet, daß das Gesetz vom tendenziellen Fall der Profitrate als Erklärung redundant ist und lediglich polemische Funktion hat. Denn, ob in der Originalfassung oder in Hirschs Redefinition, es impliziert nach wie vor, daß der Kapitalismus immer in einer krisengeschüttelten Weise sich entwickelt, obgleich damit der Zeitpunkt und die besonderen Formen einer gegebenen Krise nicht erklärt werden können.

*Zweitens.* Obwohl Hirsch zu Recht notiert, daß die Geschichte ein Prozeß ohne ein (transzendentes, transhistorisches) Subjekt ist, geht er nicht dazu über, die besonderen Subjekte, deren Strategien und Aktionen den Übergang zum Postfordismus zustande bringen, zu diskutieren. Gewiß, Hirsch/Roth sprechen von einer rebellischen *Subjektivität* und beziehen sich auch auf neue Akkumulationsstrategien und hegemoniale Projekte. Aber ihre Analyse der diese Strategien und Projekte vorantreibenden Kräfte geht nicht über den Verweis auf den *Anpassungsdruck* der internationalen Konkurrenz und die Konsequenzen für Firmen, Gewerkschaften, Parteien, Staatsführer und andere gesellschaftliche Kräfte hinaus. Sie lassen die Frage, wer denn tatsächlich die neuen Strategien formuliert, wie diese verwirklicht werden, welche Kräfte überwunden werden müssen etc., größtenteils unerforscht und unerklärt. Obwohl sie bestreiten, daß der Übergang unvermeidlich sei, sieht es manchmal so aus, als hätten die Kräfte, die für den Postfordismus arbeiten, automatisch einen historischen Vorteil. Und obwohl die Annahme eines globalen Subjekts verneint wird, wird der Staat häufig mit erstaunlichen Koordinationsfähigkeiten ausgestattet, während seine Funktionsveränderung in der Fordismuskrise relativ unbestimmt bleibt.

Das hat seinen Grund vermutlich darin, daß Hirsch sich stärker konzentriert auf die politischen Parteien und ihre Rolle bei der Ausarbeitung eines politischen *Regulierungsmodells*, das die Basis für eine neue Akkumulationsstrategie und eine geeignete hegemoniale Struktur legen kann (A 57, 61; B 655-57). Die Parteien sind in der Lage, einen neuen politisch-ideologischen Diskurs zu artikulieren, der das Staatssystem mit den damit verbundenen Weisen der politischen (Des-)Organisation zu reorganisieren vermag (A 60-62). Um das Auftauchen von neuen Akkumulationsregimes oder Wachstumsweisen zu erklären, spricht diese Analyse der Rolle des Staates (bei der gesellschaftlichen Regulierung) und daher dem politischen Kampf (bei der umfassenden Verfolgung strategischer Ziele) den Primat zu. Selbst wenn wir dies akzeptieren (und ich sympathisiere damit), bleiben doch auf einer allgemeinen Ebene die Fragen unbeantwortet, wie Akkumulationsstrategien und hegemoniale Strukturen aufeinander bezogen sind und wie kapitalistische Kräfte und Interessen real von den politischen Parteien und anderen massenintegrativen Organisationen aufgenommen werden. Häusler/Hirsch meinen z.B., daß der Erfolg der christlich-liberalen Koalition »weniger auf die

erfolgreiche Herausbildung und Durchsetzung eines neuen gesellschaftspolitischen Konzepts zurückgeht, sondern auf die Freisetzung des kapitalistischen Restrukturierungsprozesses von den Restriktionen sozialpartnerschaftlich-korporativer und etatistischer Regulierungen«, verbunden mit dem Versprechen weiterer Prosperität (B 669). Dies würde bedeuten, daß das Ökonomische den Primat behält und daß die kapitalistischen Kräfte eine zentralere Rolle haben, als die Autoren ihnen sonst zugestehen.

*Drittens.* In diesem Zusammenhang untersuchen Hirsch/Roth die Rolle der Arbeiterbewegung und der neuen sozialen Bewegungen im Übergang zum Postfordismus. Sie unterstellen, daß die *Arbeiterbewegung* (wie es auch immer mit den Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Partei steht) wesentlich präfordistisch ist und das Proletariat keine revolutionäre Rolle mehr spielen kann. Sie behaupten, daß das Proletariat statt dessen eine »Interessenvertretung ohne soziale Bewegung« (175) entwickelt habe. Sie erklären diesen Niedergang mit dem Lohnverhältnis, den geldvermittelten Beziehungen und den Vergesellschaftungsformen des Fordismus; über die Rolle der neuen sozialen Bewegungen in der gegenwärtigen Krise oder in einer postfordistischen Gesellschaft lassen sie uns im unklaren. Insbesondere wird kaum diskutiert, ob diese selbst ein Krisenphänomen der niedergehenden fordistischen Gesellschaft sind oder ob sie eine positive Rolle beim Übergang zum Postfordismus spielen. Im Dunkeln bleibt außerdem, ob die neuen sozialen Bewegungen eine revolutionäre Rolle im Postfordismus werden spielen können, oder ob sie genauso in die postfordistische Politik integrierbar sind wie die Gewerkschaften und die sozialdemokratischen Parteien im Fordismus.

Diese Kommentare wurden weitgehend auf die Arbeiten von Hirsch und seinen Kollegen bezogen. Sie sind auch relevant für die Regulationsschule und für meine Arbeiten auf diesem Feld. In diesem Sinn sollten sie auch als Selbstkritik verstanden werden. Aber ich glaube, daß die Verknüpfung von Regulationstheorie mit den theoretischen Leistungen der westdeutschen Staatsdebatte und die Weiterentwicklung beider Ansätze durch weitere theoretische und empirische Forschung der angemessene Weg ist, um aus der gegenwärtigen Krise der marxistischen Theorie herauszukommen.

*Aus dem Englischen von Carsten Wiegrefe*

## Anmerkungen

- 1 Aus stilistischen Gründen werde ich »Hirsch« als kollektiven Autor zitieren und seine Ko-Autoren nicht jeweils erwähnen (Nachweis durch einen Buchstaben und Seitenzahl in Klammern).
- 2 Wie Haug (1987) bemerkt, würde es nicht sehr viel helfen, das Wort »Post-Liberalismus« zur Beschreibung des Fordismus zu benutzen. Fordismus ist ein brauchbarer Begriff, gerade weil er eher einen positiven, einen Inhalt *sui generis* hat als daß er einfach nur dem Liberalismus oder dem »extensiven« Akkumulationsregime in der Entwicklungslinie folgt.
- 3 Strenggenommen operiert das Marxsche Gesetz vom *tendenziellen Fall der Profitrate* auf der Ebene des kapitalistischen *Weltmarktes* und nicht auf der Ebene nationaler Ökonomien; Hirsch und Roth scheinen zu implizieren, daß es verschiedene nationale Gesetze und verschiedene korrespondierende Gegen Tendenzen gibt.

## Literaturverzeichnis

- A = Esser, J., und J. Hirsch, 1984: Der CDU- Staat: ein politisches Regulierungsmodell für den »nachfordistischen« Kapitalismus. In: *Prokla* 56, 51-66
- B = Häusler, J., und J. Hirsch, 1987: Regulation und Parteien im Übergang zum »Postfordismus«. In: *Das Argument* 165, 651-71
- C = Hirsch, J., 1977: Kapitalreproduktion, Klassenauseinandersetzungen und Widersprüche im Staatsapparat. In: V. Brandes u.a. (Hrsg.): *Handbuch 5: Staat*. Frankfurt/M., 161-81
- D = ders., 1980: Der Sicherheitsstaat. Frankfurt/M.
- E = ders., 1983a: Nach der »Staatsableitung«: Bemerkungen zur Reformulierung einer materialistischen Staatstheorie. In: *Aktualisierung Marx*. West-Berlin (Argument-Sonderband 100), 158-170
- F = ders., 1983b: Fordist Security State and New Social Movements. In: *Kapitalstate 10/11*, 75-88
- G = ders., 1984: Notes towards a Reformulation of State Theory. In: S. Hänninen und L. Paldan (Hrsg.): *Rethinking Marx*. West-Berlin (Argument-Sonderband AS 109), 155-60
- H = ders. und R. Roth, 1986: *Das neue Gesicht des Kapitalismus*. Hamburg
- Aglietta, M., 1979: *A Theory of Capitalist Regulation: The US Experience*. London
- ders., 1982: Avant-propos à la deuxième édition. In: *Régulation et crises du capitalisme: l'expérience des Etats-Unis*. Paris
- Bonefeld, W., 1988: *Reformulation of State Theory*. In: *capital & class* (im Erscheinen)
- Boyer, R., 1986: *La Théorie de la Régulation: une analyse critique*. Paris
- ders., 1987: The Eighties: the search for alternatives to Fordism. Paper prepared for panel on »A new fordist accumulation regime and regulation model?« Sixth International Conference of Europeanists. 1. Nov., Washington D.C.
- ders. und B. Coriat, 1987: Is a new Mode of Development Emerging? In: R. Boyer u.a.: *Aspects de la crise*. Bd.1. Paris, 509-86
- Esser, J., 1985: Staat und Markt. In: I. Fetscher und H. Münkler (Hrsg.): *Politikwissenschaft*. Frankfurt/M., 201-44
- Esser, J., W. Fach und W. Vöth, 1983: *Krisenregulierung. Zur politischen Durchsetzung ökonomischer Zwänge*. Frankfurt/M.
- Haug, W.F., 1987: Nach dem Fordismus: Post-Fordismus? Überlegungen im Anschluß an Häusler/Hirsch. In: *Das Argument* 165, 672-76
- Jessop, B., 1982: *The Capitalist State*. Oxford
- ders., 1983: Accumulation Strategies, State Forms, and Hegemonic Projects. In: *Kapitalstate 10/11*, 89-112
- ders., 1988: Neo-Conservative Regimes and the Transition to Post-Fordism: the cases of Great Britain and West Germany. In: M. Gottdiener (Hrsg.): *Modern Capitalism and Spatial Development*, New York
- Lipietz, A., 1985: Akkumulation, Krisen und Auswege aus der Krise. Einige methodische Überlegungen zum Begriff »Regulation«. In: *Prokla* 58, 109-37
- ders., 1986: Behind the Crisis: the exhaustion of a regime of accumulation. A »regulation school« perspective on some French empirical works. In: *Review of Radical Political Economy*
- ders., 1987: *La Régulation: les mots et les choses. A propos de: »La Théorie de la Régulation: une analyse critique« de Robert Boyer*
- Rudel, G., 1981: *Die Entwicklung der marxistischen Staatstheorie in der Bundesrepublik*. Frankfurt/M., New York

Frank Mußmann

## Computer, Kultur und soziale Bewegungen

### Vorschläge für eine Neulektüre von André Gorz

Sein »*Abschied vom Proletariat*« ist wesentlich optimistischer, als es die Diskussion um Gorz zum Ausdruck bringt. Zentral geht es um die Auflösung des deterministischen Revolutionskonzepts, das wesentlich das Bild des Marxismus als ökonomistischen Revolutionsautomatismus geprägt hat; es geht um den Abschied von der Überzeugung, dem Proletariat komme exklusiv die historische Transformationsmission zu, es sei »an sich« Subjekt der Geschichte.<sup>1</sup> Gorz stützt seinen Gesellschaftsentwurf auf eine überaus positive Einschätzung der Produktivitätsentwicklung und der Möglichkeiten computergesteuerter Fertigungsverfahren. Die aktuellen Tendenzen in der Mikroelektronik setzen in der Utopie von Gorz überhaupt erst *die* Potenzen frei, die einzig in der Lage sind, individuelle Freiräume zu schaffen und darauf gegründet, eine Gesellschaft »jenseits des Sozialismus« zu errichten.

#### Technik und Herrschaft

Zentral für die Gorzsche Gesellschaftsanalyse ist die Annahme, die *personale Macht* des »Schumpeterschen« Unternehmers sei im Zuge der technischen Optimierung der Produktion und ihrer Strukturen (Fordismus/Automation) zunehmend von *funktionalen Machtstrukturen* ersetzt worden. Heute gehöre die Macht zu einem »vorgegebenen Platz« im sozialen Beziehungssystem und sei unabhängig von der Person. In den Unternehmen und im Staatsapparat werde Macht von Personen *ausgeübt*, die sie nicht mehr *besitzen*. Als »Instrument einer subjektlosen Macht« seien sie für ihre Handlungen *nicht verantwortlich*. In dieser Analyse moderner Gesellschaften als funktionale Machtssysteme werden Industrie und staatliche Bürokratie gleichgesetzt, die Systemqualität des technischen Apparates geht verloren: Die persönliche Macht der Kapitalisten, Direktoren, Manager und Funktionäre wird zu einer »*optischen Täuschung*«.

Doch kommt es in der Folge zu einer Überinterpretation des — von Foucault, aber auch Marx, Weber oder Elias her bekannten — Ansatzes funktionaler Macht. Gorz differenziert nicht hinreichend zwischen *funktionaler Macht*, *gesellschaftlicher Macht einer Klasse* und *Herrschaft*. Gewissermaßen als »linke« Variante der Technokratiethese wendet er einen *technizistisch verkürzten Macht- und Technikbegriff* an. Seine Konzeption nicht der Auflösung, sondern der Zurückdrängung der (bestehenden) funktionalen Machtssysteme läßt mit technokratischer Sachlogik den staatlichen und ökonomischen Herrschaftsapparat vorerst unangetastet. Er soll erst in der Tendenz sukzessiv »von unten« überwunden werden. Selbst die Transformation der Produktionsverhältnisse ändert nach Gorz nichts wesentliches an den bestehenden Bedingungen innerhalb der »Sphäre der Notwendigkeit«; die Strukturen würden immer wieder aufs Neue hervorge-  
trieben.

Tatsächlich basieren aber funktionale Machtstrukturen auf den technischen Sachgesetzmäßigkeiten eines gegebenen Apparats; will man darüber hinausgehend deren Wirkungen gesellschaftlich als Herrschaft interpretieren, so wird man annehmen müssen, daß diese in einen funktionalen Legitimationsdiskurs münden, der darauf zielt, allein technokratisch-sachlogische Wahlmöglichkeiten zu verobjektivieren. Diese beiden Ebenen werden bei Gorz vermischt; sie müssen jedoch behutsam voneinander getrennt werden, um zur Klärung der Frage zu gelangen, in *welchem* Sinne der technische Apparat zu einem grundsätzlichen Hindernis für die Transformation der Gesellschaft werden kann:

a) Technische Sachgesetzmäßigkeiten basieren auf notwendigen Zusammenhängen und Abfolgen *innerhalb eines spezifischen* technischen Systems. Bedenkt man aber den Einsatz vieler verschiedener Systeme und der Wahlmöglichkeiten zwischen Alternativen, so würde eine Sichtweise, die funktionale Machtstrukturen zum grundsätzlichen Hindernis erklärt, gerade von wesentlichen Einflußgrößen abstrahieren: der Zielgerichtetheit des Einsatzes und der Entwicklung von technischen Systemen, bei gleichzeitig gegebener Möglichkeit des grundsätzlichen Wandels der gesellschaftlichen Zielgrößen, die in der Folge andere technische Systeme hervorbringen bzw. bestehende gewandelt zum Einsatz bringen können.

b) Bezieht man sich jedoch auf die *Herrschaft* einer Klasse, die sich u.a. auf funktionale Machtstrukturen gründet, und akzeptiert man die Funktionalität der Technik bzw. eines spezifischen Produktionsapparates, so ist man nicht mehr grundsätzlich an technische Sachzwänge gebunden. Technik ist vielmehr als *Mittel* zu verstehen. Es bedarf des subjektiven Abwägens zwischen Alternativen. Das Problem reduziert sich auf die Frage, *ob* oder *wie* man bestimmte Verfahrensweisen einsetzt, bzw. *wie dies legitimiert wird*.

Tatsächlich ist technokratische Sachgesetzmäßigkeit ein markantes Moment aller Ideologie moderner Gesellschaften. Herrschaft wird mit technokratischer Sachlogik legitimiert (vgl. Fetscher 1980, 164f.). Doch dies ist der entscheidende Punkt, wo Kritik und Gegenwehr ansetzen muß, wo über der Ebene von Sachzwängen Herrschaftsansprüche und -interessen der jeweiligen Klasse hinterfragt werden müssen.

In beiden Fällen zeigt sich die Undifferenziertheit des Gorzschen Ansatzes, die Überinterpretation des Ansatzes funktionaler Macht: Wenn man auch unterstellen kann, daß kein konkretes Subjekt von Macht aufzufinden ist, so heißt das nicht, daß die Klasse, die sich auf funktionale Machtstrukturen stützt, keine herrschende sei, denn Gorz beschreibt gleichzeitig ein gesellschaftliches System, in dem materielle Verhältnisse und entsprechende Rechtsstrukturen ein Herrschaftssystem begründen. Auch wenn sich die Machtstrukturen eines Herrschaftssystems historisch gewandelt haben und zu einer Entsubjektivierung von Macht geführt haben, so ist dennoch das Subjekt von Herrschaft, in diesem Fall im »Gesamtkapitalisten«, zu identifizieren.

Letztlich läuft der Ansatz von Gorz Gefahr, als Theorie, die nur noch das Kapital als allgemeines und anonymes Bewegungsgesetz kennt und Individuen, die allesamt darunter leiden, den falschen Schein einer bloß funktionalen Macht *ohne Klassenbasis* zu unterstützen. Die durch die Form des Gesellschaftskapitals



verdeckte Tatsache einer im Kern bloß formalen Trennung von Eigentümern und Managern innerhalb des Kapitalismus wird durch diesen Ansatz noch weiter verdeckt.

Der Entsubjektivierung und Anonymisierung der Macht entspricht bei Gorz spiegelbildlich das Bewußtsein der Arbeiter. Monokausal schließt er auf ein instrumentelles Verhältnis zur Arbeit und zu betrieblichen Strukturen. Mit Hinweis auf die Form der politischen und gewerkschaftlichen Instanzen und die Struktur des Produktionsprozesses verneint er, bei Unterstellung völliger Taylorisierung und Automation der Arbeitswelt, jede andere Möglichkeit der Bewußtseinsbildung.<sup>2</sup> Auch Gorz wird somit zum Opfer des vieldiskutierten und wohl mittlerweile widerlegten Instrumentalismustheorems (vgl. Axeli-Knapp 1981, Mahnkopf 1980). Statt dessen muß man von der subjektiven Unmöglichkeit einer rein instrumentellen Einstellung zur Arbeit sprechen.<sup>3</sup>

Ferner ist die gesellschaftliche Arbeit bei weitem nicht in dem Maße marginalisiert, wie Gorz es unterstellt. Wenn sich überhaupt empirische Trends ausmachen lassen (was wegen der gegenwärtigen Umbruchsituation schwer fällt), kann man eher von einer »Reorganisation der Professionalisierung« sprechen (allerdings bei gleichzeitiger Abnahme des Arbeitsvolumens; vgl. Kern/Schumann 1984). Würde Gorz in diesem Kontext nicht entgegen dem gegenwärtigen Diskussionsstand in der Industriosozologie argumentieren, wäre auch sein darauf aufbauendes Konzept der »Banalisierung der Arbeit« nicht möglich.

## Staat und Politik

Den modernen Staatsapparat beschreibt Gorz als *autonomen* Herrschafts- und Verwaltungsapparat mit uneingeschränkter und subjektiv unkontrollierbarer Macht. Ein radikaler Wandel sei heute nur von allem, was »Nicht-Staat« ist, zu erreichen. Es sollen »neue Räume kollektiver und individueller Freiheit« erkämpft werden, um den polypenhaften Fangarmen der herrschenden »Megamashine« zu entgehen. Dabei soll in einer »Pluralität von Teilstrukturen« innerhalb der gesellschaftlichen Bewegungen durch soziale Experimente ein »neuer Typ von sozialer Kohäsion« entworfen werden. Im Hintergrund steht die Vorstellung eines ganzen Netzwerkes von dezentralen alternativen Initiativen und Projekten, so etwas wie eine »revolutionäre Infrastruktur« (Theo Pinkus): Das Politische wirkt somit im »Spannungsfeld zwischen der Bürgerbewegung und dem Staat«.

Durch diese Definition des Politischen und den Verweis, daß auch alle zukünftigen Gesellschaften zentralisierte Verwaltungsorgane benötigen, *überspringt* Gorz einfach einen Kernpunkt aller politischen Theorie im engeren Sinne: die Frage nach der *politischen Souveränität*. Er ersetzt ihre Beantwortung durch die kurze Formel: »Das Reich der Freiheit wird nicht aus materiellen Prozessen resultieren; es kann allein aus einem Gründungsakt der Freiheit entstehen, der, als absolute Subjektivität verkündet, in jedem Individuum sich als höchstes Ziel setzt.« (Gorz 1980, 68)

Diese Formel des Vertragsdenkens hatte schon vor und bei Rousseau einen abstrakten Legitimationscharakter, der keineswegs die Regelung der gesellschaftlichen Machtverteilung bzw. die Frage der Stellung und Bestimmung des

Souveräns erübrigte. Alternative Projekte können solange funktionieren, soziale Bewegungen solange »autonome Freiräume« erstreiten, wie sie politisch stillgestellt sind oder ihre Aktivitäten auf Nischen des kapitalistischen Systems richten. Sollten sie aber, wie in der Konzeption von Gorz, das herrschende System »von außen« zu ändern trachten, werden sie nachhaltig mit dem Gewaltmonopol der »Megamaschine« Staat konfrontiert. — Für die gesamte Dauer einer sozialen Umwälzung ist die Existenz auch gesetzlich garantierter politischer Freiheiten unerlässlich. Dazu bedarf es zumindest des Einflusses auf den Staatsapparat.

### Subversion der Macht

Auf seiner Suche nach dem »neuen« Subjekt der Transformation stößt Gorz auf die »Nicht-Klasse« der »Nicht-Arbeiter«. Darunter versteht er die »Gesamtheit der Überzähligen der gesellschaftlichen Produktion: gegenwärtig und virtuell, permanent und zeitweilig, total und partiell Arbeitslose« (1980, 63). Dieses »Neoproletariat« soll die *Subversion der ideologischen Fundamente der herrschenden Ordnung* — die in ihrer Finalität über die gegenwärtige »kulturelle Mutation« hinausgeht — tragen und praktisch umsetzen. Unter Beibehaltung des zentral geplanten notwendigen Teils der Produktion und bei gleichzeitiger Banalisierung und Reduzierung der gesellschaftlich notwendigen Arbeit soll es zu einem allseitigen Aufschwung von »Tätigkeiten der Eigenproduktion« kommen. Die Ausweitung des »Reichs der Freiheit« bewirkt eine Aushöhlung des heteronomen Bereichs und setzt so systemdestruierende Potenzen frei. Gorz setzt dabei wesentlich auf den Einsatz der Mikroelektronik und auf die flexiblen und dysfunktionalen Einsatzmöglichkeiten der »neuen Technik« im »Autonomiebereich«. Er antizipiert also einen Wandel, dessen Anfangssymptome im Trend zur Verringerung der Arbeit bereits heute erkennbar sind.

Mit dem Ausbau der Sphäre außerhalb der Arbeit verändert sich für Gorz das Gewicht, das die Subjekte den beiden Bereichen zumessen; diese »Nicht-Klasse« sei *befreite Subjektivität*. Damit dreht Gorz die gängige *kulturkritische These* einfach um: Die Marginalisierung der Arbeit hat bei ihm *nicht* eindeutig negative Folgen, die repressiven, banalisierten Arbeitsverhältnisse bedingen *nicht* einen mehrheitlichen materiellen und ideologischen Konsum (in der Funktion der Ersatzbefriedigung) und auch *nicht* ein ständig wachsendes Reproduktionsbedürfnis. *Dasselbe* System, das für Gorz auf Grund der Strukturdominanz funktionaler Macht Identifikation und Bewußtwerdung ausschließt, führt hier zu »befreiter Subjektivität«, die »sich auf Antrieb ihrer selbst bewußt« wird und aktiv gesellschaftliche Veränderungen betreibt. Letztlich setzt Gorz auf die Illusion, eine allein auf Bewußtsein gründende Bewegung, die ihre Erfahrungen im Freizeitbereich und in der Nischenökonomie sammelt, könne ohne Zugriffsmöglichkeiten auf Produktions- und Staatsapparat entscheidende Veränderungen der Produktionsbedingungen bewirken. Wie oben ignoriert Gorz die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse und baut auf den einsichtigen Entschluß bzw. auf das vernünftige, ökologisch aufgeklärte *Wollen der individuellen Subjekte*.

Zwar kann man davon ausgehen, daß in den letzten Jahren zunehmend ein Bewußtsein im Entstehen ist, das die industriell-bürokratischen Strukturen heutiger

Gesellschaften als eingrenzend und einengend begreift und den Bereich der »Nicht-Arbeit« nicht mehr als Raum des »Ausgestoßen-seins« empfindet; aber in dem Maße, wie Gorz mit Ausschließlichkeit auf den Weg der »subjektiven Selbstreflexion« setzt, muß dieser scheitern. Sein Konzept der individuellen Weigerung, in die Konkurrenz um Arbeitsplätze einzutreten, der Produktion »wie einem Schauspiel« beizuwohnen und »neben und über dem Apparatekomplex größere Autonomieräume zu erobern« führt im Übergang zur antizipierten »Dualwirtschaft« zumindest zu einem *strategischen Widerspruch*, der schon allein sein Konzept sprengt:

— Die »neuen sozialen Bewegungen« sind viel zu heterogen, als daß sie sich auf einen Nenner bringen ließen (vgl. Hirsch 1980); ihre Konfliktfähigkeit ist schwankend und vor allem zeitlich nicht stabil. Nach dem Gorzschen Konzept muß es allerdings zu einem Dauerkonflikt mit der »Megamaschine« kommen. Ohne einheitlichen, organisatorisch vermittelten Träger und ohne Einflußmöglichkeit auf die Staatsgewalt ist dieser Konflikt auf Dauer nicht durchzustehen. Besonders wenn man bedenkt, in welchem Maße schon heute Dualsysteme genutzt werden, um herrschaftsstabilisierend den auf dem ökonomischen und staatlichen Sektor lastenden Problemdruck zu verringern, wird dieser Ansatz — ausgestattet mit einer systemtranszendierenden Perspektive — absurd.

— Doch selbst bei optimistischerer Einschätzung kommt man zu der Frage, ob dieses Dualitätskonzept nicht zu einer Fragmentierung des Bewußtseins führen muß. In der Gorzschen Utopie der Übergangsgesellschaft sind die Subjekte absolut konträren Lebensperspektiven ausgesetzt. Sie wechseln beständig zwischen Heteronomie und Autonomie, zwischen »Notwendigkeit« und »Freiheit«. Wie sie einen derartigen, vielleicht lebenslangen, Dauerkonflikt austragen und bewältigen sollen, muß offen bleiben. — Die eigentliche Schwäche des Ansatzes ist allerdings, daß Gorz den Bereich der Herrschaft einfach ausgrenzt. Die »heteronome« Sphäre ist bei ihm gerade *nicht* der Gegenstand von radikalen Reformen und wird sogar explizit von Freiheitsansprüchen ausgenommen.

### Der Grundwiderspruch des Konzepts

Auf der einen Seite behauptet Gorz die *Dominanz der Materialität*, also der Strukturen des Produktions- und Herrschaftsapparates in den Entscheidungsmöglichkeiten der Subjekte und den Entwicklungsmöglichkeiten der Gesellschaft. Dem steht unvermittelt eine *Dominanz des Überbaus* in seinem Emanzipationskonzept gegenüber. Die Subjekte sollen, beginnend mit einer »kulturellen Mutation« und auf Grundlage einer »befreiten Subjektivität« tendenziell in der Lage sein, die Lohnarbeit, den kapitalistischen Warentausch und damit die gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse zu überwinden.

Die Unvereinbarkeit dieser Positionen ist evident. Entgegen seinem systemverändernden Anspruch antizipiert Gorz *keine qualitativen, höchstens quantitative Änderungen*. Dazu kommt, daß der Anonymisierung von Macht (die sich wie gezeigt auf einen reduzierten Technikbegriff stützt), *unvereinbar* der antizipierte dysfunktionale Einsatz der »neuen Techniken« gegenübersteht, was einen umfassenden Technikbegriff impliziert.

## Philosophie und Politik

Will man an der Essenz der Gorzschen Überlegungen nicht vorbeigehen, darf man ihn aber nicht nur als Revolutionstheoretiker, als Soziologen oder Theoretiker der »neuen sozialen Bewegungen« diskutieren, sondern vor allem als *sozial und politisch engagierten Philosophen*. In diesem Sinne sind seine strategischen Überlegungen zu relativieren; sie sind nicht bruchlos auf die politische Praxis zu übertragen.

Das gesamte Werk von Gorz ist nur vor dem Hintergrund des Existentialismus um Sartre zu verstehen. Ausgehend von der existentialphilosophisch gewendeten Frage der *Entfremdung* und der Möglichkeit ihrer Überwindung<sup>4</sup> gelangen Gorz wie Sartre zur zentralen Stellung des menschlichen »*Entwurfs*«: Der Mensch ist ein Wesen, das immer auch für sein eigenes Handeln verantwortlich ist, es macht sich zu dem, was es ist. Die einzig mögliche Moral sei die »Wahl der Freiheit«, das Setzen eigener Ziele und die Eigenverantwortung. Gorz ist ein überzeugter Verfechter der Ansicht, daß kollektive Befreiung immer auch zugleich eine individuelle sein muß. Seine aktuellen Schriften versuchen zu zeigen, »was passiert, wenn man sich selbst als wirkliches, komplexes Subjekt ins politische Denken einbezieht«. (DGB-Bundesvorstand 1983/84, 198)

Sicherlich läuft die Gorzsche Analyse, die den Schwerpunkt auf philosophische Grundsatzfragen legt (er ist deshalb häufig mißverstanden worden), beständig Gefahr, auf Grund ihrer Abstraktheit die gesellschaftliche Realität nur in Momenten wahrzunehmen und deren Ambivalenzen in der Formulierung einer alles überragenden Utopie immer wieder zu homogenisieren. Sie wirft die Frage auf, ob bzw. in welcher Form Politik und Philosophie überhaupt vereinbar sind. Es kommt in seinen Schriften zur unvermittelten Frontstellung von Gegenwart und Utopie, von Politik/Soziologie und Philosophie. Diese Problematik konstruktiv auszutragen, könnte eine Aufgabe für weitere Diskussionen sein.

## Für eine produktive Integration von Gorz

Gorz hat *philosophische Essays* geschrieben. Er hat keine komplexe politische Theorie (wie häufig fälschlicherweise unterstellt bzw. erwartet wird) vorzuschlagen; noch weniger kann man von ihm eine kohärente Ersatztheorie für den Marxismus oder die schlüssige Bestimmung eines neuen revolutionären Subjekts verlangen. Der »Abschied vom Proletariat« und die »Wege ins Paradies« sind als literarische Grundlage, als Diskussionsplattform für soziale Bewegungen zu verstehen, die an einem gesamtgesellschaftlichen antikapitalistischen Konzept interessiert sind. Gorz ist sich der Unvollkommenheit seines Konzeptes bewußt. — Wie die Vergangenheit gezeigt hat, hat er damit einen überaus fruchtbaren Prozeß in Gang gesetzt.

Er hat dazu beigetragen, verkrustete und hierarchische Elemente im Marxismus offenzulegen und die eingengegte Theoriebildung der siebziger Jahre zu überwinden. Auch für die SPD und die Gewerkschaften besitzen seine Ausführungen Sprengkraft. Geht man von der realistischen Annahme aus, daß das Wachstum in den westlichen Industriegesellschaften auch in Zukunft nicht ausreichen wird, um durch Rationalisierungen Unbeschäftigte wieder in vollem

Umfang zu beschäftigen, so ist seine Hauptforderung treffend, daß die soziale Beherrschung der »Abschaffung der Arbeit« die entscheidende politische Aufgabe unserer Zeit sei und es deshalb vor allem darum gehe, gesellschaftliches Bewußtsein *jenseits* der Lohntätigkeit zu organisieren. Der Kampf um die Einführung der 35-Stunden-Woche wird im Namen des *Erhalts* der Arbeit geführt, und es wird nur peripher mit einer Erhöhung der Lebensqualität oder einer stückweisen Loslösung vom kapitalistischen Betrieb wie Ende der sechziger Jahre (»Samstags gehört Vati mir«) argumentiert oder gar wie in der Rätebewegung im Namen der Abschaffung der Lohnarbeit gekämpft.<sup>5</sup>

Demgegenüber fordert Gorz den Bruch mit der protestantischen Arbeitsethik. Eine Neubestimmung zentraler Elemente gewerkschaftlicher Politik ist über die unmittelbaren Interessen des Betriebes und der Einkommen hinaus (etwa: Friedenssicherung, Probleme der Ökologie und der politischen Partizipation) notwendig, wenn die Gewerkschaften sich weiterhin als Träger emanzipatorischer Bewegungen verstehen und der Gefahr entgegentreten wollen, in der Zukunft vielleicht nur noch betriebliche Partikularinteressen zu vertreten.

Die aktuelle Gorz-Forderung nach einem Sozial-/Mindesteinkommen als *die* Form des gesellschaftlichen Einkommens (1983, 66-76) könnte hier richtungswesend sein. Ihre Verwirklichung würde entscheidende kulturelle und ökonomische Wandlungen nach sich ziehen: »Das Recht auf Arbeit kann nicht mehr mit dem Recht auf vollzeitige entlohnte Anstellung gleichgesetzt werden.« (DGB-Bundesvorstand 1983, 188) Es geht um die Entkopplung von Einkommen und *Arbeitszeit*, die in der Folge das Wertgesetz außer Kraft setzen könnte. Im Hintergrund steht die Utopie eines garantierten Mindesteinkommens auf Lebenszeit bei gleichzeitiger Verpflichtung, verteilt über das ganze Leben, etwa 20000 Stunden flexibel eingesetzt zu arbeiten. Dies soll über die Besteuerung der automatisierten Produktion finanziert und strategisch über Tarifverträge durchgesetzt werden, die eine Umrechnung der enormen Produktivitätsgewinne in der automatisierten Produktion für *alle* Erwerbstätigen als freie Zeit festschreiben (vgl. Mußmann 1986).

Gleichzeitig geht es auch hier darum, die Möglichkeiten der Mikroelektronik zu nutzen und durch dysfunktionalen bzw. multifunktionalen Einsatz der »neuen Techniken« auf breiter Ebene (also über den Bereich der kapitalistischen Produktion hinaus) die Zersetzung der kapitalistischen Rationalität voranzutreiben. Entgegen einer in der BRD weit verbreiteten »romantischen« Kritik setzt Gorz auf eine bewußte, aber forcierte Entwicklung der Produktivkräfte. Er fordert keine generelle Diktatur über die Bedürfnisse, sondern betont nachdrücklich die Notwendigkeit eines hochproduktiven und hocharbeitsteiligen Sektors der Produktion auf dem Weg zu einer »befreiten« Gesellschaft.

Gorz gehört zu den ersten, die gesellschaftlich marginalisierte Gruppen sowie neue Politikformen und Themen ernst genommen haben. Es geht ihm vor allem darum, Bewegungen zu stärken, die größere Autonomieräume fordern, basisdemokratische Politikformen praktizieren, ökologische Positionen vertreten und generell der »kapitalistischen produktivistischen Rationalität« den Kampf angesagt haben. Hauptaufgaben sind demnach die *Stärkung des subjektiven Faktors*, die Bildung eines übergreifenden »antikapitalistischen Blocks«, also eine poli-

tische Massenbewegung, in die die Gewerkschaften integriert sind, sowie die *drastische* Reduzierung der Arbeitszeit zur Er kämpfung größerer »Autonomie-räume«.

Wie oben gezeigt, gelingt Gorz die Umsetzung seiner Kritik und Philosophie in die Politik ebensowenig wie eine Bestimmung der Form der Politik. Zu viele Widersprüchlichkeiten bleiben bestehen, eine kohärente Theorie existiert nicht. — Aber: kann es sie überhaupt geben?

## Anmerkungen

- 1 Der Ansatz von Gorz ist stark an der französischen Diskussion und am Konzept der CFDT orientiert. — Dieser Aufsatz stützt sich auf eine größer angelegte Untersuchung des Autors von 1985.
- 2 Die revolutionstheoretische Argumentation in diesem Zusammenhang bezieht sich auf einen anderen Kontext und kann hier vernachlässigt werden.
- 3 Entgegen seinen existentialistischen Denkfiguren in anderen Kontexten, leuchtet Gorz gerade hier den existentiellen Raum der Person nicht genügend aus, sondern verläßt sich zu sehr auf die Perspektive des Intellektuellen.
- 4 Etwa bei den Begriffen *Entfremdung*, *Freiheit* und *Arbeit* kommt es bei Gorz nur vordergründig zu Parallelen zu Marx. Im Detail unterscheidet sich diese existentialistische Begrifflichkeit signifikant von dem Verständnis diese Begriffe bei Marx.
- 5 Die gegenwärtigen Auseinandersetzungen (vgl. z.B. *Frankfurter Rundschau* vom 1.3.1988) um die arbeits- und sozialpolitischen Thesen von *Oskar Lafontaine* — die sich an zentralen Positionen von Gorz anlehnen — zeigen in ihrer Heftigkeit und in der Weise, in der Gegenargumente mit Ausschließlichkeitsanspruch vorgetragen werden, wie sehr diese Überlegungen zur »Beherrschung der Abschaffung der Arbeit« noch immer an den für unverrückbar gehaltenen Denkmustern der Arbeiterbewegung rütteln: doch der strukturelle Wandel der Industriegesellschaften erfordert *flexible* und *zeitgemäße* Gestaltungsentwürfe. — Die Vehemenz der gegenwärtigen Diskussion erklärt sich zum Teil natürlich auch aus dem problematischen Zeitpunkt der Veröffentlichung der Gedanken Lafontaines während gerade laufender Tarifverhandlungen.

## Literaturverzeichnis

- Axeli-Knapp, Gudrun, 1981: *Industriearbeit und Industrialismus. Zur Geschichte eines Vor-Urteils.* Bonn
- DGB-Bundesvorstand (Hrsg.), 1983/84: *Abschied vom Proletariat? Eine Diskussion mit und über André Gorz. Protokoll einer Arbeitstagung.* Düsseldorf
- Fetscher, Iring, 1980: *Überlebensbedingungen der Menschheit. Zur Dialektik des Fortschritts.* München
- Gorz, André, 1977: *Ökologie und Politik.* Hamburg
- ders., 1980: *Abschied vom Proletariat. Jenseits des Sozialismus.* Frankfurt/M.
- ders., 1983: *Wege ins Paradies. Thesen zur Krise, Automation und Zukunft der Arbeit.* West-Berlin
- Hirsch, Joachim, 1980: *Der Sicherheitsstaat.* Frankfurt/M.
- Kern, Horst, und Michael Schumann, 1984: *Das Ende der Arbeitsteilung?* München
- Mahnkopf, Birgit, 1985: *Verbürgerlichung. Die Legende vom Ende des Proletariats.* Frankfurt/M.
- Mußmann, Frank, 1986: *Die Mindesteinkommensdiskussion. Überwindung der kapitalistischen Rationalität durch Entkopplung von Arbeit und Einkommen?* In: *Prokla* 65/1986

Thomas Laugstien

## Heideggers Rehabilitierung durch die »praktische Philosophie«?

Als »Rehabilitierung der praktischen Philosophie« artikuliert sich Anfang der siebziger Jahre eine stärkere Hinwendung zu Fragen der Ethik und der politischen Öffentlichkeit. War dies eine Antwort von rechts auf Studentenbewegung, kritische Theorie und wiedererstandenen Marxismus, so war es auch Abkehr von den ursprungsmythischen Bemühungen der ersten, im Faschismus aktiven Professorgeneration. Noch im Zeichen dieser Wende stehen die Beiträge eines Kolloquiums zum 10. Todestag Heideggers im Mai 1987.\* Die Autoren — elf Fachphilosophen, eine Pädagogin, die Historiker Ott und Nolte — betrachten in breitem Grundkonsens das Fehlen einer praktischen Philosophie im Denken Heideggers als philosophischen Schlüssel für seinen »politischen Irrtum«.

Als *philosophischen* Schlüssel: Daß die vielberedete Studie von Farias (*Heidegger et le nazisme*, Paris 1987), erst nach Abfassung der Beiträge publiziert, notgedrungen unberücksichtigt bleibt, gerät im Vorwort der Herausgeber zur Tugend. Geht es doch nicht um »die vordergründig-rätselhafte Frage nach den Fakten einer fehlgeleiteten oder fehlschlagenden politischen Option, bei der die gegenwärtige Debatte um Heidegger sich gern aufhält« (8). Das entscheidende Wort gebührt nicht denen, die aus (allgemein zugänglichen!) Archiven mit »Fakten« hervorkommen, sondern denen, die Kritik in Verstehensgemeinschaft mit dem Kritisierten äußern können — so die gereizten Obertöne, die sich in der »gegenwärtigen Debatte« vernehmen ließen. Also, wie verständigt sich die »Zunft« über den Fall?

Im Zentrum der Kritik steht »Heideggers Unfähigkeit bzw. seine Weigerung, dem Politischen eine eigene Authentizität zuzuerkennen« (Vorwort, 9). Die Mitherausgeberin Gethmann-Siefert stellt anhand der Hölderlin-Interpretationen (nach 1934) heraus, wie Heideggers Vergesellschaftungsmodell dichterisches »Deuten« universalisiert und eine eigenständige Sphäre praktisch-politischen Handelns negiert: »Deuten als Handlungssurrogat« (196). Sie demonstriert die Wahlverwandtschaft dieser Philosophie mit einer Gesellschaft ohne politische Öffentlichkeit, zieht es aber auf den Topos des »Irrtums« zurück. Differenzierungsverlust = Politikunfähigkeit lautet die einhellige Diagnose. Alexander Schwan, der sich den nachfaschistischen Heidegger vornimmt, prangert die Einebnung aller Unterschiede im Total-Verdikt über »die Technik« an. »Wo jede Differenzierung entfällt, sind auch jede Entscheidung und ihre moralisch-politische Verantwortung obsolet geworden. (...) Der *Unterschied zwischen Krieg und Frieden* z.B. wird hinfällig.« (96) Ebenso der Unterschied von Faschismus und Bundesrepublik: »Was Heidegger an Hitler erfahren konnte, wird unterschiedslos auf das Führertum in allen modernen Beziehungen, Richtungen und Systemen übertragen und so einerseits der Zustimmung von 1933 entkleidet, andererseits in seiner funktionalen Notwendigkeit bekräftigt.« (97) Schließlich der Unterschied von Marxismus und Amerikanismus (99): immer unverzeihlichere »Gleich-Gültigkeit«. — Der Herausgeber Pöggeler setzt einen anderen Akzent: »Heidegger möchte solchen Systemen entgegenwirken, ohne schon einen Weg im politischen Bereich zu sehen.« (53)

\* Pöggeler, Otto, und Annemarie Gethmann-Siefert (Hrsg.): *Heidegger und die praktische Philosophie*. Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1988 (395 S., br., 24,- DM)

Pöggeler rekonstruiert den Deutungsrahmen. »Sind die politischen Anklagen, denen Heidegger ausgesetzt war, nicht in der Tat der Versuch, den Fragen auszuweichen, die der Zeit durch Heidegger so wirkungsmächtig vorgelegt wurden?« (17) »Worum es Heidegger bleibend ging, das war jedenfalls der Versuch, mit dem Philosophieren zu antworten auf die Krise Europas, die durch den Ersten Weltkrieg offenbar geworden war.« (20) Die Sorge um Selbstbehauptung Europas in der Zange von Amerikanismus und Bolschewismus gibt den Leitfaden durch Heideggers Denkweg. So trifft die Weltwirtschaftskrise zusammen mit »einer Krise seiner religiösen und metaphysischen Überzeugungen« (22); die Vorlesung vom Winter 1929/30 ruft »nach dem, der unserem Dasein einen Schrecken einzujagen vermag« (zit. 27). Jüngers Symbolfigur des »Arbeiters« transportiert die Idee der »totalen Mobilmachung«, zu der Rußland und Amerika im Weltkrieg fähig waren (29) — die Kriegsniederlage soll sich nicht wiederholen. In der Rektoratsrede kündigt sich mit der Hinzufügung von »Wissensdienst« zur Jüngerschen Dublette »Kriegsfront und Arbeitsfront« die Wendung an, die nicht nur in expliziter Jünger-Kritik gipfeln wird — dessen Fixierung aufs Kriegserlebnis erscheint 1941/42 als subjektivistische Selbstberauschung (30) —, sondern in der Gleichsetzung von Faschismus, Bolschewismus, Amerikanismus im Zeichen des metaphysischen Weltverhängnisses: Die Mobilmachung der Mächte zum Kampf um Weltherrschaft ist nun vollendeter Triumph »technischen« Verfügungs-Wahns. Heideggers Reaktion auf Stalingrad in der Parmenides-Vorlesung 1942/43: »Wer Ohren hat zu hören, d.h. die metaphysischen Gründe und Abgründe der Geschichte zu sehen und *als* metaphysische ernst zu nehmen, der konnte schon vor zwei Jahrzehnten das Wort Lenins hören: Der Bolschewismus ist Sowjetmacht + Elektrifizierung. Das will sagen: Der Bolschewismus ist der »organische«, d.h. organisierte rechnerische (und als +) Zusammenschluß der unbedingten Partei mit der vollständigen Technisierung.« (Zit. 39) Bolschewismus = Hyperfaschismus. In der Vorlesung 1951/52 wiederholt sich die Schreckvision von 1929 als Warnung vor bloßer Restauration. »Was soll aus einem Europa werden, das sich mit den Requisiten jenes Jahrzehntes nach dem ersten Weltkrieg zusammenbauen will? Ein Spaß für die Mächte und die ungeheure Volkskraft des Ostens.« (Zit. 24)

Aktuell ist für Pöggeler gerade der Denker, der sich nach *Sein und Zeit* »zeitweilig in die Nähe der nationalsozialistischen Revolution stellte« (24). Der Zweite Weltkrieg hat »nichts entschieden« (Heidegger, 23), »weil er auf eine antagonistische Weise zur Herrschaft brachte, was nach Heideggers Auffassung die Wurzel der Krise nur zudeckt« (Pöggeler, 24). Hat er doch »Europa, das den Planeten in das Zeitalter der Technik geführt hat ... zum Objekt der Politik gemacht« (24f.). Die heutigen Probleme sind größer als zu einer Zeit, deren Hauptsorge dem »Wirrwar der Parteien« galt. »Vermögen heute Parlamente etwas gegen die Überrüstung und die wuchernde Überbevölkerung?« (56) »Jene Möglichkeit, die Heidegger ins Auge faßte, ist durchaus gegeben: daß der Stalinismus und der Nationalsozialismus mit ihrer relativ niederen Technologie nur das Vorspiel einer weit zerstörerischeren Zukunft sein könnten.« (57) — An dieser Stelle erfolgt der Bruch. »Heidegger wies die konkreten politischen Bemühungen zurück zugunsten des Diktums: 'Nur noch ein Gott kann uns retten.'« (51) Er ist unzeitgemäß, »weil er einerseits zu viel forderte (einen Wandel von Grund auf), andererseits zu viel zugestand (das Risiko im Handeln eines Führers oder als Kehrseite der Medaille die Verweigerung gegenüber allem Bestehenden).« (56) Rhetorische Frage: »ob Heidegger nicht eine Sprache spricht, die unmöglich geworden ist« (52).

Die Ablehnung des ganz späten Heidegger erfolgt unisono. Für Gerold Prauss, einen seiner Freiburger Nachfolger, besitzt er »heute spürbar Anziehungskraft für



echte, nämlich nicht bloß Tarnfarbe für eine andere tragende Grüne« (188). Bis zu Pöggelers Rehabilitation des faschistischen Heidegger wagt sich kaum jemand vor. Während jener — durch Zugang zum in Marbach gehüteten Nachlaß übers »öffentliche« Gerede erhaben — Zitate des NS-Heidegger funkelnd läßt und dem verdutzten Leser die *Beiträge zur Philosophie* von 1936–38 als »Heideggers Hauptwerk« serviert (sic!, 42), zieht es die Mehrzahl der Interpreten zurück ins exoterische Hauptwerk *Sein und Zeit*. Hier steht der Kuchen, der auch nach Herauspicken der braunen Rosinen noch genießbar scheint. Wilfried Franzen verweist auf neuere Auffassungen, denen zufolge man »die verschiedenen Bestandteile der Heideggerschen Philosophie relativ unabhängig voneinander interpretieren und bewerten kann« (89f.). Der Teufel steckt im Adverb »relativ«. Zwar kann sich Franzens Einsicht, daß ein philosophisches Werk heterogene Elemente artikuliert, auf die Linguistik berufen (hier auf die NS-Diskursanalysen von Utz Maas; 82). Aber nicht seine Methode, die Elemente als mentale »Dispositionen« zu substantialisieren und auseinanderzuklauben. Die anti-spießbürgerliche »Sehnsucht nach Härte und Schwere« (die viele, vielleicht sogar NS-Gegner, mit Heidegger geteilt haben mochten) wird als das »zum NS-Engagement disponierende Element« identifiziert (78). Die Frage nach der Konstruktionsarbeit des Textes wird nicht gestellt; das politische Projekt, das Pöggeler verstehend nachzeichnet, kommt gar nicht erst in den Blick. Immerhin kann das Werk von solchen »Elementen« gereinigt werden ...

Nach dem Motto »Das Gute ins Töpfchen ...« verfahren auch andere, ohne es mit der vulgärstrukturalistischen Formel, »daß *Sein und Zeit* ein 'patchwork'« ist (Franzen, 81), zum *dernier cri* der Heidegger-Lektüre zu machen. Klaus Held findet wieder, »wodurch sein Denken wegweisend für die Zukunft der Philosophie geworden war: ... durch seine Radikalisierung der ursprünglichen Idee von Phänomenologie« (132). Heidegger als »wahrer« Husserl? Er hat es selbst gesagt — nach 1945 (*Richardson-Brief*; zit. III). So wirkt vereinzelt noch seine Kunst, die Rezeption des Werks zu steuern und sich vom Leser »eigenhändig und für immer zum Richter seines Verstehens einsetzen zu lassen« (Bourdieu, *Die politische Ontologie Martin Heideggers*, Frankfurt/M. 1976, 35). — Carl Friedrich Gethmann würdigt *Sein und Zeit* als »die im deutschsprachigen Bereich früheste Konzeption eines konsequenten Pragmatismus« (143). Er konzidiert, daß dieses Werk »kein Deich« gegen den NS war: »Die Philosophie von *Sein und Zeit* kann sich ... mit jeder politischen Theorie verbinden lassen.« (170) Das heute unbrauchbare Element ist der »methodische Solipsismus«. Er muß durch eine »intersubjektive« Konzeption ersetzt werden, damit in die a-moralisch konstruierte Existenz wieder ein »Kriterium der Moralität einsetzbar« ist: »Der Mensch wäre demzufolge als das Wesen zu bestimmen, dem es in seinem Selbst um sich und die anderen geht.« (168) Womit das faschistische Potential der Schrift entschärft wäre? »Gelungen« findet Gethmann »die Deduktion der Moralität aus der Schuld« in Heideggers Gewissenstheorie: »Moralität ist ein spezifisches Phänomen für ein Wesen, dem seine Handlungen als Grund zurechenbar sind, das aber andererseits nicht Grund seiner selbst ist.« (165) Heideggers a-religiöse Rekonstruktion des Sünder-Subjekts bleibt offenbar aktuell.

Zurück zu Pöggeler, der eine Art Meta-Diskurs für Auslegungen verschiedener Schulen anbietet. In der Deutung Heideggers als (nicht mehr ganz zeitgemäßer) Ruffer zur »Verantwortung Europas« (57) lassen sich dessen NS-Aktivitäten bis zu einem gewissen Grad re-interpretieren. Die »zeitweilige Nähe« zum NS erscheint als flüchtige Begegnung zweier wesensverschiedener Projekte, objektives und subjektives Mißverständnis des Philosophen. Dazu muß freilich die Abendlandideologie, die sich in Heideggers Denken bald nach 1934 zusammenbraut, auf die früheren »völ-

kischen« Texte rückprojiziert werden. Zudem ist diese Europaidee dem Faschismus alles andere als wesensfremd; im Krieg und besonders nach Stalingrad wird der Gedanke einer »Selbstbehauptung Europas« gegen einen fratzenhaft-»asiatischen« Bolschewismus staatstragend, um dann erst zum »geistigen« Fundament der Nachkriegs-Restauration zu werden. Die Rekonstruktion Heideggers zum Europäer benötigt deshalb als Korsettstange eine harte Differenz von Heidegger-Projekt und Nazismus. Pöggeler hat sie schnell identifiziert: »Dem Biologismus, der hinter dem Rassismus stand, galt sein Widerstand.« (20) Aber weder artikulierte sich der Rassismus des NS-Staats durchweg biologistisch, noch macht Heideggers Anti-Biologismus ihn zum Gegner des Rassismus. Zwar kann auch Franzen im Flick-Werk der »Motive« kein rassistisches entdecken (82). Dafür belegt Schwan als schonungslosester unter Heideggers bürgerlichen Kritikern, »daß er auch das Auftreten von *Rassengedanken und Rassenzüchtung* als seinsgeschichtliche Notwendigkeit anerkennt«: Die Texte geben zu verstehen, »daß die davon Betroffenen und die sich dagegen Wehrenden auf die Seite der Halben und Schwachen gehören« (100).

Pöggeler verfügt noch über einen letzten Trumpf, weil Heidegger nach seiner »Kehre« (und seinem »Scheitern« als »Führer«; 33) auch den Faschismus zur Erscheinung des »metaphysischen« Weltverhängnisses erklärt. »Diese Philosophie ist Gegensatz und Widerstand gegen den Nationalsozialismus, der sich damals zum Kampf um die Weltherrschaft rüstete.« (47) Nun weiß Pöggeler aber, Zentralthese des Bandes, daß diese Philosophie jedes Gegen-Handeln paralyisierte und über 1945 hinaus konstitutionell antidemokratisch blieb. Nimmt man hinzu, daß auch andere Großintellektuelle des Faschismus ihre innere Distanz zum gewöhnlichen NS-Betrieb ausbildeten — das Ganze bleibt schließlich Klassengesellschaft —, dann bekommt man hier die ideologische Selbstreproduktion einer Herren-Elite als »Widerstand« präsentiert. Damit sein Bild stimmig bleibt, muß Pöggeler an dieser Stelle die Erkenntnisse des Historikers Ott über Heideggers weitergehende politische Aktivität nach 1934 ignorieren.

Das Phantasma der östlichen Bedrohung, das Pöggeler über Heidegger-Zitate aktualisiert, stiftet eine unterschwellige Kommunikation mit Schwan und Nolte. Die politischen Optionen sind aber unterschiedlich. Pöggeler selbst ist trotz großräumiger Perspektiven kein Falke; ihm reicht es, »auf die begrenzten Chancen einer besonnenen Politik hinzuweisen, die dennoch geblieben sein mögen« (57). Bei aller Bemühung um Heideggers Rehabilitation steht er diesem fern, wenn er ihm die »bürgerliche Bewegung« in ihrer den Nazis suspekten Form entgegenhält: »Macht es die Verächtlichkeit des Bürgers aus, sich nur auf das zu verständigen, wofür man nicht wirklich leben und sterben kann?« (56) Für Pöggeler wie für Schwan wird Heidegger dadurch anstößig, daß er mit seiner Äquivalenzkette Faschismus = Bolschewismus = Amerikanismus die diskursive Ordnung der Totalitarismustheorie stört und die spezifische Differenz der westlichen Demokratie leugnet.

Die Umwertung erfolgt im Geschichtsbild von Ernst Nolte, der den Zusammenhang mit dem Historikerstreit verkörpert: »Ich glaube, daß Heideggers Engagement von 1933 und die Einsicht von 1934 philosophischer waren als die Richtigkeit der unverändert distanzierten und überaus achtenswerten Haltung Nicolai Hartmanns.« (355) Die dem Nazismus zuarbeitende Philosophie, deren Merkmale Nolte am Beispiel von Heyse, Baeumler und Schwarz bestimmt, war »eine Art Schmalspurmarxismus . . . , der dasjenige aufgreift und umwandelt, was für Marx und Engels sechzig Jahre vorher schon selbstverständlich gewesen war: die Betonung des Zeitlichen und Geschichtlichen . . . , die Hervorhebung von Handeln und Aktivität, die Polemik gegen die Kluft zwischen den 'Gebildeten' und dem 'Volk', . . . der Wunsch nach Auf-

hebung der 'Wirklichkeitsentfremdung' ...« (352). Sie habe freilich »eine Niederlage gegen den Marxismus erlitten«, u.a. weil ihr Initialimpuls des Kriegserlebnisses nicht dieselbe Langzeitwirkung entfalten konnte wie die »Erfahrung der Bedrückung durch den 'Kapitalismus'« (ebd.). Gescheitert, aber gerechtfertigt als Reaktion, die »sich der 'russischen Revolution' als die bessere, weniger utopische und deshalb mildere Revolution gegenüberstellen« konnte (353). Das Sich-Hineinversetzen in den faschistischen Heidegger streift hier die bei Pöggeler vorhandenen Hemmungen ab. Der Rechten kann er sich im Zeichen einer neuen Ungeniertheit als Projektionsfläche für — wiederum auf den Klassengegner projizierte — konterrevolutionäre Phantasien ebenso anbieten wie als hellsichtiger Früherkennner von bestimmten Grenzen der faschistischen Lösung (eben das läßt ihn in Noltes Augen »philosophischer« erscheinen als andere Philosophen im NS, egal ob Anhänger wie Heyse oder von vornherein Distanzierte wie Hartmann).

Der Band zeigt, daß der Streit um Vergangenheit und Werk eines Philosophen Verständigungsform über zukünftige politische Optionen werden kann. Daß gegen Heidegger eine Ethik eingeklagt wird, zeigt die Wirksamkeit des moralisch artikulierten Antifaschismus — gegen Dammbrüche, wie sie bei Nolte denkbar werden. Allerdings hat Heidegger sich »den Blick auf die nötigen Differenzierungen« zu Begründung einer praktische Philosophie nicht etwa »verstellt« (Vorwort, 9), sondern sie mittels scharfsichtiger Ideologiekritik dekonstruiert. Nicht zuletzt darin liegt die Faszination, die er (über Relaisstationen wie Lacan, Foucault etc.) heute wieder ausübt. Diese Dimension seines Denkens, die auf die moralphilosophische Lektüre wie eine Säure zurückwirken muß, bleibt eine Tabuzone für die hier vorgebrachte Kritik am antidemokratischen Denken Heideggers. Für sie gilt, was ein Zuhörer der Heraklit-Deutung im November 1933 notierte: »Das 'Zwingende' der Interpretation gegeben durch die heutige Situation ...« (zit. 34).



### Schulperspektiven

Hrsg. v. N.Franck, R.Nemitz und B.Uhrig

Die verborgene Bildung der Frau —  
Allgemeinbildung in der »Informations-  
gesellschaft« — Konservative Werterziehung —  
»Bildung im Jahr 2000« — Das neue Bildungs-  
programm der SPD — Ökopädagogik —  
Freinet-Pädagogik — Freie Schule Kreuzberg —  
Schule im Spannungsfeld zwischen  
Reproduktion und kultureller Produktion —  
Literaturbericht zur feministischen Pädagogik —  
Schülerbewegung

Argument Sonderband 148

160 S., br., DM 18.50 / 15,50 für Studenten

## Geschlecht und Rassismus

### Intervention aus den Niederlanden zu *Argument* 163\*

Wir wollen nicht verhehlen, daß wir von der Ausgabe »Geschlecht und Rassismus« enttäuscht waren. Zentrale Fragestellungen des Verhältnisses von Feminismus und Antirassismus wurden nicht behandelt. Beispielsweise haben schwarze Frauen den Begriff der »Schwesterlichkeit« in Frage gestellt, der unterstellt, Frauen hätten — trotz sonstiger Unterschiede — gemeinsame Erfahrungen. Sind zentrale, für alle Frauen gültige Konzepte überhaupt noch denkbar, wenn dies nicht länger vorausgesetzt wird? Wie können Unterschiede zwischen z.B. deutschen und türkischen und niederländischen Frauen aus Surinam oder Marokko politisch aufgearbeitet werden? Ist eine einheitliche Frauenbewegung oder eine Vielheit von Bewegungen das zukünftige Projekt? Nur der übersetzte Beitrag von Barrett/McIntosh versucht, sich diesen Fragen theoretisch zu nähern. Wir schätzen ihren Beitrag zur Frage des Ethnozentrismus in der feministischen Theorie, kritisieren jedoch den von ihnen verwendeten Rassismusbegriff: Sie unterscheiden zwischen Rassismus einerseits und Diskriminierung andererseits. Schwarze sind Opfer des Rassismus, die anderen ethnischen Minderheiten haben unter Diskriminierung zu leiden: »... die zahlreichen Vorurteile gegenüber ethnischen Minderheiten und die vielen Diskriminierungen von Migrant\*innen erreichen nicht die Form des Rassismus; ihre Berücksichtigung darf den Kampf gegen den Rassismus nicht verzetteln.« (351) Diese Unterscheidung mag in Großbritannien durchaus zutreffend sein, in den Niederlanden und wahrscheinlich auch in der BRD stellen sich die Verhältnisse anders dar:

Der Anteil der ethnischen Minderheiten an der niederländischen Bevölkerung beträgt 4,5 Prozent. Die rechtliche Stellung der meisten farbigen Immigrant\*innen ist günstiger als die der meisten weißen, weil erstere aus den Ex-Kolonien stammen und daher meist die niederländische Staatsbürgerschaft besitzen. Die Arbeitsmarktsituation ist für alle Immigrant\*innengruppen sehr ungünstig. Während die allgemeine Arbeitslosigkeit seit 1983 sinkt, nimmt sie bei den ethnischen Minderheiten zu. Türken, Marokkaner und andere werden regelmäßig Opfer gewalttätiger Übergriffe unterschiedlichster Art.

Ist Rassismus die Ursache für die untergeordnete Position dieser Minderheiten oder gibt es andere Ursachen? Marxistische Analysen führen sie gewöhnlich auf die Wirkungsweise des kapitalistischen Systems zurück. Arbeitsmigration wird als fortschreitende Internationalisierung kapitalistischer Arbeitsverhältnisse analysiert. Die Arbeitsmigrant\*innen werden als Klassenfraktion der Arbeiterklasse gesehen (vgl. Gabriel/Ben-Tovim 1978). Unseres Erachtens reicht dies nicht aus, um die Unterdrückung ethnischer Minderheiten zu erklären. Aus den Bedürfnissen der kapitalistischen Ökonomie ist zum Beispiel nicht abzuleiten, warum gerade *diese* Gruppen die untergeordnetste Position haben und nicht z.B. Frauen oder Jugendliche. Sie macht auch nicht begreifbar, warum z.B. hochqualifizierte Türk\*inn\*innen fast nur in sozialen und schulischen Berufen zu finden sind, die sich an die türkische Bevölkerung wenden, während sie in Dienstleistungssektoren, die auf die Mehrheitsbevölkerung ausgerichtet sind, auffällig abwesend sind. Wir gehen davon aus, daß man in den Niederlanden neben Klassenunterschieden auch von einer strukturellen gesell-

\* Von der Redaktion gekürzt.

schaftlichen Ungleichheit sprechen muß, deren Grundlage nicht nur biologische, sondern auch kulturelle Merkmale sind. Diese Form der Ungleichheit nennen wir Rassismus. Sowohl die schwarzen als auch die weißen Minderheiten in den Niederlanden (und in der BRD?) haben darunter zu leiden.

Bei ihrem Versuch, schwarze und weiße Frauen unterdrückter ethnischer Minderheiten zusammenzubringen, hat sich die Frauenbewegung in den Niederlanden für den Begriff »schwarze Frau« entschieden. *De Zwarte Vrouwenkrant* — Zeitschrift für schwarze Frauen in den Niederlanden — schreibt dazu: »Schwarz ist ein politischer Begriff. Er bezieht sich nicht auf die Hautfarbe! Wir verwenden dieses Wort, um die Einheit und Solidarität nicht-weißer Menschen auszudrücken. 'Schwarz' ist ein Sammelbegriff für all jene Gruppen, die von der weißen Bevölkerung als Allochthone, Ausländer, Minoritäten, Leute aus der dritten Welt, Dunkelhäutige usw. bezeichnet werden. Diese Aufteilung steht im Dienste einer Politik des Teilens und Herrschens! Sie steht einer Einheit schwarzer Menschen im Wege. Sie isoliert uns voneinander. Und darum definieren wir uns alle einmütig als schwarz!« In den Niederlanden, ebenso wie in Großbritannien, hat diese Schwarz-Weiß-Aufteilung zur Folge gehabt, daß schwarze und weiße Frauen sich getrennt organisiert haben. Wird »schwarz« zum zentralen Begriff einer Rassismustheorie, entsteht der Anschein, als sei das Schwarzsein selbst das Problem und nicht die strukturelle Machtungleichheit in der weißen Gesellschaft. Vom Schwarz-Weiß-Gegensatz auszugehen, statt seine Entstehung zu analysieren, heißt u. E. . . einen gesellschaftlichen Gegensatz auf einen Gegensatz zwischen Menschengruppen zu reduzieren. Die gesellschaftliche Position beider Gruppen, die es gerade zu analysieren gilt, wird als gegeben vorausgesetzt. Die institutionellen und ideologischen Verhältnisse verschwinden aus dem Blickfeld, ebenso die Genese des Rassismus.

Es wäre zu einfach, zu behaupten, daß die Erfahrung als Frau weiße und schwarze Frauen verbindet und die Erfahrung des Rassismus uns trennt. Zum Beispiel können türkische und marokkanische Frauen, die im Rahmen der Familienzusammenführung in die Niederlande gekommen sind, sich nicht scheiden lassen, weil das ihre Ausweisung nach sich ziehen würde. In den ersten Jahren haben sie in den Niederlanden kein Aufenthaltsrecht, wenn sie nicht über ein geregeltes, selbständiges Einkommen verfügen, was für die meisten nicht zutrifft. Diese nach unserer Definition rassistische ImmigrantInnenpolitik führt dazu, daß die türkischen und marokkanischen Frauen in spezifischer Weise unterdrückt werden. Rassismus und Sexismus können nicht einfach als zwei Unterdrückungssysteme addiert werden: Wir werden zwar alle als Frauen unterdrückt, aber nicht in der gleichen Art und Weise. Rassismus wirkt sich auch auf die Beziehungen von Frauen untereinander aus. Weiße, westeuropäische Frauen haben auf Grund ihrer objektiven Position innerhalb einer rassistischen Gesellschaftsformation Machtvorteile gegenüber Frauen aus schwarzen und anderen ethnischen Minderheiten. Dieses Machtgefälle sollte innerhalb der Frauenbewegung analysiert werden. Wir streben einen antirassistischen Feminismus an, der es schwarzen und weißen Frauen, Holländerinnen und Immigrantinnen erlaubt, sich sowohl in ihren jeweils eigenen Gruppen als auch gemeinsam zu organisieren. Wir denken an eine politische Neuorientierung. Am Beispiel der Diskussion um die Ausweisung von Nurcan Fidan, einer türkischen Frau, wollen wir illustrieren, was wir darunter verstehen.

Nurcan wohnte und arbeitete viele Jahre — illegal — in den Niederlanden. Während sich eine Initiative noch für ihr Verbleiben einsetzte, wurde sie des Landes verwiesen. In der Türkei lebte sie ohne Existenzmöglichkeiten mit ihrem kleinen Sohn in einem Hotel. Die Massenmedien berichteten in folgendem Tenor: Nurcan sei eine

moderne Frau, die sich in den Niederlanden eingelebt hätte und daher nicht mehr in der Türkei leben könnte, wo man sich als Frau ja nicht allein auf die Straße wagen könne. Arbeiten könne sie dort höchstens als Prostituierte. Auf Druck der erschütterten Öffentlichkeit, erteilten die Behörden Nurcan die Erlaubnis, zurückzukehren. Diese Kampagne war insofern ein positives Beispiel eines feministischen Kampfes, als das Aufenthaltsrecht überhaupt einmal Gegenstand politischer Diskussionen wurde. Kritik gebührt jedoch der Argumentationsweise, mit der diese Kampagne geführt wurde: Auf Grund ihrer einseitigen Darstellung der »türkischen Kultur« reproduzierte sie die in der Öffentlichkeit weit verbreiteten rassistischen Vorurteile. Es wäre aber die Aufgabe eines antirassistischen Feminismus gewesen, auf den eigentlichen wunden Punkt hinzuweisen, auf die restriktive Ausländerpolitik des niederländischen Staates. Soweit eine Bezugnahme auf die türkische Gesellschaft überhaupt notwendig gewesen wäre, hätte sie in ihrer Widersprüchlichkeit und im Zusammenhang mit der ökonomischen und politischen Krisensituation dargestellt werden müssen.

Eine notwendige Überprüfung der Theorie der Familie haben Barrett/McIntosh schon begonnen. Darüber hinaus müßte untersucht werden, welche besonderen Schwierigkeiten Familien ethnischer Minderheiten haben, in denen die Mutter der Haushaltsvorstand und der Vater nicht permanent anwesend ist. In Gesellschaften, die auf der traditionellen Form der Kleinfamilie basieren, sind solche Familien in besonderer Weise Objekt von Ausgrenzungen und Diskriminierungen. Weitere Konzepte und Theorien des weißen Feminismus (z.B. »Patriarchat«; vgl. Amos/Parmar 1984, Barrett/McIntosh 1987, Carby 1982) müssen im Lichte einer Rassismusanalyse revidiert werden.

### Literaturverzeichnis

- Amos, V., und P. Parmar, 1984: Challenging Imperial Feminism. In: *Feminist Review* 17 autum., 3-18
- Barrett, M., und M. McIntosh, 1987: Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus. In: *Das Argument* 163, 347-363
- Carby, H., 1982: White Women Listen. In: *CCCS: The Empire Strikes Back*. London, 212-233
- Gabriel, J., und G. Ben-Tovim, 1978: Marxism and the Concept of Racism. In: *Economy and Society*, 7. Nr. 2, 118-147.

## Forum Kritische Psychologie 21



Krise der Psychologie  
Verinnerlichte Gewalt  
Objektive Hermeneutik  
Normalität/Heilkunde

### Forum Kritische Psychologie 21 Hrsg. von Klaus Holzkamp

Verinnerlichte Gewalt als »innere Freiheit«  
(Ute Osterkamp) — 60 Jahre Krise der  
Psychologie — Objektive Hermeneutik  
und die Läuterung der westdeutschen  
Soziologie seit 1945, oder: Die klammheimliche  
Austreibung des gesellschaftlichen Seins  
als Bestimmung des Bewußtseins —  
Gesprächs- und Urschreithherapie —  
Rechtsstellung klinischer Psychologen

134 S., br., DM 18,50 / 15,50 für Studenten

Argument

## Kongreßberichte

### Historikerstreit

Studientagung der Ev. Akademie Oldenburg, Rastede, 19. bis 21. Februar 1988

Immanuel Geiß lieferte in seinem etwas fahrigem Vortrag, der auf eine Art Verbeugung vor dem Genie Ernst Noltes hinauslief, das Stichwort: Bürgerkrieg. In der Tat erlebten die Teilnehmer etwas, wofür die deutsche Sprache kein Wort hat: Während W.F. Haug versuchte, mit anderen zu argumentieren, kam es Nolte offenbar darauf an, sich selbst zum Opfer linker Verfolgungsmaßnahmen hochzustilisieren, was ihn moralisch ermächtigte, seinerseits — im Namen der Wissenschaftsfreiheit — die Gegner zu vernichten. Nein, dies war kein Streit mehr im Sinne einer pointierten engagierten Diskussion.

Haug forderte, die Dinge beim richtigen Namen zu nennen. Bezeichnenderweise heißen im (Bundes-)Deutschen — im Gegensatz zu allen anderen Sprachen — die Nazis nicht Nazis, sondern, so auch bei Nolte, »Nationalsozialisten«, obwohl sie ganz sicher keine »Sozialisten« waren (übrigens auch nicht »national«). Man kann dieses Spiel fortsetzen: Die »Machtergreifung« war keine solche, allenfalls eine »Machteinsetzung«. Die falschen Benennungen dienen der Verschleierung dessen, was Nazismus bedeutete. Haug definierte das Phänomen über die Ziele, die sich die Nazis samt ihren konservativen Koalitionspartnern gesetzt hatten. Genannt sei hier insbesondere die Rücknahme von Weimar und der Oktoberrevolution. Zusammengehalten wurden die unterschiedlichen und gegensätzlichen Projekte, die von den Völkischen betrieben wurden, durch den allen gemeinsamen Antisemitismus (und durch den Glauben an einen rettenden Führer). — Etwas zu kurz kam im Vortrag Haugs die Frage, welche Strukturen fortwirken und inwiefern der Faschismus noch eine Gefahr bildet. Es reichte zur Warnung vor vordergründigen Gleichsetzungen. Als Beispiel nannte er die Bundeswehr, die eben nicht der Reichswehr gleichzusetzen sei.

Nolte, der eigentliche Gegenpart Haugs, verwandte ein Drittel seines Vortrags darauf, seinen Gegnern die falschen oder mißverständlichen Zitate, deren sie sich bedient hätten, vorzuhalten. Noltes Technik besteht darin, daß er entweder nur zitiert oder aber Fragen stellt, aber auf keinen Fall auf eigene Verantwortung das aussagt, was er als Schlußfolgerung nahelegt. Weil dies von den Beteiligten nicht durchschaut, wenigstens nicht angegriffen wurde, erschöpfte sich die Diskussion weitgehend in einer unfruchtbaren Erörterung der Frage, ob dies oder jenes richtig interpretiert sei (Originalton Nolte: »Zitat! Herr Haug, Zitat!«). Hinzu trat, daß die Tagung von dem sachlich überforderten Klaus Jürgen Laube weitgehend um ihren Ertrag gebracht wurde, weil dieser zu harmonisieren trachtete, wo nichts mehr zu harmonisieren war, ein Spiel, auf das Haug leider einging, nicht aber Nolte, der nichts weiter als chemisch-reine Feindseligkeit verkörperte. Es wäre sicher richtiger gewesen, das Stichwort des Immanuel Geiß vom Bürgerkrieg aufzunehmen, denn in der Tat zeigt sich am Beispiel des Historikerstreits, daß der Konsens, der bislang diese Republik zusammengekittet hat, zerbricht, aber es wird auch deutlich, daß er mindestens zum Teil eine Übereinstimmung in der Lüge bedeutete. Ob die Wahrheit, die jetzt vielleicht ein Stück weit hervorbricht, diese Gesellschaft zusammenschweißen kann, wird sich zeigen.

In dieser Hinsicht war ein Vortrag des Theologen Eilert Herms hilfreich, der nach der Schuld in der Geschichte fragte. Sie ist den Einzelpersonen zurechenbar, insofern diese im Wortsinne eine Rolle spielten, wobei Herms als Maßstab das Doppelgebot der Liebe der jüdischen und christlichen Religion aufstellte. Herms betonte, daß

die gegenwärtige Generation Schuld auf sich lade, wenn sie nicht genau danach frage, was gewesen sei, was seiner Ansicht nach nur demjenigen möglich sei, der vom Kreuz her denke.

Bedauerlich war, daß Nolte und Haug zu diesem Zeitpunkt schon abgereist waren und keine Gelegenheit hatten, auf den Vortrag von Herms einzugehen. Aus den Diskussionsbeiträgen des Oldenburger Oberkirchenrats Schäfer ging hervor, daß der Referent am Ohr der etablierten Kirche vorbeigeredet hatte. So unterblieb der Dialog, der vielleicht Einsicht gefördert hätte.

Klaus Dede (Oldenburg)

## Erziehung und Bildung als öffentliche Aufgabe

11. Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft. Saarbrücken, 21. bis 23. März 1988

Die Eröffnungsveranstaltung im Audi Max der Universität Saarbrücken war überfüllt. Die Anwesenheit des Bundespräsidenten von Weizsäcker und des saarländischen Ministerpräsidenten Lafontaine macht deutlich, welche Bedeutung der Staat diesem Kongreß beimißt. Die Pädagogen haben diesmal nichts geringeres als die Prinzipien unseres Erziehungs- und Bildungswesens zur Diskussion gestellt.

Erinnern wir uns: Mit der allgemeinen Schulpflicht im 19. Jahrhundert wurde das feudale Schulwesen aufgelöst. Die Definition von Erziehung und Bildung als staatliche Aufgabe sicherte ihre Allgemeinheit, Verbindlichkeit und Öffentlichkeit; zugleich wurde aber unter der Regie des Staates das Schulwesen zu einer zentralen Anstalt der ökonomisch wichtigen Nationalerziehung der heranwachsenden Generationen für den sich allmählich herausbildenden bürgerlichen Staat. Diese historisch entstandene Verknüpfung wird heute in Frage gestellt. Offenbar ist dies eine Schlußfolgerung aus der in vielen Aspekten gescheiterten Bildungsreform der sechziger und siebziger Jahre und den technisch-ökonomischen und politischen Entwicklungen der achtziger Jahre. Die Enttennung der Bildungsreform hat anscheinend die Anbahnung grundlegender Veränderungen im Bildungswesen ermöglicht, die nun nach theoretischer Fundierung verlangen.

*Wolfgang Klafki* warnte davor, die Lösung in einer »Privatisierung des Schulwesens« oder in einer »Konzentration auf pädagogische Inseln« zu suchen. Er hält damit an der historischen Anordnung fest, vor allem an der Gleichsetzung von Öffentlichkeit und Staatlichkeit, und plädiert für die Fortsetzung der Bildungsreform im »Inneren«. Demgegenüber erklärte *von Weizsäcker* in seiner Ansprache, daß Öffentlichkeit und Staatlichkeit keineswegs gleichzusetzen seien. Er appellierte zum einen an die Pädagogen, ihre öffentliche Verantwortung mit mehr Initiative und Mut wahrzunehmen, und zum anderen an den Staat, »die freie Entfaltung vieler Initiativen zu fördern«, denn zur öffentlichen Verantwortung der Pädagogen gehöre ihre Freiheit. Nichts sagte er dazu, wie Öffentlichkeit und Staatlichkeit neu verknüpft werden können und wie bei einer zunehmenden Privatisierung des Schulwesens dennoch seine Öffentlichkeit gewahrt werden kann.

*Hellmut Becker* plädierte für den Ausbau privater Initiativen in der Form von Stiftungen: alle Schulen, auch die privaten, müßten aber prinzipiell öffentlich sein, ohne nach Rasse, Religion, Geschlecht oder sozialer Herkunft zu fragen. Wie dies faktisch durchgesetzt werden kann, blieb offen. In der Frage der Verrechtlichung trat er für eine radikale Umorientierung ein: Sie soll nicht länger ein Instrument wachsender bürokratischer Kontrolle sein, sondern zu einem Mittel zur Wahrung der Freiheitsrechte ausgebaut werden. Er appellierte an Lehrer und Eltern, Entscheidungen selbstverantwortlich zu treffen und nicht an die Schulbürokratie abzutreten.



Der Verlauf dieser Diskussion legt mir die These nahe, daß die Bildungsreform der sechziger und siebziger Jahre daran erstickt ist, daß sie noch stärker den Staat als den allein Verantwortlichen für die Bildungsreform ansprach. Der Staat galt generell — nicht in seiner damaligen politischen Konstellation, die ebenfalls bekämpft wurde — als Garant von Öffentlichkeit, Allgemeinheit und Verbindlichkeit. Die Selbstorganisation der kollektiven Kompetenzen wurde damit an die staatlichen Stellvertreter in der Schulbürokratie abgetreten. Und die Bürokratie übernahm die ihr angetragenen Aufgaben keineswegs widerwillig — und formulierte sie entsprechend den in ihr wirkenden politischen Interessen um. Im Effekt wurde die Machtposition der Schulbürokratie gestärkt, nicht die der Reformbewegung. Die Aufhebung der Gleichsetzung von Öffentlichkeit und Staatlichkeit erfordert eine Umorientierung bildungspolitischen Handelns: Die »Öffentlichkeit« muß die Fähigkeit zur Selbstorganisation ihrer Erziehung und Bildung stärker herausbilden; es müssen Organisations- und Finanzierungsformen gefunden werden, die Öffentlichkeit, Allgemeinheit und Verbindlichkeit garantieren; die Prüfungen in der Lehrerausbildung müssen weg von staatlichen Instanzen in die Kompetenzen der Hochschulen gelegt werden; und vieles mehr.

Die verschiedenen Aspekte des Kongreßthemas wurden in 14 Symposien und 19 Arbeitsgruppen diskutiert. Aus zwei Symposien will ich noch kurz berichten: Die zentrale Frage des einen war, ob die neuen Medien das öffentliche Bildungswesen gefährden. Einerseits wurde ausgeführt, daß die Sprachlogik des Computers zu einer Rückentwicklung der Sprache und des Denkens führen würde. Die Hilflosigkeit dieser Position zeigte sich in den Diskussionsbeiträgen einiger Lehrerinnen, die dafür plädierten, die Computer einfach aus den Schulen herauszuhalten. Dem wurde entgegengehalten, daß das traditionelle (staatliche) Bildungswesen mit den neuen Medien sein Monopol verloren habe. Bildungsgüter und Qualifikationen könnten heute in der Form von Computerprogrammen von jedermann gekauft werden. Lernprozesse seien damit unabhängig von Ort, Zeit und Lehrpersonal möglich, so daß mit den neuen Medien die Öffentlichkeit der Bildung erst wirklich für alle Bürger hergestellt würde. Keine der beiden Positionen konnte auf eine empirische Fundierung ihrer Aussagen verweisen. Eines ist jedoch erkennbar: Trotz der Zugänglichkeit des Computers für fast jeden Jugendlichen rangiert er auf der Skala ihrer Beschäftigungen nur auf hinteren Rangplätzen.

Bemerkenswert war auch die erziehungsphilosophische Diskussion der Veränderung von Öffentlichkeit und Bildung durch die neuen Medien in einem anderen Symposium. Auf der einen Seite wurde skizziert, wie durch Computersprachen Öffentlichkeit und allgemeine Verbindlichkeit menschlicher Sprache aufgelöst werde. Nur noch die Benutzeroberfläche von Softwaresystemen sei öffentlich und verbindlich, und diese werde von Experten bestimmt, die privaten Machtinteressen verpflichtet seien. Dem wurde entgegengehalten, daß mit der technischen Entwicklung permanent ein unbegründeter Kulturverfall konstatiert werde. Früher wurde z.B. der Verfall der »Briefkultur« durch das Telefon, heute der »Telefonkultur« durch die Breitbandkommunikation beklagt. Statt dessen sollten die neuen Anforderungen an die Pädagogik herausgearbeitet werden, die daraus entstünden, daß die Pädagogik in der Form der neuen Medien eine enorme Verallgemeinerung erfahre.

Gerhard Zimmer (West-Berlin)

## Nicht Reservat, nicht Wildnis. Schreiben ohne Festschreibung

6. Treffen schreibender Frauen. Bremen, 4. bis 6. März 1988

»Das Motto 'Nicht Reservat Nicht Wildnis' versteht sich als eine Forderung und Herausforderung — gegen jede Eingrenzung, Vereinnahmung, Polarisierung. Es verlangt nach einer Närrinnenfreiheit, nach fließenden Übergängen.« Diesem Anspruch, den die Veranstalterinnen der Tagung, die Herausgeberinnen des Bremer Frauenliteraturverlags *zeichnen + spuren*, in ihrer Informationsbroschüre formulierten, entsprachen die Vielfalt des Angebots, aber auch eine gewisse Beliebigkeit in der Themenwahl.

Das Bemühen, Autorinnen, Journalistinnen und Literaturwissenschaftlerinnen gleichermaßen gerecht zu werden, zeigte sich in den vier Themenbereichen: 1. feministische Öffentlichkeitsarbeit, 2. Schreibstrategien in der Gegenwartsliteratur von Frauen und Methodenprobleme feministischer (Literatur-)Wissenschaft, 3. feministischer Journalismus, 4. Lesungen und Videovorführungen. Obwohl wir nur eine mehr oder minder repräsentative Auswahl der Veranstaltungen beurteilen können, schien uns das Vorhaben, eine produktive Auseinandersetzung zwischen Wissenschaftlerinnen und schreibenden Frauen herbeizuführen, vorwiegend geglückt. Das war u.a. der guten Organisation von Denny Hirschbach und Sonia Nowoselsky-Müller zu verdanken, die ein Ineinander von Literatur und Wissenschaft ermöglichte. Leider behinderte die Entfernung zwischen den Veranstaltungsräumen »lockere« Gespräche außerhalb der Seminare.

Für Uni-Frauen ungewohnt, wurde nicht nur in etlichen Diskussionen, sondern auch in einigen Vorträgen eine gewisse Theoriefeindlichkeit, eine recht unreflektierte Unterscheidung zwischen »männlichem Objektivitätsanspruch« und »weiblicher Subjektivität« zum Ausdruck gebracht. So hielt Jutta Heinrich zum Auftakt des Treffens ein vehementes und emotionales Plädoyer für die Freisetzung weiblicher Lust und Triebhaftigkeit als unerläßliche Komponente weiblichen Schreibens und unabdingbare Strategie für die Frauenbewegung, die ihre gegenwärtige Stagnation einer »spießigen Radikalität«, nämlich einer von opferhafter »Schwächlichkeit, gar Akademismus« geprägten Oppositionshaltung zum Mann unter Vernachlässigung des eigenen Triebpotentials zu verdanken habe. In der anschließenden heftigen Diskussion um lesbische und heterosexuelle Lust wurden Heinrichs Thesen allerdings in allzu bekannte Abgrenzungsstrategien überführt.

Eine gewisse Ablehnung von Wissenschaftlichkeit fand sich in den Ausführungen der Herausgeberinnen von »Virginia« (Auflage 30 000) zu Entstehungsgeschichte und Konzeption dieser seit 1986 existierenden feministischen Rezensionszeitschrift wieder. Als inhaltliches Kriterium nannte Henrike Gronewold letztendlich nur das Interesse an Frauenliteratur und einen nicht näher bestimmten guten Rezensionsstil. Dies mag z.T. an den beschränkten arbeitstechnischen und finanziellen Möglichkeiten von »Virginia« liegen, zu denen Anke Schäfer sich äußerte.

Barbara Alms, Kerstin Wilhelms und Gabriele Korn-Steinmetz waren in ihren Vorträgen und Seminaren um eine Annäherung an geschlechtsspezifische Schreibweisen und gegenwärtige Möglichkeiten feministischer Literaturwissenschaft bemüht. Barbara Alms (Bremen) wies auf die Korrespondenz von gesellschaftlicher Ausgrenzung von Frauen und kultureller Ghettoisierung von »Frauenliteratur« hin und verwarf im Rekurs auf die globale Schreckenssituation den literarischen Authentizitätsanspruch als inadäquaten, da macht- und kulturpolitisch vereinnahmbaren Lösungsversuch. Anhand der Texte österreichischer Autorinnen wie Jelinek, Mayröcker, Roth und der Tschechin Libuse Monicova zeigte sie zwei Formen widerständiger Schreibverfahren auf. Diese, die sie als nachahmende, dezentralisierte Schreib-

weise («structura mimetica») bzw. als ein auf Simulation und Repräsentation gesellschaftlicher Verblendungszusammenhänge zielendes Textverfahren («structura configura») beschrieb, seien sprachlicher Ausdruck der Entmächtigung des sich selbst identischen Subjekts und zielten qua Durchquerung herrschender Diskurse und Erkenntnisstrukturen auf die literarische Konstitution eines subversiven weiblichen Subjekts ab, das aus den Dichotomien des patriarchalischen Logozentrismus hinausführen könne. Gabriele Korn-Steinmetz (Lille) zog sich in ihren Versuchen zur Verortung der feministischen Literaturwissenschaft auf eine weitgehend ideologiekritische Aufarbeitung literarischer Kanonbildung und die ihr immanenten kulturellen Ausschlußmechanismen zurück.

In ihrem dreiteiligen Seminar über biographisches Schreiben gelang Elfi Hartenstein, Edith Laudowicz und Liz Wieskerstrauch eine produktive, auf Theorie und Praxis abzielende Auseinandersetzung. Es ging dort in vielen Beispielen um das Problem der subjektiven Verwicklung der Autorin mit dem ausgewählten Gegenstand. Elfi Hartensteins poetisch ambitionierter, subjektiver Text und Liz Wieskerstrauchs nüchterner, um die Schreibintention Jutta Heinrichs bemühter Essay wurden J. Heinrichs Schriften gegenübergestellt. Dabei wurden der komplexe Entstehungsprozeß und die Selektionsstrategien biographischen Schreibens sichtbar. Die Oszillation zwischen Annäherung und Distanz zu der portraitierten Frau dokumentierte auch Anna Rheinsberg, als sie neben ihr Portrait Else Rütels, einer der »Grenzgängerinnen« der zwanziger Jahre, deren autobiographischen Text stellte. Durch ihre Praxis der stilistischen Nachahmung suchte Rheinsberg zwischen historischer Figur, deren Selbststilisierung und ihrer eigenen Faszination zu vermitteln.

Eine explizit politische Dimension des Schreibbegriffs stellte Kornelia Hauser in ihrem Vortrag zur Methode der kollektiven Erinnerungsarbeit vor. Dem dabei vollzogenen Prozeß der Aneignung von Geschichte und Auseinandersetzung mit den »Geschichten« von Frauen schrieb sie einen kulturzerstörerischen Effekt zu. Die emanzipative Sprengkraft der Bearbeitung von »Geschichten« liege in der Bearbeitung der Normalität. Dieser Prozeß verändere die Person und damit auch den Blick auf die (oft als schmerzhaft konstruierten) Erfahrungen.

Der theoretische Zugang zur Gegenwartsliteratur von Frauen, zu Methodenproblemen und politischer Umsetzbarkeit von Textarbeit wurde durch Videofilme von Jelinek und Steinwachs sowie durch das schon traditionelle »Literaturcafé« — Diskussionsforum für junge Autorinnen — unter Leitung von Gisela Schalk ergänzt. Die Lesung der afro-deutschen Autorinnen, u. a. Erika Hügel und Marion Kraft, war von »Erfahrungstexten«, den Rassismus in der BRD betreffend, bestimmt. Ginka Steinwachs las im überfüllten Café *Ambiente* aus ihren Texten »Barnarella« und »Die Meister-schläfer-IN«. Ebenso wie bei der Vorführung eines Videos von ihrer Münchner Inszenierung »Das (f)rohe Ei« erwies sie sich als eine »phantastische« Geschichtenerzählerin, die sich in ihren Ausführungen zur Entstehungsgeschichte der Texte, zu ihrer Regie- und Schreibarbeit mimisch, gestisch und verbal gekonnt inszenierte. Mit ihrer Lust am Sprachspiel entzog sie sich, teils allzusehr mit Metaphorik und neuen Sinnkonstruktionen kokettierend, zugleich aber auch kritischen Einwänden. Das mag an der Faszination der Zuhörerinnen gelegen haben: denn Ginka Steinwachs' Selbstverständnis als Autorin mit einem »phallischen Zugriff auf die Welt« und hermaphroditen Ausdrucksformen stieß auf einer Tagung, die mit einer erhitzten Debatte über lesbische und heterosexuelle Lust begonnen hatte, seltsamerweise auf keinen Widerstand.

Die auf der Tagung vorgestellten und diskutierten Ansätze suchten insgesamt dem während des zehnjährigen Bestehens von *zeichen + spuren* gemachten Differen-

zierungsprozeß weiblicher Schreibkultur gerecht zu werden und zugleich eine Brücke zwischen feministischer (Literatur-)Theorie und literarischen Texten zu schlagen. Angesichts der ideologisch-politischen und publizistischen Versuche, die Frauenbewegung zu vereinnahmen, hätten wir eine abschließende Podiumsdiskussion, in der die zunehmend komplexen und widersprüchlichen Positionen von Autorinnen und Literaturwissenschaftlerinnen hätten produktiv diskutiert werden können, begrüßt.

Doris Janhsen, Karen Nölle-Fischer (Hamburg)

### **Widersprüche und Identitäten**

8. Kongreß für Klinische Psychologie und Psychotherapie. West-Berlin, 21. bis 26. Februar 1988

Im Februar fand in Berlin, wie alle zwei Jahre, der Kongreß der Deutschen Gesellschaft für Verhaltenstherapie (DGVT) statt. Es ist interessant zu verfolgen, wie dieser größte deutsche PsychologInnenverband sich behauptet und stetig seine Reichweite ausbaut, trotz der immanent gärenden Widersprüche. Die DGVT versteht sich als ein Verband der kritischen gesundheitspolitischen Diskussion, der therapeutischem Technizismus äußerst skeptisch gegenübersteht — andererseits ist gerade die Verhaltenstherapie bisher die einzige nicht-analytische Therapiemethode, die von den Krankenkassen anerkannt wird.

Dies hat auf den Kongressen der letzten Jahre häufig zur selbstquälerischen und doppelbödigen Diskussion um eigene professionelle Identität geführt, die diesmal eher einer pragmatisch sachlichen Analyse gewichen ist. Aktuelle gesundheitspolitische Themen wie »Die Vergesellschaftung einer Krankheit am Beispiel AIDS«, »Strukturveränderungen und Geldeinsparungen im Gesundheitswesen auf Kosten psychisch Behinderter« (Diskussionsveranstaltung mit 18 Behindertenverbänden) oder Themenblöcke wie »Die Bedrohung unserer Lebensgrundlage: psychische Verarbeitung und Auswirkung auf die Identität« standen einvernehmlich neben solchen zur Standortbestimmung der eigenen Berufsgruppe (z. B. »Psychologisches Handeln in der Psychiatrie« oder »Rekonstruktion von Praxis und beruflicher Identität«) und schließlich Themenblöcken, die sich konkret mit dem Wie therapeutischer Intervention (Suchttherapie, Therapie-Eklektizismus, Handlungsfehler und Mißerfolge in der psychosozialen Praxis) beschäftigten. So konnte man den Eindruck gewinnen, daß das Kongreßmotto: »Psychosoziale Praxis: Widersprüche und Identitäten« nicht zuletzt auch das Selbstverständnis der DGVT widerspiegelt, im Leben mit ihren Widersprüchen ihre Identität gefunden zu haben.

Allerdings war dieses Motto auch auf eine neue Ebene hin formuliert worden: dem eklatanten Widerspruch zwischen männlicher Dominanz in Wissenschaft und Gesundheitspolitik einerseits und den überwiegend weiblichen Leistungen in der professionellen wie unbezahlten Arbeit im psychosozialen Bereich andererseits. Darüber hinaus ist auch die Klientel psychosozialer Dienstleistungen überwiegend weiblich. Die AG »Frauen in der psychosozialen Versorgung« hatte sich frühzeitig in die Planung eingeklinkt, um den Kongreß »gegen den Strich zu bürsten«. Das vielseitige Thema der realen Widersprüche wurde in möglichst viele Themenblöcke eingefädelt, um zu verhindern, daß die »Frauenfrage« ausgegrenzt würde. Bei der Planung des Kongresses wurden die OrganisatorInnen der Themenblöcke aufgefordert, geschlechtsspezifische Aspekte bei der thematischen Zusammensetzung ihres Blocks zu beachten und bei der Wahl der ReferentInnen dem sogenannten »old boys club«-Effekt vorzubeugen. Das Ergebnis war beeindruckend: War das Verhältnis Männer zu Frauen 1984 noch 4 : 1, so war es diesmal 2 : 1. Noch nie waren Frauenthemen so breit gestreut. Es wurden drei große explizit geschlechtsspezifische

Themenblöcke angeboten: »Geschlechtsspezifisches: der Unterschied liegt im Detail«, »Sexueller Mißbrauch« und »Der Mythos vom weiblichen Masochismus«. Aber auch in anderen Themenblöcken gab es Referate wie: »Alkoholabhängige Frauen und Gewalt als therapeutisches Problem«, »Entwicklungen politischen Bewußtseins am Beispiel einer Antifaschistin« oder »Frauengesundheitsforschung in der Psychologie«. So wurde auch von der Presse die Frauenthematik als »heimliches Leitthema« des Kongresses identifiziert.

Wie sich nun dieser Widerspruch am Konzept individueller Identität festmacht, wurde bereits in der Hauptveranstaltung zum Kongreßthema deutlich. Zunächst ging es um die Entwicklung des Identitätsbegriffs, der sich zunehmend von einer eindeutigen Festlegung löst und zu einem flexiblen, dynamischen Zueinander von Systemen hinentwickelt. War früher die multiple Identität ein Krankheitsbegriff, so ist sie heute Ausdruck einer angemessenen, notwendigen, ja produktiven Verarbeitung unterschiedlicher Lebenserfahrungen (*H. Keupp*). Dem wurde entgegengehalten: Weibliche Identität hätte sich nie mit dem monomanen männlichen Selbstbild gedeckt. Frauen wären auch im Zuge der bürgerlichen Emanzipation weiterhin so in soziale Zusammenhänge eingebunden gewesen, daß sie sich stets auch in bezug zum anderen zu definieren hatten und Begriffe wie Autarkie und Autonomie lediglich männliche Ideale widerspiegeln. So konnten *H. Bilden* und *G. Geiger* mit Recht darauf hinweisen, daß ein Blick auf die weiblichen Erfahrungen die Männer vor bornierter Theoriebildung hätte schützen können. Welchen Preis die Frauen jedoch für die nun so gerühmte multiple Identität zu zahlen hatten und noch haben, das wurde von den Referentinnen nicht erörtert.

Allerdings wurde die disparate Erfahrungsgewinnung und Theoriebildung von Männern und Frauen in der weiteren Großveranstaltung (Biographie und Identität) zum Kongreßerlebnis, als *E. Hoff* über »Arbeit und Identität« sprach und offensichtlich noch nie etwas von der Arbeit jenseits der Erwerbsarbeit gehört hatte. Wohingegen als Kontrasterlebnis *E. Beck-Gernsheim* im Anschluß daran sich nahezu ausschließlich auf die weibliche Identität als Beziehungsarbeiterin bezog. Wie meinte doch Christa Wolf so treffend: »Frauen und Männer, Herr Professor, leben auf unterschiedlichen Planeten«. Der mit Vehemenz gestartete Versuch, diese Sichtweisen miteinander zu konfrontieren, hatte demnach durchaus unterschiedlichen Erfolg. Die Präsenz der Frauen bedeutete noch keineswegs, daß sie sich damit den Kongreß als sozialen Raum erobert hatten. Vielmehr provozierten sie auch hartnäckige Versuche von seiten der Männer, das Terrain wiederzugewinnen. Das konnten auch die Frauen feststellen, die von der Frauen-AG zur Kongreßbeobachtung aufgefordert worden waren. Ein Beispiel: In dem fast ausschließlich von Frauen getragenen Themenblock »Schizophrenie« waren von den 12 männlichen Reaktionen aus dem Publikum fast alle besserwisserisch, arrogant und belehrend. In anderen Veranstaltungen wurde unverdrossen von »dem Migräniker« gesprochen, in ganzen Themenblöcken war die alleinige Bezugsgröße ein geschlechtsloses Individuum, ein Therapeut ohne Geschlecht, »der Klient« etc. Auch wurde deutlich, daß selbst wenn Geschlechtsspezifisches thematisiert wird, wie beispielsweise die Unterschiede im Medikamentenkonsum oder die Inanspruchnahme sozialer Dienste, dies keineswegs heißen muß, daß dies in einem frauenspezifischen Erkenntnisinteresse geschieht. Vielmehr ist die Gefahr groß, daß hier eine neue Variation zum Thema »Frauen, das schwache Geschlecht« gespielt wird.

Sehr positive Resonanz fand die Ausstellung der Frauen-AG »Zur Situation von Klientinnen und Helferinnen«. Hier war statistisches Material zu Themen wie »Frauen, das kranke Geschlecht?«, »Gewalt in der Familie«, »Zur Lebenssituation von

Frauen«, »Das Patriarchat in der Arbeitswelt« zusammengestellt. Die Ausstellung hatte offensichtlich mit ihrer Darstellungsform auch die Bedürfnisse vieler Frauen getroffen, nicht immer dazusitzen zu müssen und zuzuhören. Auch das war ein Ergebnis der Frauen-Auswertungsrunde. Zugleich ein Anlaß, neue Pläne zu schmieden: Beim nächsten Kongreß wollen die Frauen Metagruppen bilden, um gemeinsam die Veranstaltung zu beobachten und zu intervenieren. Damit soll für alle erfahrbar werden, daß Widersprüche nicht nur an den Klienten abzuhandeln sind, auch nicht nur am Selbstverständnis der Professionellen, sondern auch an der sozial konstruierten Wirklichkeit, die Kongreß für klinische Psychologie und Psychotherapie heißt.

Birgit Rommelspacher (West-Berlin)

### **Rencontre International Frantz Fanon**

Algier, 10. bis 13. Dezember 1987

Fanon (1925-1961) war als farbiger Soldat des französischen Martinique im Zweiten Weltkrieg nach Europa und auch nach Algerien verschlagen worden. Er kehrte 1952 dorthin zurück, nachdem er Psychiatrie studiert und den glänzenden Essay *Schwarze Haut, weiße Masken* über den sich ins Neurotische auswachsenden Nachahmungszwang des Kolonisierten gegenüber dem Kolonisator geschrieben hatte. Er wurde Leiter der psychiatrischen Klinik von Blida, wo er bald mit den grausamsten Auswirkungen des 1954 ausbrechenden Unabhängigkeitskampfes konfrontiert wurde. Fanon behandelte Opfer der Folterungen, aber auch Folterer, wie jenen Polizeiinspektor, der ihn beunruhigt aufsuchte, nachdem er auch seine Frau und seine Kinder mißhandelt hatte. 1956 demissionierte er und ging selbst zum Maquis. Er wirkte weiter als Arzt, wurde aber zugleich zum theoretischen Vater der algerischen Avantgarde: Boumedienne bezeichnete Frantz Fanon als seinen Lehrer.

Unter den Teilnehmern des Kongresses waren seine ehemaligen Kampfgefährten und »Schüler« Bouteflika, Oussedik, Malek und Yazid. Redner kamen aus vielen afrikanischen Ländern, von Fanons heimatlichen karibischen Inseln, aus Nord- und Südamerika und sogar von den Antipoden: der Vizepräsident der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Kanaken, Paul Neoutyine, war angereist. Und schließlich kamen auch Europäer, um Fanon zu ehren, dessen von J.P. Sartre eingeleitetes Hauptwerk *Die Verdammten dieser Erde* bei seinem Erscheinen 1961 innerhalb von 24 Stunden im Quartier Latin in aller Munde war (Jean Louis Hurst) und zu einer frühen Säule der 68er Bewegung wurde, zu der sich erst später Che Guevara und Mao Tse-tung gesellen sollten.

Kann Fanon für die Dritte Welt heute mehr sein als ein Denkmal oder gar nur als ein Protagonist einer »schwarzen Metaphysik« (wie Pius Ngandu Kkasshama aus Zaire kritisch kolportierte)? Kann das zu großen Teilen unterernährte, sich rapide überbevölkernde Afrika heute endlich seine frühzeitigen Warnungen verstehen und in neuartige politische Formen umsetzen? Es ist wenig verwunderlich, daß der Kongreß in erster Linie zur Denkmalsbegründung geriet. Es dominierten Zeugenschaften der Kampfgefährten und Arztkollegen Fanons, die von seiner Frau Josie ergänzt oder berichtet wurden. Doch selbst das mag schon viel bedeuten. Eine Umfrage unter algerischen Studenten hatte ergeben, daß er der jungen Generation kaum mehr als namentlich bekannt ist. Einige Studenten hielten ihn auf Grund des Vornamens sogar für einen Deutschen. Fanons Werke sind seit Jahren in algerischen Buchhandlungen nicht mehr erhältlich, und der nach ihm benannte Boulevard geriet durch den wachsenden islamisch-fundamentalistischen Einfluß sogar in Gefahr, umbenannt zu werden. Alle Ton- und Filmdokumente von Fanon sind verlorengegangen.

Obwohl Algerien zu den afrikanischen Staaten gehört, die der Bevölkerung die

relativ besten Lebensbedingungen bieten, kündigen sich auch hier auf Grund der demographischen Explosion (7,2 überlebende Kinder pro Frau sind der Durchschnitt) und der dramatisch gesunkenen Einnahmen aus dem Erdölgeschäft dunkle Perspektiven an, die sich mit sinkenden Sozialleistungen und zunehmender Arbeitslosigkeit bereits verwirklichen. Die zu Beginn der siebziger Jahre forcierte Industrialisierung basierte auf zentralisierten Großprojekten, mit denen niemals auch nur annähernd Vollbeschäftigung erreicht wurde. Sie scheiterten aber auch aus soziopsychologischen Gründen. Fanon hatte gewußt, daß es utopisch gewesen wäre, für Algerien einen laizistischen Staat einzufordern. Es wurden aber auch alle Chancen vertan, den Islam in Hinblick auf die Notwendigkeiten des modernen Arbeitslebens zu reformieren, wie es etwa der Nachbar Tunesien durch die Privatisierung des Fastenmonats versucht hat (wer mittags nicht in der Kantine erscheint, muß seinen Jahresurlaub nehmen). Für die algerische Frau, die er in seinem Aufsatz *Algerien legt den Schleier ab* als Revolutionärin beschrieb, haben sich nur wenig Entwicklungsmöglichkeiten ergeben: Der Anteil der Frauen am Arbeitsmarkt ist seit der Unabhängigkeit 1962 gleichgeblieben, er beträgt drei Prozent.

In der Selbstkritik mittels Fanon gingen die einen Nachmittag lang zu Worte kommenden algerischen Psychiater am weitesten. Sie haben zu beklagen, daß die auch heute noch revolutionären Methoden Fanons in Algerien nicht praktiziert werden können, weil dazu die minimalsten materiellen Voraussetzungen fehlen. Der engagierteste Vertreter der heutigen algerischen Psychiatrie, Mahfoud Boucebc, teilte mit, daß er noch nicht einmal die Mittel für drei Fußbälle genehmigt bekommen habe. Fanon hatte sich gegen die im französischen Algerien herrschende biologischerassistierte Psychiatrie gewandt (Charles Geronimi) und als erster eine weitgehend offene Anstalt geschaffen. Für ihn war der Wahnsinn ein Verlust an Freiheit. Der Patient sollte fühlen, daß sein Arzt sie ihm wiederzugeben wünschte. Unter den heutigen desolaten materiellen Bedingungen sind die psychiatrischen Kliniken Algeriens wieder zu geschlossenen Anstalten geworden.

Im Pausengespräch mit zwei ehemaligen Krankenpflegern, die unter Fanon gearbeitet hatten, erfuhr ich bisher kaum dokumentierte Details über seine Behandlungsmethoden. Fanon hatte erkannt, daß die die ganze muselmanische Gesellschaft erfassende schizophrene Selbstentwertung der Kolonisierten gegenüber den Kolonisatoren in hypertrophierter Form auch das Grundleiden der meisten Kranken darstellte. Die in Blida unternommenen Resozialisierungsversuche basierten nicht allein auf regelmäßigen Ausgängen und Beschäftigungstherapien bis hin zu Musik- und Theateraufführungen, sondern auch auf religiöser Selbstorganisation der Kranken — war doch der Islam die einzige kollektive Identität, die sie einstweilen einfordern konnten. Fanon ließ die Moschee restaurieren und erlaubte auch die alljährliche rituelle Schafschlachtung. Das Abrahamsopfer trug zur therapeutischen Resozialisierung bei: Die Kranken hatten nicht nur darauf bestanden, das Schaf selbst zu kaufen, sondern verteilten das gesamte Fleisch an die Armen von Blida. Nur in der Diskussion kam einmal zum Ausdruck, daß es ganz andere Komponenten des Islam sind, die die Entwicklung einer auf Fanon basierenden modernen Psychiatrie in Algerien verhindern: nicht nur der Bevölkerung, sondern auch vielen Entscheidungsträgern gilt die Ausübung der Religion selbst, insbesondere die regelmäßige Koranlektüre als sicherstes und vor allem auch legitimes Mittel gegen den Wahnsinn.

»Nein, wir wollen niemanden einholen. Aber wir wollen die ganze Zeit, Tag und Nacht, in Gesellschaft des Menschen marschieren, in Gesellschaft aller Menschen. Es kommt darauf an, den Zug nicht auseinanderzuziehen, weil sonst jede Reihe die vor ihr nicht mehr erkennen kann, und Menschen, die einander nicht mehr er-

kennen, begegnen einander immer weniger und sprechen immer weniger miteinander« — hatte Fanon geschrieben. Der neue, von ihm auch »totaler Mensch« genannte Erdenbürger ist noch weitgehend auf der Strecke geblieben. J.L. Hurst sieht ihn bislang nur als Karikatur verwirklicht: die schmale Schicht der zwischen Dritter und Erster Welt pendelnden Menschen, denen es in ihrem Leben gelungen ist, die Wärme der ersteren mit den Freiheiten der letzteren mehr schlecht als recht zu kombinieren. Söhne der Kolonisierten und der Kolonisatoren zugleich, gelänge es ihnen zuweilen, die Inferioritäts- und Superioritätskomplexe ihrer Ahnen abzulegen ...

Sabine Kebir (Algier)

### **GAL — Macht — Krise**

Kongreß der Grün-Alternativen Liste, Hamburg, 12./13. Februar 1988

Die im Wortspiel des Themas enthaltene Anspielung auf die hausgemachte Theorie-Krise der Grün-Alternativen war nicht zufällig. Immerhin ist die GAL Hamburg der erste Landesverband der »Grünen«, der auf diese Weise die bundesweit ausgetragenen innerparteilichen Grabenkämpfe auf eine »theoretische« Ebene zu heben versuchte. Für die Bundesgrünen untypisch war zugleich der Verlauf der Diskussionsfronten. Während auf Bundesebene die sogenannten Strömungen sich im wesentlichen in »Realpolitiker«, »Mitte« und »Fundis« einordnen, verlief das Spektrum in Hamburg linksverschoben: Die Hamburger »Realos« um Jurtschitsch, Spilker und Bock rechnen sich auf Bundesebene der »Mitte« zu, während dies umgekehrt für die Hamburger »Zentristen« um M. Stamm nicht unbedingt gilt (vgl. GAL-Rundbrief 1/88, 17).

Schon die Kategorisierungen der politischen Strömungen innerhalb der Grünen machen jedoch die bisherige Fremdbestimmtheit politischer Diskussion innerhalb der Partei deutlich: Man *läßt* über sich (in Medien und anderen Parteien) diskutieren und akzeptiert dabei innerparteilich nie entwickelte Kategorien (Realos, Fundis), weil der eigene politische und theoretische Konsens zunehmend entschwindet und sich in der politischen Praxis die Unvereinbarkeit eklektisch aneinandergereihter Forderungen des Grundsatzprogramms erweist. Das Auseinanderfallen politischer Strömungen innerhalb der Grünen ist so gesehen zugleich ein Beweis für die theoretische Inkonsistenz vieler programmatischer Aussagen. Andererseits war es nie ein Ziel grüner Politik, die perfekte oder auch nur weitgehende Vereinheitlichung vorhandener Strömungen zur parteimäßigen Praxis zu erklären. Strömungsvielfalt galt von Anfang an als Teil grünen Selbstverständnisses.

Allerdings führt schon der aus der »Logik« des parlamentarischen Systems erwachsende Anpassungsdruck zu einer Auflösung des innerparteilichen Konsens. Der »Konsens der Demokraten« wird auf dem Umweg einer Art Bekenntnisdiskussion über das staatliche Gewaltmonopol zur innerparteilichen Demarkationslinie. Auf diese Weise wird — wie auf dem Kongreß in Hamburg deutlich wurde — sogenannte Realpolitik ihres angeblich reformistischen Inhalts beraubt. Die Gleichsetzung von Real- und Reformpolitik beruht auf einem Mißverständnis, das offenbar immer noch in den verschiedenen Flügeln der Partei konsensfähig ist: Anpassung an bestehende Machtverhältnisse sei Reformpolitik, und deren Kritik sei fundamentalistisch oder gar revolutionär. So bezeichnet Jutta Ditfurth die Regierungsbeteiligung der Grünen in Hessen als »reformistischen Weg« (in: Th. Kluge [Hrsg.]: Grüne Politik, Frankfurt/M. 1984, 57ff., 61) und kommt zu dem Ergebnis, reformistische Politik führe »notgedrungen« zu Spaltungen von Bewegungen (ebd., 65), während Joscha Fischer mit der Regierungsbeteiligung der Grünen den Fuß der neuen sozialen Bewegungen »in die Tür des Systems geklemmt« sieht (ebd., 20, 32). Doch: »Eben



wo Begriffe fehlen / da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein, / mit Worten läßt sich trefflich streiten, / mit Worten ein System bereiten.« (Faust, Erster Teil, Studierzimmer)

Das Theoriedefizit der Grünen ist zugleich ihr Begriffsdefizit. Erklärbar aus der persönlichen Biographie mancher ihrer Exponenten ist dieses Defizit gleichbedeutend mit der Nachlaßverwaltung des verstorbenen Begriffspaars Reform und Revolution. Es ist bisweilen rührend, wie eine längst ins Dickicht parlamentarischer Aktivitäten verstrickte Partei revolutionäre Fragestellungen ebenso zulassen will wie das Bekenntnis zur Freiheitlich-Demokratischen-Grundordnung. Reformen sind Veränderungen. Radikale Reformen sind grundlegende Veränderungen gesellschaftlicher Verhältnisse. Bloße Regierungsbeteiligung ohne gleichzeitige gesellschaftliche Gegenmacht ermöglicht weder solche Reformen noch sichert sie diese. Da revolutionäre Praxis (von Worten zu schweigen) außerhalb jeder Diskussion steht, verläuft der tatsächliche innerparteiliche Graben zwischen Anpassung und radikaler Reformpolitik.

Einer Theoriediskussion vorgeschaltet sein müßte deshalb eine Bestandsaufnahme grüner Politik, die mit begrifflichen Mißverständnissen aufräumt. Andiskutiert wurde in Hamburg eine Institutionalisierung der weiteren Diskussion, die eine Art organisatorische Klammer um den programmatischen Grundsatz der Strömungsvielfalt garantieren, zugleich aber innerparteilichen Theorienstreit ermöglichen und fördern soll. Weniger andiskutiert als nur angedacht wurde die theoretische Basis einer solchen Klammer: Angesichts der apokalyptischen Perspektiven in der Ökologie steht die Notwendigkeit rascher radikaler Veränderungen in direktem Gegensatz zu den Bündnismöglichkeiten im politischen Raum. Die Herstellung eines breiten Konsens bei gleichzeitiger Abwehr des bestehenden Anpassungsdrucks ist daher sowohl theorieleiose Notlösung als auch Perspektive einer neuen Theorie: Bisherige Antagonismen (Lohnarbeit/Kapital, Reform/Revolution) reichen weder zu einer Klärung noch zur Abwehr apokalyptischer Perspektiven, die nicht mehr nur einzelne Klassen, Schichten oder politische und gesellschaftliche Gruppierungen betreffen. Während die Zeit zum Handeln schwindet, wird auch die Zeit zur Diskussion knapper. Das ist nicht allein das Dilemma der Grünen, sondern aller, die dieser Gesellschaft und dieser Umwelt ausgesetzt sind. In Hamburg wurde ein Anfang gemacht, Wege aus diesem Dilemma aufzuzeigen.

Rolf Geffken (Hamburg)

## Kongreßankündigungen

### **Internationales Bucharin-Symposion**

Wuppertal, 10. bis 14. Oktober 1988

Eine Initiativgruppe von acht Professoren veranstaltet aus Anlaß von Nikolai I. Bucharins 100. Geburtstag ein internationales wissenschaftliches Symposion unter dem Generalthema: Bucharin als Theoretiker des Sozialismus. Informationen: Prof. Dr. G. Schäfer, Geibelstraße 16, 3000 Hannover, oder Prof. Dr. Th. Bergmann, Im Asemwald 26, 6, 215, 7000 Stuttgart 70.

### **Lesegruppentreffen zur »Ästhetik des Widerstands«**

Hamburg, 12. bis 13. November 1988

Ein Schwerpunkt der Deutsch-Schwedischen Kulturwochen, die vom 24. Oktober 1988 bis 25. Februar 1989 in Hamburg stattfinden, ist das Leben und Werk von Peter

Weiss. In diesem Rahmen ist ein Treffen bestehender und ehemaliger Lesegruppen zur »Ästhetik des Widerstands« geplant. Informationen und Anmeldung: Sigrid Schreiber/Wolfgang Groß, Gronauer Straße 17, 4800 Bielefeld 1, Tel.: (0521) 10 00 73.

### **7. Überregionale Workshoptagung der DGVT**

Tübingen, 22. bis 25. Februar 1989

Aufruf zur Mitarbeit — Workshopangebote erbeten! Themenbereiche: Klinische Psychologie/Psychotherapie mit Schwerpunkt Verhaltenstherapie, psychosoziale Versorgung, Gemeindepsychologie. Anmeldung bis zum 1. Juli 1988. Informationen und Anmeldung: Deutsche Gesellschaft für Verhaltenstherapie e.V., Belthlestraße 15, Postfach 1343, 7400 Tübingen, Tel. (07071) 4 12 11.

### **Durchbrüche. Eine internationale Seminarreihe**

Unser Ziel ist eine fruchtbare Synthese von Bildung und Urlaub. Seminare in Falsterhus (Dänemark): Marx und das Ganze verstehen? 3.-9.7.1988; Technik, 10.-16.7.1988; in Maloja (Schweiz): Lyrik und Musik, 20.-27.8.1988; Jean-Paul Sartre, 27.8.-3.9.1988; Heiner Müller: Literatur und Revolution, 3.-10.9.1988; in Roquecave (Frankreich): Maschinenstürmer?! 4.-10.9.1988; Foucault I, Wahrheit ist in Wahrheit Macht, 11.-17.9.1988; Foucault II, Erkenntnistheorie und das Denken des Außen, 18.-24.9.1988. Informationen: Erhard Mindermann, Arndtstraße 33, 1000 Berlin 61, Tel.: (030) 692 35 21.

### **Solidarität in der Krise —**

#### **Perspektiven von Arbeitszeitverkürzung und Umverteilung**

Arbeitsgruppentagung des Sozialistischen Büros. Frankfurt/M., 11./12. Juni 1988  
Informationen und Anmeldung: Sozialistisches Büro, Postfach 10 20 62, 6050 Offenbach; Tel. (069) 88 50 06.

### **Sexualwissenschaft und Sexualpolitik / Schwerpunkt AIDS**

IX. Fachtagung Sozialwissenschaftliche Sexualforschung, Düsseldorf, 24. bis 26. Juni 1988

Informationen und Anmeldung: Deutsche Gesellschaft für Sozialwissenschaftliche Sexualforschung, Gerresheimer Straße 20, 4000 Düsseldorf 1; Tel. (0211) 35 45 91.

## Besprechungen

### Philosophie

**MacIntyre, Alasdair: Der Verlust der Tugend.** Zur moralischen Krise der Gegenwart. Campus Verlag, Frankfurt/M., New York 1987 (386 S., Ln., 58,- DM)

Der 1981 in den USA zuerst erschienene Essay »After Virtue« hat im angelsächsischen Raum mit einer geschichtsphilosophischen These Aufsehen erregt: Die Reduktion ethischer Probleme in der praktischen Philosophie der Aufklärung auf Lösungsmodelle, die nur im Rahmen individueller Vernunft und Emotion funktionieren, habe uns die moralische Krise der Gegenwart beschert. MacIntyre behauptet, »daß die wichtigsten Ereignisse der Sozialgeschichte, die die Moral wandelten, zerschlugen und ... ersetzen ..., Ereignisse der Geschichte der Philosophie waren« (57). Das neuzeitliche Denken habe im Zuge seiner expliziten Distanzierung von der philosophischen Rezeption des Aristoteles ein ehemals bedeutendes ethisches Wissen in den neuen Begründungszusammenhängen eliminiert. Nur auf der Basis der Anerkennung von christlich geprägten moralischen Überlieferungen habe es noch praktisch-ethische Gemeinsamkeiten zwischen den Aufklärungstheorien gegeben. Bei aller Verschiedenheit in den Ansätzen stimmen sie wenigstens darin weitgehend überein, welche Handlungsfolgen und welche gesellschaftlichen Zustände als »gut« bezeichnet werden durften. Dieser unreflektierte Konsens sei heute verlorengegangen, so daß ethische Probleme als theoretisch unlösbar gelten (Kap. 2 u. 17).

MacIntyre will mit Rückgriff auf die aristotelische Tradition Moral vor subjektivistischen (bei ihm »emotivistischen«) und idealistischen (bei ihm »rationalen«) Einstellungen schützen. Er erinnert an die materialistische Weisheit, daß jede praktizierte Moral in der Verinnerlichung von Erwartungen aus gelebten Kontexten besteht. An Aristoteles schätzt er die »politische« (d.h. polis-orientierte) Begründung der Moral aus der Empirie von Bürgertugenden. Und schon bei seinen Erinnerungen an den Zusammenbruch der antiken Polis-Autonomie, an die langsame Ersetzung von Sozial-Ethik durch das kosmisch legitimierte stoische Ideal individuellen guten Lebens (Kap. 13) legt er sämtliche historischen Prämissen offen, die er für die Dekonstruktion moderner profaner Ethiken braucht: Ein Irrweg sei die Legitimierung jeder Moral durch die Bürgerschaft ihrer Träger in einem zweiten, die soziale Wirklichkeit transzendierenden Reich: einem »Reich Gottes«, einem Naturrecht oder einer Vernunftordnung für eine zukünftig zu assoziierende Menschheit.

In der älteren stoisch-christlichen Tradition hatte »Tugend« noch einen anderen Sinn als heute. Sie wurde begriffen als Handlungsmerkmal eines sittlichen oder geheiligten Lebens. In diesem Sinne konnten die aristotelischen »Kardinaltugenden« (Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Besonnenheit), später ergänzt um die der paulinischen Ethik (Glaube, Liebe, Hoffnung), in polis-unabhängige neue soziale Kontexte tradiert werden. Die Ergänzung und teilweise Ersetzung dieses Katalogs durch die Sammlung frühneuzeitlicher bürgerlicher Sekundärtugenden (Ordnungsliebe, Sparsamkeit, Pünktlichkeit, Fleiß) war Symptom des ersten bürgerlichen Wertwandelsschubs. Vollends vergessen wurde danach die antike Tradition durch die Reduktion der Tugenden auf die eine »Tugend« des viktorianischen Zeitalters, welche als Charaktermerkmal nur noch die sexuelle Mäßigung oder gar die vollständige Keuschheit kannte. Die Kritik des 20. Jahrhunderts an verenger Sexualmoral verwarf mit dem Inhalt der letzten Karikatur einer »Tugend« sämtliche sonstigen, auch traditionswerten Konnotationen mit diesem Begriff und vervollständigte damit den

Verdrängungsprozeß des aus der Antike stammenden Modells von Handlungskompetenzen.

Aristoteles nahm noch ein ganzes Bündel von einzuübenden Fähigkeiten und Bereitschaften zu sittlich gutem Handeln an (vgl. Kap. 12). Jede dieser »Tugenden« bezog sich noch auf unterschiedliche soziale Handlungserwartungen: z.B. für einen militärischen Kämpfer die »Tapferkeit«, für einen Politiker die »Klugheit«. »Gerechtigkeit« mag die Tugend des Richters sein. Aber was politisch für »gerecht« gehalten werden kann, muß von einem Demokraten, einem Plutokraten und einem Aristokraten unterschiedlich beurteilt werden. Das Eigentümliche dieser aristotelischen Ethik besteht also darin, daß sie über kein standardisiertes Verfahren zur einheitlichen Bestimmung von »gut« verfügt. Jede Tugend kennt ihre eigene Güte. Aristoteles ortet eine Handlungsweise als »gut« nur in den jeweils kontextgebundenen mittleren Handlungsspielräumen zwischen untereinander gegensätzlichen und voneinander unterschiedlichen Paaren von extremen Lastern. Dem entspricht die vorab angenommene natürliche Unterschiedenheit der Menschen in deren sozialer Stellung (als Freier oder Sklave, als Mann oder Frau).

MacIntyre würdigt an der aristotelischen Ethik, daß sie gemeinschaftsstiftend auch dann wirken kann, wenn sie ihrer ursprünglichen sozialen Kontexte enthoben ist. Die Kulturleistung dieser Philosophie sieht er darin, daß sie Regeln für Alternativgemeinschaften (wie z.B. Klöster und Orden) stiften konnte, wenn auch die gesamte übrige Lebenswelt in Zustände von Barbarei, günstigenfalls von sozialer Isolation zurückgefallen war (Kap. 13). Er erinnert damit an die Periode vom 5. bis zum 10. Jahrhundert zwischen dem Ende des antiken Rom und den ersten stabilen mittelalterlichen Reichen Westeuropas. Er fragt sich aber nicht, wie weit sich diese kleinen Gemeinschaften in ihren Beziehungen zur übrigen Außenwelt (zu Sklaven, Leibeigenen, Barbaren, Frauen, Laien) am Bild des gleichwertigen oder des subordinierten Menschen noch ethisch orientieren konnten. Zeitweilig sind ja durchaus universalistische Standards von Gleichheit mit Fremden auch in diesen ethischen Subkulturen entwickelt worden.

Diese neuen Maßstäbe werden von MacIntyre bei seiner so ausführlichen Rekonstruktion der Entstehungsgeschichte von neuen Tugenden zu verschiedenen Zeiten (stoische Unerschütterlichkeit, christliche Demut und Nächstenliebe, revolutionäre Brüderlichkeit — vgl. Kap. 13 und 16) sogar direkt benannt, aber nicht hinreichend gewürdigt. Weil er die ethische regulative Idee einer Menschheit als Handlungsmaßstab als bloße Illusion der Aufklärungszeit generell abwertet, muß er vor allen Konsequenzen universalistischer Ethikmodelle warnen. Mit Marx entlarvt er dabei die Unterstellung eines Allgemeinwohls als bloßen Ausdruck bürgerlicher Spezialinteressen (insb. Kap. 9). Dem praktizierten Marxismus des 20. Jahrhunderts wirft er aber gleichzeitig dessen (seiner Meinung nach verfehlten) Rückgriff auf liberalistische Persönlichkeits- und Menschheitsideale, ferner auch den Mißbrauch von bürokratischen Herrschaftsformen vor. Sein Widerspruch zum »kollektiven Zarentum, das in Moskau herrscht«, fällt da noch pauschaler aus, als seine Kritik am Weberianismus der jugoslawischen und italienischen Kommunisten (Kap. 18). Auf gegenwärtige marxistische Theorien auf dem Wege zu einem »Neuen Denken«, in dem angesichts globaler Probleme die Lösung von systemübergreifenden Menschheitskonflikten gegenüber dem schnellen Sieg in Klassenkämpfen als vorrangig empfohlen wird, konnte MacIntyre sich hier noch nicht direkt beziehen. Aber auch diese eher universalistischen Theorievarianten würden bei ihm, dem Advokaten partikularistischer Gruppenmoral, vermutlich keine Gnade finden.

Über der Analyse schwebt eine düstere Prognose. MacIntyre erwartet für die

Zukunft der Menschheit. analog zum Untergang der weströmischen Antike, Zustände der Barbarei angesichts zerfallender Großreiche. Er muß daher annehmen, daß nur kleine Gruppen in Alternativgesellschaften (wie die Benediktiner um 500 n. Chr.) in der Lage sind, sich neue soziale Regeln zu geben, welche wert sind, wenigstens an die Nachfolger in deren eigenen Gruppenzusammenhang überliefert zu werden. Gefragt sei danach in der Gegenwart gerade nicht eine auf die gesamte Menschheit oder gar die Natur als Geltungsbereich ausgeweitete Ethik. Erforderlich sei dagegen eine praktische Philosophie, die radikal in der Kulturkritik wie bei Nietzsche, skeptisch und moralisch unerbittlich gegenüber allen gegenwärtig praktizierten Gesellschaftsordnungen wie bei Trotzki, spezifisch poliszentriert wie bei Aristoteles und ethisch kreativ wie beim Heiligen Benedikt auftreten kann (Kap. 18). MacIntyre behauptet nicht, er selbst könne der gerufene Prophet einer neuen Gemeinschaftsordnung sein. Das hindert ihn nicht, in dieser Schrift als Platzhalter für einen neuen Nietzsche der Kleingruppenmoral aufzutreten. An moralkritischer Einseitigkeit steht er in seiner Geschichtsphilosophie diesem prominenten Wert-Umwerter kaum nach.

Das vorliegende Werk enthält ferner mehrere Exkurse, welche das Buchthema zu sprengen scheinen. Insbesondere die interessanten Bemerkungen zur Prognoseunfähigkeit der Sozialwissenschaften (Kap. 8) und zur Expertokratie (Kap. 7) verdienen es, zu eigenen Monographien ausgeweitet zu werden. Am wichtigsten scheint mir aber zu sein, daß dieser Essay wie kaum ein anderer, in der Lage ist, den Sinn der gegenwärtig sich heißlaufenden Moraldiskussion so unterkühlt in Frage zu stellen. Das Buch lehrt uns, mit dem Tugendbegriff in der gegenwärtigen Ethik-Diskussion unbefangener als bisher umzugehen. Es mußte schon früher zur Begriffsverwirrung führen, wenn man meinte, »Tugend« sei lediglich ein Klischee konservativer Propagandisten, die fast das Gleiche bedeutende »soziale Handlungsfähigkeit« oder »Sozialkompetenz (Lehrplandeutsch) dagegen ein Erkennungszeichen für progressive Zielsetzungen. Das Werk von McIntyre macht allerdings nicht die generelle Vorsicht überflüssig, die schon Kant gegen jede originäre Hochschätzung von Tugenden vor jeder Bewertung von Handlungszusammenhängen als »uneingeschränkt gut« hat gelten lassen (so zu Beginn des ersten Abschnitts der »Grundlegung zur Metaphysik der Sitten«): »Mäßigung in Affekten und Leidenschaften, Selbstbeherrschung und nüchterne Überlegung ... (so unbedingt sie auch von den Alten gepriesen werden) ... können ... höchst böse werden, und das kalte Blut eines Bösewichts macht ihn nicht allein weit gefährlicher, sondern auch unmittelbar in unseren Augen noch verabscheuungswürdiger, als er ohne dieses dafür würde gehalten werden.« So gesehen, bleibt immer noch zu fragen, in welchen sozialen Zusammenhängen diese von MacIntyre gewünschten ursprünglich tugendhaften Gemeinschaften Gutes oder Schlimmes für den Rest der Welt anzurichten vermögen.

Arnim Regenbogen (Osnabrück)

**Bertrand, Michèle, Lucien Sève u.a.: Je. Sur l'individualité.** Approches pratiques/ouvertures marxistes. Messidor/Éditions sociales, Paris 1987 (315 S., br., 120,- FF)

»Wir leben in einer Epoche, in der der Marxismus ... die Kultur tiefgehend geprägt hat. Aber ... sein Stellenwert in der französischen Kultur ist gefährdet. (...) Die zugleich theoretische wie praktische Anforderung, die Subjektivität zu begründen, um die Welt zu verändern, stellte sich vielleicht noch nie in solcher Schärfe wie heute. Im Namen des 'Ich' treten sowohl soziale Bewegungen wie diverse theoretische Forschungen an.« (300) Im Nachwort dieses im Parteiverlag der FKP erschienenen

Buches versucht Y. Clot den Einsatz klarzumachen, um den gestritten wird: Auf dem Feld des »Ich«, des Individualismus soll der Fehdehandschuh, der seit längerem dem als kollektivistisch, objektivistisch verschrienen Marxismus hingeworfen wurde, aufgegriffen werden. Es geht darum, »das Systemdenken zurückzudrängen« und »unsere kritische Tradition zu neuem Leben zu erwecken« (300f.), eben um die Dimension der Subjektivität und nicht zuletzt die Kategorie des Privaten anzugehen (Sève, 9).

Beiträge von acht Autoren sind hier zusammengetragen: Bertrand liefert eine scharfe Kritik der Persönlichkeitspsychologie, A. Casanova steuert Überlegungen zum Thema Religion bei, Y. Clot zur Phase der Jugend. Weitere Untersuchungsgegenstände sind Taylorismus und Subjektivität am Arbeitsplatz, Vateridentität, Althusser's Konzept »Ideologische Staatsapparate«, Paternalismus — mit der Kritik an Bourdieu, gegen den kurioserweise Sartre in Schutz genommen wird (256ff.).

Maßgeblich verändert scheint — so Clot — die Herangehensweise an drei Themenbereiche (302-307): 1. Das in der »leidenschaftlich geführten Auseinandersetzung zwischen Strukturalismus und Marxismus« aufgestellte formelle Gegenüber von Struktur und Geschichte werde überwunden in der Auffassung, daß es in der Geschichte sowohl Diskontinuität wie strukturelle Invarianz gibt. 2. Der französische Marxismus hat die Vision eines »zu einfachen und zu direkten Kausalzusammenhangs« und damit ein »etwas künstliches« Bild des Gesellschaftlichen gepflegt. Die Autonomie der Bereiche — des Symbolischen — wurde zum Kriterium theoretischer Modernität. 3. Der Begriff »Feld des Möglichen/der Möglichkeiten« erhält einen zentralen Stellenwert: Gegen eine gewisse sozialwissenschaftliche Praxis, die alles beim Alten läßt und zur Reproduktion des Bestehenden beiträgt — nach dem Argumentationsmuster: »wenn die Menschen so leben, dann, weil sie nicht anders können« —, wird bekräftigt, daß die bestehende Ordnung immer auch »alternative Potentialitäten« enthält.

Das Werk bildete den Aufhänger für einen neuerlichen Angriff auf Lucien Sève, dem ehemaligen Verlagsleiter der Editions Sociales, dessen Beitrag »La personnalité en gestation« wohl als zentral bezeichnet werden darf. »Die Notwendigkeit einer revolutionären Avantgardepartei wird konkret in Frage gestellt«, lautete das Verdikt von D. Bleitrach in »L'Humanité« vom 15. Mai (aufgegriffen von »Le Monde« vom 7.-8. Juni, 6). »Problematisch« seien die Seiten des Buches, auf denen Sève die »crise du militantisme«, Krise des kämpferischen Lebens anschneidet. Denn: »Die Frage war auf mehreren unserer Parteitage angeschnitten und bereichert worden.« Die Frage — es geht nicht um die Antwort — »bereichern« kann nur heißen, sie umzuformulieren, sie anders stellen. Und die Antwort lautet dann: »Ihre Rolle [die der Partei; Anm.d.Verf.] ist ganz unentbehrlich, ohne sie kann die Bewegung nicht ans Ziel gelangen. Die Partei muß die Rolle des 'Bewußtseinserhellers' (éveilleur de conscience) spielen.« (Ebd.). — Auf Sèves Nachfrage, was der Verriß im Parteiorgan zu bedeuten habe, antwortete Georges Marchais auf der ZK-Sitzung vom 19.-21. Mai 1987: »Wer nicht einverstanden ist, hat die unbedingte Pflicht, es zu sagen, sonst hat er keinen Platz im Zentralkomitee.« (Zit. n. »M« 12/87) Vordem hatten zwei Mitarbeiter des Buches der von Henri Lefebvre herausgegebenen Zeitschrift »M« (Nr. 11) ein Interview gegeben. Darin wird diskutiert, ob eine gewisse marxistische Richtung zum »Fetischismus des Gesellschaftlichen« beigetragen habe. Ob sie die Trennung zwischen einer objektiven Seite, den sozialen Verhältnissen, und einer subjektiven Seite als abgeleiteten Effekt der Realität so verschärft habe, daß es zu einer Arbeitsteilung gekommen sei zwischen denen, die sich um die Änderung der Gesellschaft kümmern, und denen, die beim Individuum ansetzen.

Wolfgang Kowalsky (West-Berlin)

**Lukács, Georg: Zur Ontologie des gesellschaftlichen Seins.** 2. Halbband. Hrsg. v. Frank Benseler. Luchterhand Verlag, Darmstadt, Neuwied 1986 (767 S., Ln., 152,- DM)

Der zweite Teilband (zu Bd. 1 vgl. Argument-Beiheft 86, 64ff.) befaßt sich mit der Analyse der Kategorien Arbeit, Reproduktion, Ideologie und Entfremdung. Gegen den stalinistischen Ableitungsschematismus bringt Lukács die vorgefundene gesellschaftliche Realität, die der späten sechziger Jahre, ins Spiel. Damit knüpft er wieder an die Klassiker an, insbesondere an den jungen Marx, für die — wie vor allem das Methodenkapitel der *Grundrisse* belegt — erst vom Standpunkt einer höheren Seinsstufe und deren Begriffensein der Rückblick auf frühere Stufen möglich ist. Lukács arbeitet sich an dem von Marx vorgezeichneten Weg ab, die Einheit des Logischen und Historischen zu demonstrieren. Methodisch bringt das für ihn die Schwierigkeit mit sich, daß er bei der Kategorialanalyse ständig vorgreifen und häufig auch durch — ermüdende — Rückgriffe und Zusammenfassungen Früheres erneut erläutern muß. Dadurch wird die Lektüre nicht gerade zum Genuß.

Dennoch wird man behaupten dürfen, daß Lukács' Ontologie zur Erneuerung des Marxismus beigetragen hat, ja — sieht man auf die gerade erst beginnende Auseinandersetzung mit dem Werk — allererst noch beitragen wird. Abgesehen von der Tatsache, daß Lukács' große Altersarbeit eine umfassende und systematische marxistische Kritik der Philosophie des Stalinismus darstellt, bringt die ontologische Rekonstruktion der Klassiker deren entscheidenden Impuls, die konkrete Analyse einer konkreten Situation (Stichwort: die Menschen machen ihre Geschichte selbst, aber stets nur unter vorgefundenen Verhältnissen), wieder zur Geltung. Und die strikte Zurückweisung geschichtsphilosophischer Teleologien (wie der von der zwangsläufigen Notwendigkeit des Sozialismus) rückt den greisen Philosophen wieder in die Nähe des späten Marx. Divinatorisch geradezu klingen die Schlußpassagen, in denen Lukács — 1968! — die Heraufkunft neuer Bündnisse und Allianzen (wem fielen da nicht die Neuen Sozialen Bewegungen ein!) dem Kapitalismus verheißt. Als charakteristisches Merkmal dessen, was Lukács »die Befreiungsbewegung von der Manipulation auf allen Gebieten des Lebens« nennt, bezeichnet er »die Rückwendung zum gesellschaftlichen Sein selbst, als zur unaufhebbaren Grundlage einer jeden menschlichen Praxis, eines jeden wahren Gedankens«. (730) Von fern klingt das wie Habermas' Ansicht von neuen Protestpotentialen, die an den Rändern zwischen System und Lebenswelt entstehen.

Es fällt schwer, in einer Kurzrezension eine Gesamteinschätzung vorzunehmen. Daher mag es bei der Andeutung bleiben, daß mir der Stufenaufbau der vier Kategorien sowie der Stellenwert der Entfremdung, die Lukács — allen verbalen Distanzierungen zum Trotz — wieder eng an sein Verdinglichungstheorem aus »Geschichte und Klassenbewußtsein« knüpft und historisch zudem weit hinter die Ursprünge des Kapitalismus zurückverlegt, fragwürdig erscheinen. Werner Jung (Duisburg)

## Sprach- und Literaturwissenschaft

### Vorbemerkung

Bisher wurden in dieser Rubrik ausschließlich wissenschaftliche Bücher besprochen. Ab sofort veröffentlichen wir auch Rezensionen zu literarischen Texten. Wir hoffen, mehr über alltägliche Verstrickungen und Widerstände, über Konstruktionen und Verarbeitungen von Widersprüchen zu erfahren. Literatur kann theoretisches Begreifen von Wirklichkeit antizipieren und uns Anregungen geben für weitere Bausteine sozialwissenschaftlicher Forschung.

Die Frauenredaktion

**Maron, Monika: Die Überläuferin.** S. Fischer Verlag, Frankfurt/M. 1986 (221 S., Ln., 28,- DM)

Was geschieht mit den Menschen, wenn der Sozialismus Alltag ist; wenn die Kämpfe gegen den Kapitalismus sich in solche für eine andere Gesellschaft verwandeln müssen, diese Gesellschaft aber schon verwaltet und verordnet ist? Monika Maron zeigt ihre Figuren in Widersprüche verwickelt: Die einzelnen sind nicht ausschließlich bestimmt durch die gesellschaftliche Zuweisung an einen bestimmten Ort. Das Verlangen nach umfassenden Zugriffen auf das eigene Gemeinwesen und so auch auf die Regulierung des »inneren Gemeinwesens« stößt an Grenzen. Maron läßt verschiedene Menschen über ihr Verlangen und die äußeren Ordnungen, Anforderungen und Kontrollen nachdenken. Die soziale Phantasie — vor allem ihrer Frauenfiguren — kritisiert den DDR-Sozialismus, sie ist blockiertes, utopisches und praktisches Potential für allgemeine Veränderungen. Die Weisheit eines der Ordnungshüter (der Mann in der roten Uniform) ist eher eine Drohung, die etwas Ungeanntes in Schach halten soll: »Denn der unidentische Mensch hat die ihm zugewiesene Identität verlassen, um in seelischer Heimatlosigkeit als vaterlandsloser Geselle zu vegetieren.« (125) Die positive Folie der Kritik ist eine Gesellschaft, die ihren Mitgliedern Raum gibt, alle Sinne gleichzeitig zu entwickeln. Die Realität aber zwingt zu polaren Entwicklungen: Rosalind, als Protagonistin mal in der ersten Person, mal in der dritten erzählend, bemerkt an sich eine Ungleichzeitigkeit der Sinnentwicklung, die sie zu einseitigen Selbstbeherrschungen treibt. Ihr wissenschaftlich geschulter und geübter Kopf sucht den Rest des Leibes zur Ordnung zu rufen mit dem Erfolg, daß Rosalind krank wird, ihr immer wieder diverse »befallene« Organe herausgeschnitten werden müssen. »Nur glaubte Rosalind, daß dem Verlust der gemeinsamen Trauer von Kopf und Leib der Verlust der gemeinsamen Freude vorausgegangen sein mußte.« (117) Maron beschreibt die Kämpfe zwischen Lust und Vernunft, unmittelbar leiblichen Bedürfnissen und ihrer Einbettung in andere soziale Handlungen als zerstörerisch wirkende gegenseitige Intensivierungen. Gewinnen die leiblichen Bedürfnisse die Oberhand, kennt Rosalind keine größere Lust als die der Unterwerfung (119); versucht sie — gegen ihren Körper —, einer Rationalität zu gehorchen, verschieben sich ihre Realitätsebenen ins Ver-rückte.

Die Gegenfigur ist Clara, ein Zweizentnerweib, das sich nicht für liebenswert hält und deshalb »tätlich, stündlich einen neuen Beweis für das Gegenteil« braucht (69). Clara kennt keine Liebe zum eigenen Kind, die — wie die Freundinnen hofften, ihr die Sucht nach sexueller ersetzen würde — und auch keine persönlich gebundene Liebe. Sie ist in den sinnlich vitalen Betätigungen maßlos: essen, trinken, lieben.



Psycho-logische Probleme — wie Rosalind sie kennt — sind ihr fremd. Sie denkt weder über ihr gesellschaftliches Gebrauchtwerten nach, noch ob ihr »Kopf« den Leib nicht zügeln könne. Sie »ist« einfach.

Keine Freundin, kein Freund sagt Rosalind, was ihr die Polizei nahelegt: »Sie müssen Ihren Platz in der Gesellschaft finden.« (64). Widerstand gegen die Polizei wird zum Widerstand gegen die Ordnung (und umgekehrt), die die ganze Gesellschaft ist. Nur als Kind war sie »sicher, das stimmt, daß die Welt mich braucht. Um ein Ziel vor den Augen zu haben, brauche ich inzwischen einen Spiegel. Mein Ziel bin ich.« (64) »Ich« ist zwischen Staat und Privatem angesiedelt, aber »Ich gehöre mir nicht« (65). Das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft wird als ein widersprüchliches Hin und Her beschrieben: Rosalind kann sich nicht haben und regulieren, weil sie das Gemeinwesen nicht haben und regulieren kann. Sie muß sich und das Gemeinwesen sowohl aus staatlichen Fängen wie aus privaten Rückzügen befreien.

Bruno — der ehemalige Freund — ist ein dritter Entwurf von Individualität: kompetent, mit vielen Begabungen ausgestattet, illusionslos und ohne Ziele. Seine Scham ist, daß er nichts tut (vgl. 113), die von Rosalind, daß sie etwas tut. So ist bei ihm letztlich alles indifferent, nicht neutral, aber wirkungslos. Rosalinds Traum, »Ursache einer Folge« (72) zu sein, ist unerfüllbar, und so ist das »passive« Ende des Romans auch als verkleinerter, angemessener Wunsch lesbar, der sich unmittelbar erfüllen läßt: »Den Mund weit öffnen und das Wasser in mich hineinlaufen lassen, naß werden, dachte sie, vom Regen naß werden, ja, das wäre schön.« (221)

Das Gebrauchtwerten der eigenen Fähigkeiten stellt Maron ausschließlich als ein Verbrauchtwerten vor. Die logische Widerstandsform gegen die bloße Vernetzung der Existenz liegt in dem Versuch, etwas in sich zu finden, »das sie nicht verwenden können« (51) — dies sei der Anfang einer Biografie. Das läßt sich auch als Kritik an einer sozialistischen Kultur lesen, die den gleichen Kriterien folgt, wie z.B. die gesellschaftliche Produktion: Input und Output müssen verhältnismäßig sein. Problematisch ist, daß die Autorin nur von der Austauschbarkeit der einzelnen spricht, nur vom Fehlen der Unordnung, des Fremden, des Verschiedenen (vgl. 99ff.). Einerseits tritt der sozialistische Staat wie eine Megamaschine auf, die es schon geschafft hat, das je individuell Besondere zu zerstören. Andererseits zeigt Maron die Suche nach einer Ordnung, die es noch nicht gibt und die nicht nur Arbeit und Partei meint, sondern Selbst-Regulation: »In Einklang mit sich und der Welt«.

Widersprüche und Widerstände, wie z.B. Versuche, Gesellschaft »von unten« gegen Staat und Partei in Besitz zu nehmen, sind in dieser schematisierten Überordnung nicht faßbar. Bruno kommt klar, Clara stirbt und Rosalind sitzt im Wohnzimmeressel und imaginiert die Welt draußen oder, schärfer formuliert: sie läßt sich imaginieren von ihrer Unzufriedenheit. Sie kann nicht essen, nicht schlafen, sie fühlt ihren Leib nicht mehr.

Maron beschreibt Verrücktheiten und Verrückungen, die durch »Überschuß« zustande kommen (können). Überschüsse entstehen, wenn aus dem Ensemble der menschlichen Möglichkeiten zu wenige ausgewählt und entwickelt werden und die nicht-gewählten sich zwar für das Individuum als notwendige herausstellen, aber nicht für die Gesellschaft als brauchbare. Das von mir hier als »Überschuß« bezeichnete ist nicht irrational, es gewinnt eine — nachvollziehbare — eigenen Macht über die Individuen und ist von ihnen nicht individuell regulierbar. Wenn also in einer Gesellschaftsform große Entwicklungsmöglichkeiten existieren, die gleichzeitig bedeutungslos für das Ganze sind, zerstört dies die einzelnen und kann zur Negativkraft gegen das Gemeinwesen werden.

Maron schreibt unter besonderen Bedingungen. Ihre Romane, Kurzgeschichten

und Theaterstücke wurden in der DDR nicht veröffentlicht. Eine Diskussion über ihre Kritik findet öffentlich nicht statt. In dem Roman sagt ein »führendes Mitglied der Assoziation dichtender Männer« (155), der die Sprache zum höchsten Gut des Menschen erklärt, zu einer Schriftstellerin, die sterben soll: »Wir haben Romantizismen, Lyrismen, Pathos, Selbstmitleid, Infantilismus und modisches Feministengeklapper nachweisen können. Worte wie Hoffnung, Sehnsucht, Schmerz, Leid einschließlich der dazugehörigen Adjektive sind durchaus überrepräsentiert.« (156) Angenommen, Maron ließe hier Kollegen zu ihren Werken sprechen, so greift diese Kritik nicht. »Die Überläuferin« ist utopielos, aufmüßig, resignativ und reflektiert über die hohen Anforderungen an die Individuen und die Schwierigkeiten objektiver Art, alle Lebensdimensionen zusammenzubinden; zwischendurch gibt Maron die Illusion einer individuellen Identität als Einheit auf, ohne schon etwas an diese Stelle setzen zu können.

Kornelia Hauser (Hamburg)

**Atwood, Margaret: Der Report der Magd.** Deutsch von Helga Pfetsch. Claassen Verlag, Düsseldorf 1987 (398 S., Ln., 36,- DM)

Margaret Atwood, 1939 in Ottawa geboren, gilt als eine der bedeutendsten kanadischen Schriftstellerinnen. Ihr jüngster Roman beschreibt in einer bitteren Satire die Republik Gilead, eine in die nahe Zukunft projizierte Theokratie, die auf dem Boden der ehemaligen USA eine besondere Art von bibelfestem Puritanismus vertritt. Aus der Sicht der Titelgestalt — und damit aus einer Perspektive von unten — wird der demütigende Alltag in der patriarchalischen Gilead-Diktatur nachgezeichnet. Atwood entwickelt die Horrorgeschichte eines totalitären, die Frauen verachtenden und nur noch als Gattungswesen benutzenden Machtapparates, dessen Muster von den theokratischen Vorstellungen der Puritaner bis zum frauenfeindlichen Fundamentalismus im Iran reichen. Angesichts moderner (Gen-)Technologien mutet ihr Entwurf eines religiös eifernden Patriarchats in der Tat »altväterlich« an. Ihre negative Utopie erscheint wie ein Versatzstück aus bestimmten übersteigerten Tendenzen unserer gegenwärtigen Gesellschaft: Neo-Konservatismus, Umweltzerstörung, radioaktive Verseuchung, Leihmütterschaft, Computerfahndung.

Die Elite — die Kommandanten — hält sich neben ihren unfruchtbaren Repräsentationsgattinnen Mäde als Gebärmaschinen. In einer strengen Hierarchie dienen »Marthas« als Haushaltspersonal, sorgen »Jesebels« als Prostituierte für die Führerclique, gibt es »Ökonofrauen« für die Unterschicht, werden »erfolglose« Mäde als »Unfrauen« in verseuchte Kolonien geschickt. Die Begattung, die in Anwesenheit der Kommandantenfrau einmal monatlich erfolgt, ist ein steriler puritanischer Akt, bar jeglicher Lust und Erotik. Macht und Sexualität gehen eine unheilvolle Verbindung ein. In dieser alptraumartigen Welt lebt die Titelgestalt Desfred, wie alle Mäde nach ihrem Besitzer genannt. Aus ihrer begrenzten Sicht berichtet sie in der Ich-Form über ihren rigide bewachten Alltag. Rotgewandet und mit einer Flügelhaube versehen, darf sie das Haus nur zum Einkauf, Arztbesuch und zu quasi-öffentlichen Geburten verlassen. Der Blick auf die politischen Mechanismen dieser »Republik« bleibt ihr buchstäblich versperrt. Gesellschaftliche Zusammenhänge werden erst in den »Historischen Anmerkungen« am Ende des Romans, einer glänzenden Parodie des Wissenschaftsbetriebes, auf dem 12. Symposium über Gileadstudien im Jahre 2195 »rekonstruiert«.

In Desfreds nüchtern registrierende Beobachtung ihrer Umgebung drängen sich immer wieder sehnsüchtige Erinnerungen an ihr Leben in einer freien Gesellschaft vor der Errichtung Gileads. Das vergangene private Glück mit ihrem Mann und ihrem Kind wird zu ihrer persönlichen Utopie, zur Überlebenshilfe. Später wird die

verbotene Liebesbeziehung zu Nick, dem Chauffeur des Kommandanten, wie in Orwells »1984« zum Akt der Rebellion. Wohldosiert teilt die Erzählerin einige Praktiken zur Stabilisierung des Regimes mit: »Betvaganzas« zur religiösen Festigung, öffentliche Hinrichtungen als Warnung für Regimekritiker. Dabei enthält sich die Autorin jeglicher Schilderung spektakulärer Grausamkeiten.

Die Erzählung ist charakterisiert durch den engen Blickwinkel der weiblichen Hauptfigur, die um ihr Leben erzählt, ein menschliches Gegenüber erzählend beschwört: »Ich erzähle, also seid ihr.« (346) Atwood verweigert auch in diesem Roman eindeutige Stellungnahmen, vordergründige Lösungen. Typisch der Schluß, als Desfred in das Auto steigt, mit dem sie vermutlich als Staatssicherheitsdienst getarnte Untergrundkämpfer abholen, die Nick möglicherweise zu ihrer Rettung gerufen hat: »Und so steige ich hinauf, in die Dunkelheit dort drinnen oder ins Licht.« (380) Trotz aller Kritik an der Gilead-Diktatur sind die Fronten keineswegs klar. Der Kommandant, der für Desfred in heimlichen Treffen zur einzigen Bezugsperson wird, erscheint menschlich, fast bedauernswert. Die Verstrickung der Heldin in die Unterwerfungsrituale, ihre Komplizenschaft, läßt etwas von der komplexen Beziehungsstruktur zwischen Opfer und Täter ahnen und spiegelt somit Atwoods Lieblingsthema »killer-victim« wider, die Unmöglichkeit einer klaren Grenzziehung zwischen »gut« und »böse«.

So gibt es keinen eindeutig feministischen Standpunkt. Eine Schlüsselszene spielt in einem Bordell, das, obgleich es für die dort arbeitenden Frauen die Endstation ist, als letzte Bastion einer verblicheneren Erotik fast verführerisch wirkt. Die der Machtergreifung vorausgehende Bücherverbrennung von pornographischen Schriften ist durchaus auch als Seitenhieb auf einen gewissen feministischen Puritanismus zu verstehen. Der Gebärcult dürfte nicht zuletzt als Überzeichnung der Ideologie einer »Neuen Mütterlichkeit« interpretiert werden. Daß Frauen negativ gezeichnet sind — so die Mäde in ihrer teilweise lustvollen Beteiligung an Massenritualen, so die regimetreuen »Tanten« als Sprachrohr des Antifeminismus —, hat der Autorin harsche Vorwürfe von feministischer Seite eingebracht. Diese Kritik wird im Roman — als Erinnerung an die frauenbewegte Mutter Desfreds — antizipiert: »Du wolltest eine Frauenkultur. Nun, hier ist eine. Nicht das, was du gemeint hast. Aber sie existiert. Seid dankbar für die kleinen Gnaden.« (169)

Solche Ironie, wie sie allen Atwood-Heldinnen anhaftet, macht die der Autorin eigene Verfremdungstechnik aus. Nicht immer scheint der ironische Gestus der Romanfigur angemessen, so wenn Atwood Desfred bei der leidvollen monatlichen Pflichtübung denken läßt: »Ich erinnere mich an den Rat, den Königin Viktoria ihrer Tochter gab. *Schließe die Augen und denke an England.*« (126) Für Autorin und Erzählerin gilt gleichermaßen: »Man löst sich. Man beschreibt.« (127) Die tastende, unsichere Erfassung der vermeintlichen Realität reicht bei Atwood bis in die kleinsten Partikel der Erzählung, typisch die Suchbewegungen der Sätze, die Zurücknahme, Konterkarierung von gerade Gesagtem. Ihre Denkfiguren werden zu Sprachfiguren. Die Projektion von beunruhigenden, verunsichernden, widersprüchlichen Erfahrungen — gerade von Frauen — in die Zukunft, um sie so greller und radikaler beleuchten zu können, scheint das Ziel des Romans. Atwoods Erzählkunst, ihr Sprachkalkül wird diesem Anliegen — bis auf wenige Abstriche — gerecht.

Ingrid Wiede-Behrendt (Bochum)

**Rehmann, Ruth: Die Schwaigerin.** Carl Hanser Verlag, München 1987  
(219 S., Ln., 34,- DM)

Aus der Erinnerung an eine »Riesenfrau«, die kraftvollen Zusammenhalt und Geborgenheit ausstrahlt, erstet das Bild der Bäuerin Anni. Die Ich-Erzählerin des Romans streift in Gedanken die jüngste Vergangenheit, sie wird mit dem Zusammenbruch dieser Freundin konfrontiert. Die Jahrzehnte der Rastlosigkeit von Anni, die vermocht haben, der Ich-Erzählerin ein Gefühl der Ruhe zu vermitteln, sucht sie nun noch einmal zu vergegenwärtigen. Als diese, ein Stadt- und Beamtenkind, nach 1945 das erste Mal in Annis bayerisches Dorf Schwaig kommt, kann sie in der ländlichen Hermetik ihr »Kriegs-Ich« ablegen. Das Flüchtlingsdasein wird ihr erleichtert, sie findet in der ihr sehr fremden Lebensweise einen Halt, den sie über vier Jahrzehnte in zeitlichen Abständen immer wieder in Annis Nähe suchen wird.

Das Leben von Anni ist Arbeit, sie strukturiert die Zeit und die alltägliche Ordnung, das Verhältnis zur Natur und zu den Menschen. Ihr Alltag gliedert sich in eine Aufeinanderfolge mühseliger Arbeiten: »Ist die eine getan, fängt die nächste an, langsam, stetig, ohne Hast, ohne Rast« (29). Auf dem Bauernhof verrichtet sie nicht nur die aufwendigen, häuslichen Arbeiten, sondern ihr obliegt ebenso die körperlich noch schwerere Arbeit auf dem Feld und im Stall, da Vater und Ehemann in der Fabrik hinzuverdienen müssen. Ärger oder Zärtlichkeit drückt sie über ihre Tätigkeit aus, im lauten Scheppern beim Geschirrabwasch oder im sanften Verarzten einer Wunde. Nur darüber kann die Ich-Erzählerin, die gewohnt ist, das Leben den Worten zu entnehmen, Auskunft über Annis psychische Verfassung erhalten: »Man muß ihre Gefühle aus den Dingen und Tätigkeiten herausholen, die andere Möglichkeit gibt es nicht.« (97)

Ruth Rehmann hat mit literarischer Präzision und Brillanz die Thematik des ländlichen Frauenalltags problematisiert, ohne herkömmliche Heimat- und Dorfklichschees zu reproduzieren. Die Figuren sind keine Helden-, Witz- oder Opfergestalten, sondern Menschen, die in ihrem spezifischen, alltäglichen Tun ihre individuelle Subjekthaftigkeit hervorbringen. Die Widersprüche, die diesem Prozeß innewohnen, werden weder lächerlich gemacht noch verharmlost. Rehmann läßt die Ich-Erzählerin in ihren Reflexionen diese Widersprüche erkennen. Diese bewundert in Anni den »Arbeitsmenschen«, der eine ihr kaum nachvollziehbare, über Generationen und Sozialisation gewachsene Kraft der Alltagsbewältigung repräsentiert. Sich selbst sieht sie mehr als »Lebemenschen«, der sich im ländlichen Lebensraum nur hier und da nützlich machen kann, für den aber das genießende und reflektierende Verhältnis zu Natur und Menschen dominierend bleibt. Sie weiß um die Idealisierung, die sie um Anni und das Dorf zu legen geneigt ist. Ihre Beziehung zu Anni ist wie die allerer, die im Laufe der Jahre bei der Bäuerin unterkommen, geknüpft an Annis wohlthuende Fürsorge. In extremen Lebenssituationen, geprägt von Beziehungsschwierigkeiten, Schwangerschaft und Geburt, sucht und erhält die Ich-Erzählerin Annis Unterstützung. Dennoch verläßt sie das Dorf auch immer wieder, braucht die Distanz. In dem Aufbau dieses Spannungsverhältnisses liegt *ein* literarischer Reiz des Romans. Innere Monologe mit der vorgestellten Ansprechpartnerin Anni und ohne sie wechseln mit Erlebnisbeschreibungen der Ich-Erzählerin, die sie aus eigener oder erzählter Erfahrung schöpft. Die verschiedenen Zeitebenen, deren Tempi an der Nähe-Distanz-Konstruktion orientiert sind, greifen nicht chronologisch ineinander. Die Erinnerungen der Ich-Erzählerin versuchen zu erfassen, wie eine einstmalige Gegenwart nun als Vergangenheit begriffen werden muß.

Gespräche während der Arbeit und in den Abendstunden, in denen sie Anni Fragen stellen und ihr zuhören darf, gehören zu den wenigen Erlebnissen, von denen die

Ich-Erzählerin meint, hier habe sie Anni unterstützen können. Sie spürt, daß Anni eigentlich nur geben will bzw. kann: daß sie kaum in der Lage ist, Hilfe anzunehmen oder Schwäche zuzulassen. Sie muß »das Sach«, Hof und Haushalt, und sich selbst immer im Griff haben. Träume hat sie zwar: von einer Liebe, die nicht aus dem Krieg zurückkehrte, oder von einer Stellung als Köchin bei einer Baronsfamilie, die das Dorf verließ. Anni durfte aber nur zwecks kurzfristiger landwirtschaftlicher Arbeitseinsätze von zu Hause fort. Schließlich sagte sie schweigend ja zu einem Mann, der auf Grund seiner Arbeitsfähigkeit für geeignet befunden wurde. Als eines ihrer Kinder stirbt, mündet ihre Trauer in die Sorge um andere Menschen.

Die Sichtweise der DorfbewohnerInnen auf das eigene Leben ist die des »Zufriedenseinmüssens«: »Zufrieden ist der höchste Ausdruck ihrer Gefühle ... so könnte 'zufrieden' am Ende nichts weiter bedeuten, als eine höfliche Form zu sagen, daß nichts zu sagen ist.« (112) Die Zufriedenheit paßt sich den jeweiligen Bedingungen an. Die Veränderungen, die die Ich-Erzählerin über die Jahre im Dorf wahrnimmt und als Bedrohung empfindet, werden von den männlichen und weiblichen Dorfbewohnern als Fortschritt realisiert und ohne Fragen zu stellen gelebt. Chemiewerke entstehen und bedingen ökologisch bedenkliche Eingriffe in die Natur; die Männer arbeiten in den Werken unter lebensgefährlichen Bedingungen. Die Frauen drängen auf verbesserten Lebensstandard, der für sie eine Erleichterung der alltäglichen Hausarbeit bedeutet. An die Stelle des Geschichtenerzählens und Lesens von Kitschromanen rückt in der Freizeit das Fernsehen.

Die Bäuerin Anni wird Wirtin einer Pension und Gaststätte. In noch größerem Ausmaß als zuvor ist sie Tag und Nacht für andere da. Dadurch findet die Ich-Erzählerin kaum noch Kontakt zu Anni. Sie erlebt den Verlust eines heimatlichen Gefildes anders als die Dorfbevölkerung: »Die Idylle, die ich dahinschwinden sah, war für sie nie Idylle gewesen.« (174) Mit dieser vermeintlichen Idylle geht ihr die Freundin Anni mehr und mehr verloren, zuerst durch deren Arbeit in der Gaststätte, später bedingt durch Annis Krankheit. Sie sieht sich nicht in der Lage, etwas für Anni zu tun, ihr die körperliche und psychische Fürsorge, die diese nun braucht, zukommen zu lassen. Anni zieht in das Haus ihrer Tochter, sie hat nicht mehr die Kraft, allein zu wirtschaften. Jetzt muß sie Pflege und Hilfe annehmen. Die Ich-Erzählerin muß erkennen, daß es die Geborgenheit, die sich für sie im alltäglichen Tun Annis hergestellt hat, nicht mehr geben wird. Was Anni ihr und anderen hat zuteil werden lassen, war auf Kosten von Annis eigenem Leben aufgebaut. Die Ich-Erzählerin verläßt den Ort nun endgültig, und in ihren Erinnerungen leistet sie jene Arbeit, die Anni nicht möglich ist: die Trauerarbeit.

Heike Weinbach (Marburg)

**Steinbrügge, Lieselotte: Das moralische Geschlecht.** Theorien und literarische Entwürfe über die Natur der Frau in der französischen Aufklärung. Ergebnisse der Frauenforschung Bd. 11. Beltz Verlag, Weinheim, Basel 1987 (153 S., br., 24,- DM)

Seitdem Silvia Bovenschen vor zehn Jahren die »imaginierte Weiblichkeit« in den Blick genommen hat, sind in zahlreichen Publikationen die Bilder und Mythen von der Frau untersucht worden, oft jedoch nur als Ausdruck einer männlich-rationalen Unterdrückungsstrategie, der gegenüber es eine spezifisch weibliche Offenheit, Durchlässigkeit und Sensibilität zu verteidigen gelte. Die historisch begründete »Polarisierung der Geschlechtscharaktere« wurde allerdings so ins Unendliche verlängert. Frauenforschung geriet zur Verteidigungsbastion feministischer Reserverate. Diese schließlich nur noch zur Abgrenzung der Frau gegen eine feindlich-männliche Außenwelt dienende Rückzugs-Position greift Lieselotte Steinbrügge in ihrer Dissertation an, indem sie den Diskurs über die Frau aus dem Kontext wissenschaftlicher

Diskussion um die Natur des Menschen in der französischen Aufklärung ableitet. So wird einsichtig, wie sich das theoretische Konstrukt »Frau« mit den bekannten Eigenschaften der Häuslichkeit, Zärtlichkeit, Emotionalität nicht einer hinterhältigen männlichen Repressionsstrategie verdankt, sondern der Ausdifferenzierung der Kenntnisse über den Menschen mit seiner Gefühls- und Geistesnatur. Galt bis zum Beginn des 18. Jahrhunderts noch »L'esprit n'a point de sexe« (21) und war die weibliche Gelehrte geradezu Ausdruck der Perfektibilität menschlichen Geistes, so entsteht mit der Aufwertung des Gefühls im Rahmen sensualistischer Erkenntnistheorie eine neue Kategorie der Wahrnehmung, die mit »goût«, »sensibilité« oder »sociabilité« umschrieben wird. Als ein Indiz der »Dialektik der Aufklärung« schlägt sich der wissenschaftstheoretische Fortschritt der Überwindung des mechanischen Rationalismus in einer Dichotomisierung der Geschlechtseigenschaften nieder, bei der der Frau, angeblich mehr als der Mann durch ihre Körperlichkeit und insbesondere ihre Reproduktionsfähigkeit bestimmt, die emotionalen, dem Mann dagegen die rationalen Seiten der Erkenntnis zugeschrieben werden. An diesem Punkt wird am deutlichsten, daß die Domestizierung der Frau Konsequenz des emotionalen Defizits in den sich konstituierenden rationalen bürgerlichen Verkehrsformen ist, die durch »holde Weiblichkeit« abgemildert werden sollen.

Die Konstitution des spezifisch weiblichen Gefühls steht also im Kontext der »Erfindung« der Familie, der Privatheit, der Kindheit. Auf allen Ebenen wird der Frau auf Grund ihrer größeren Naturnähe die Aufgabe des Pflagens, Bewahrens und Ausgleichens zugeteilt. Das Weibliche erscheint als Residuum der Menschlichkeit, das Männern überhaupt nicht mehr erreichbar ist. Die Idealisierung wie die Verteufelung des »Weibes« lassen sich aus dem Eindruck eines naturnotwendigen Defizits an Vermittlungsfähigkeit bei den Männern ableiten. Vom Doppelcharakter der Domestizierung der unberechenbaren weiblichen Natur und der Förderung moralischer Sensibilität sind denn auch die Programme für die Mädchenerziehung geprägt. Und erst auf dieser Ebene werden die tatsächlichen repressiven Konsequenzen der Polarisierung von weiblichem Gefühl und männlicher Vernunft sichtbar: Wäre theoretisch eine Gesellschaft denkbar, in der die rationalen und emotionalen Anteile bei beiden Geschlechtern ein Mischungsverhältnis eingehen, so hat die Bindung der Frau an ihre Reproduktionsfunktion eine Fülle von Erziehungsmaßnahmen zur Folge, die sie gesellschaftlich entmündigen: Abwehr von professioneller Berufsausbildung, insbesondere in den Naturwissenschaften, Erziehung zu Diplomatie, Gefälligkeit, Kenntnis von Musik und Sprachen.

Die Arbeit hält sich sehr eng an die dargestellten Texte, so daß einige Konsequenzen nicht in der hier angedeuteten Schärfe gezogen werden. Insbesondere sind die sozialgeschichtlichen Gründe für die Notwendigkeit der Ausbildung eines weiblichen Geschlechtscharakters wie auch die Denkmotive der »Dialektik der Aufklärung« mehr gestreift als in den Gang der Untersuchung eingebaut. Es scheint gelegentlich, als ob Steinbrügge aufklärerische Rationalität als Vertreibung einer ursprünglichen »unmittelbare(n) Menschlichkeit« (14) betrachtete, die sich doch als Kategorie überhaupt erst im Prozeß der Aufklärung entwickelt hatte.

Mich hätte es zudem (vor allem unter dem Aspekt der Aktualisierung der Forschungsergebnisse, die gelegentlich in den Anmerkungen unternommen wird) interessiert, ob sich die Einsicht der französischen Spätaufklärung in die Defizite der Rationalität nur in der Konstruktion eines idealisierten *Frauenbildes* niederschlägt oder ob es auch Mischformen gibt. Zumindest in der englischen und deutschen Dramenliteratur, aber auch bei Diderot, gibt es »zärtliche Väter«, die Inbegriff derjenigen Tugenden sind, die man nach den Darlegungen Steinbrüggens nur Frauen zusprechen

würde. Bei der Polarisierung der Geschlechtscharaktere scheint es also (zum Glück) nicht so eindeutig zuzugehen, wie die »Platzanweisung im theoretischen System« (123) es suggeriert. Allerdings wäre es wohl eher Aufgabe weiterer Untersuchungen, die Brüche und Widersprüche bei der praktischen Bewährung des Modells herauszuarbeiten, denn im Endeffekt wird auch die weibliche Gefühlswelt einer ebenso rechenhaften Rationalität unterworfen wie die männlichen Geschäfte, und diejenigen, die Vernunft und Gefühl überhaupt noch miteinander verbinden können, sind die Mätressen. Von solchen Konflikten spricht das »Bürgerliche Trauerspiel«.

Gerade der stark systematisierende Charakter der Arbeit macht sie als Grundlagendstudie für weitere Untersuchungen geeignet. Sie ist auch für Nicht-LiteraturwissenschaftlerInnen lesbar. Alle französischen Zitate sind in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Vor allem aber hat Lieselotte Steinbrügge sich das Verdienst erworben, wissenschaftsfeindlichen und irrationalen Zügen in der feministischen Diskussion wie in der Frauenforschung entschieden entgegenzutreten.

Claudia Albert (West-Berlin)

## Kunst- und Kulturwissenschaft

**Kittler, Friedrich A.: Grammophon Film Typewriter.** Brinkmann & Bose Verlag, West-Berlin 1986 (430 S., Ln., 48,- DM)

Kittlers Buch ist bereits kurz nach seinem Erscheinen zur Kultlektüre geworden. Was ist es, das Studenten z. B., die noch keinen Begriff von der *Moderne* haben (können), bei der Berührung mit diesem Kommunikat verärgert und verstört zurückläßt, weil sie mit ihrem Bedürfnis zu lernen kläglich an den Sätzen scheitern, die oft gar nicht verstanden, sondern — dem Anspruch ihres Verfassers folgend — nur *gelesen* werden wollen, die sich dagegen sträuben, referiert zu werden: weil sie bei ihrer Suche nach einfachen Erklärungszusammenhängen ständig ins Leere oder im Kreis herumgeführt werden? Was ist es, das die anderen so fasziniert an der Lektüre, daß es fortan in ihrem Wortschatz nur noch *Eingeschriebenes, Imaginäres, Signifikantes, Diskursives, Verschaltungen, Vernetzungen ...* zu geben scheint?

Pauschal geurteilt speisen sich Aggression und Fasziniertheit zugleich aus zwei Eigenarten des Buches. Erstens: Es ist scharf und markant in der verbalen Kritik bestehender und antizipierter Medienverhältnisse. Es bietet andererseits aber auch keine Eingriffsmöglichkeiten für das (intellektuelle) Subjekt in dieselben an (sieht man einmal vom Schreiben ab): der Lesende wird aus der Notwendigkeit entlassen, sich über Strategien der Veränderung Gedanken machen zu müssen. Die Kritik ist folgenlos. Und zweitens trifft man im Buch auf keinerlei verbindliche Systematik. Es ist eklektizistisch und beliebig im Umgang mit bisherigen Erkenntnissen (auch der Mediengeschichtsschreibung), behandelt diese wie einen Steinbruch und schert sich den Teufel um historische Faktizitäten jeglicher Art. Außer dem üblichen umfangreichen Anmerkungsapparat nebst angehängter Bibliographie hat es wenig mit herkömmlicher, als wissenschaftlich anerkannter Literatur gemein. Es ist noch am ehesten einzuordnen in die insbesondere literaturwissenschaftlich-publizistische Tradition (Kittler kommt aus der Literaturwissenschaft), die im Schreiben über den Gegenstand dessen Eigenarten und Strukturen aufscheinen lassen möchte, es als Höchstform der Interpretation begreift, schreibend quasi das bereits Geschriebene modifizierend zu verdoppeln. (Eine Praxis, in der sich z. B. auch Filmkritik hierzulande seit Jahren übt.)

Kittlers Gegenstand sind nur äußerlich die drei im Titel genannten neuen Medien

des 19. Jahrhunderts (mit einigen ihrer Verlängerungen in das 20. hinein). Viele Enttäuschungen im Umgang mit dem Buch entstehen daraus, daß eine geradlinige, konsistente Mediengeschichtsschreibung erwartet wird. Kittler will *erzählen* (4), angesichts einer drohenden Informations-Apokalypse. Nicht in erster Linie über die Medien selbst, sondern über die Art und Weise, wie sich die erstmals neuen Techniken der Kommunikation niedergeschlagen («eingeschrieben») haben in den Texten von Zeitgenossen ihrer Gründerjahre. Film, Grammophon oder Schreibmaschine waren ja nicht nur Gegenstände der Erörterung von Bastlern und Ingenieuren. Sie wurden auch von Schriftstellern und Philosophen, Pädagogen und Psychologen, Soziologen und anderen Textproduzenten reflektiert, explizit oder implizit, decodierbar aus ihrer Sprache, die durch die Neuerungen mit-geformt worden ist.

Kittler wandelt im bisher wenig erschlossenen Raum zwischen Technik und Geistesgeschichte, wobei Lacans Konzept des *symbolisch strukturierten Unbewußten* als Vermittlungsinstanz zwischen dem Realen und dem Imaginären den methodologischen Knotenpunkt der *Textverschaltungen* und *-vernetzungen* bildet. (Die Nähe zu dem Forschungsprojekt »Metadisziplinäre Literaturanalyse« an der Kasseler Gesamthochschule, in dessen Leitung Kittler mitwirkt(e?), ist offensichtlich, auch ohne daß der Autor darauf eingeht.) Kittler ist auf der Suche nach *Signifikanten* (im Lacanschen Sinne), jenen sprachlichen Konstruktionen, die Symbolcharakter haben für die Zeit, in der sie entstanden sind. Der Prozeß dieser Spurensuche gestaltet sich als ein teils atemberaubendes Assoziieren zwischen dem, was einige Medien resp. Technikgeschichtsschreibungen (die Auswahl ist willkürlich) hervorgebracht haben, und dem, was der Autor selbst in den Büchern vornehmlich literarischer und philosophischer Geister auf-gelesen hat. Die ausgegrabenen Fundstellen beeindruckten. In toto sind sie ein Baustein für die Revision einer Auffassung von Literatur- und Geistesgeschichte, die letztere autonom gegenüber der Entwicklung der verschiedenen Reproduktionsmedien setzt.

Aber Kittler will mehr: Er möchte für das Deutsche werden, was Lacan für das Französische (gewesen) ist. Höchstes Ziel der Assoziation ist die Stimmigkeit der Sprachbilder, der die Eigenart der Artefakte sich unterordnet. Dem, was sich da leichtfüßig durch die technischen Sachsysteme hindurchformuliert, darf mißtraut werden. Ein Beispiel: »Man brauchte den Zerhackungsmechanismus nur zu automatisieren, die Filmrolle zwischen den Belichtungsaugenblicken also mit einer Flügel-scheibe und zwischen den Projektionsaugenblicken mit einem Malteserkreuz abzudecken — und dem Auge erschienen statt der einzelnen Standphotos überganglose Bewegungen.« (187) Bei einem Projektor, bei dem der ausfallende Lichtkegel mit dem *Fortschaltmechanismus* (dem Malteserkreuz) abgedeckt wird, erscheint dem Auge gar nichts. Er ist ein technisches Un-Ding. Zwar ist die Verallgemeinerung reiz- und eindrucksvoll: »Zerhackung oder Schnitt im Realen, Verschmelzung oder Fluß im Imaginären — die ganze Forschungsgeschichte des Kinos spielte nur dieses Paradox durch.« (187) Aber was gibt sie her, wenn das, worauf sie im Realen aufbaut, schlichter Unsinn ist? Wie groß muß das Mißtrauen erst sein, wenn es um Verallgemeinerungen und Analogien aus der Welt der schnellen Rechner geht, wenn die einfachsten physikalischen Sachverhalte ad absurdum geführt werden?

In seinen Assoziationsangeboten zwischen den verschiedenen Diskursbereichen von Gesellschaft ist das Buch anregend und verweist ständig auf das notwendige komplexe Denken in der Auseinandersetzung mit Medien. Es ist nützlich im Sinne einer produktiven Verunsicherung all jener bequemen Konzepte, für die Geschichte immer noch wesentlich in den Dimensionen von ungebrochenen Kontinuitäten, stetigem Fortschreiten zum genetisch Höheren etc. gesetzt ist. Freilich ist die Symbiose



von technikgeschichtlichen Aspekten der Medienentwicklung und dem psychoanalytischen Diskurs in der französischen und angelsächsischen Medien- resp. Filmtheorie seit mehr als zehn Jahren exzessiv geübte Praxis. 1975 veröffentlichte Christian Metz zum ersten Mal seinen berühmten Aufsatz *Le Signifiant imaginaire*, in dem er sich mit der psychoanalytischen Konstituierung des kinematographischen Apparates beschäftigte. Jean-Louis Baudry's *Le dispositif* stammt ebenfalls aus diesem Jahr. Der Kino-Apparat als »Technik des Imaginären« bestimmt seitdem jene zweite Semiologie des Films, die nur (mit wenigen, von der wissenschaftlichen Öffentlichkeit kaum wahrgenommenen Ausnahmen) hierzulande kaum rezipiert worden ist, die aber in Frankreich, England und den USA zahlreiche publizistische Nachfolger gefunden und in einigen Varianten (z.B. in den Beiträgen Stephen Heaths oder Jean-Louis Comollis) ein hohes theoretisches Niveau erreicht hat. Es verwundert, daß Kittler, der sonst durchgehend in seinem Text auf die Präsenz seiner französischen Gedankenväter Wert legt, diesen Diskussionszusammenhang völlig außer acht läßt.

Siegfried Zielinski (West-Berlin)

**Kittler, Friedrich A., Manfred Schneider und Samuel Weber (Hrsg.): Diskursanalyse I: Medien.** Westdeutscher Verlag, Opladen 1987 (190 S., br., 39,50 DM)

Die Autoren wollen die Medientheorie im »westdeutschen Sprachraum« von den »testamentarischen Bindungswirkungen des Kulturindustrie-Kapitels der 'Dialektik der Aufklärung'« befreien und »ein Spiel von Diskursen« ermöglichen (8). Manfred Schneider erläutert, daß Martin Luther eigentlich Medientheoretiker war. Von »Luthers semiotischer Revolte« (18), seiner »Sakramentalsemiotik« (23), sei die Epoche der Buchlektüre feierlich eröffnet worden. Dann erklärt Norbert Bolz, warum die Geschichte der Massenmedien identisch ist mit der Geschichte des modernen Krieges: Im Zeitalter des Films sei das Sehen zu einem Angriffsakt geworden. Bolz schlußfolgert: »Die im Maßstab tellurischer Insektenvertilgung exekutierte kollektive Selbstvernichtung ist die sich selbst unkenntlich gewordene rauschhafte Kommunikation der Gemeinschaft mit dem Kosmos — diese These ist ein Skandalon für Friedensbewegte und ein Ärgernis für Aufgeklärte.« (27) So eingeführt, begegnet der Leser Darstellungen zur Entdeckung des Magnetismus, der Elektrizität, der Schallwellen, ihrer Bedeutung als Bruchstellen der Diskurse. Es folgen Beiträge zu E.T.A. Hoffmann, zum Telefon und zu Richard Wagners Medientechnologie. Im abschließenden Kapitel über die Medien des Posthistoire betrachtet Bernhard J. Dotzler das Denken als Datenverarbeitung, Bettina Rommel berichtet über die medienpolitischen Strategien in Frankreich und Jens Schreiber setzt sich unter dem Titel »Stop Making Sense« mit der »Dekomposition des Einen in endlose Permutationen und Kombinationen« (172) auseinander. An der Vielfalt der Themen ist ohne weiteres erkennbar, daß die Autoren Mühe hatten, ihren geballten Sachverstand auf knappem Raum zu servieren und ihn daher etwas zerstückeln mußten. Verständlich also, wenn »wolfgang ernst« in »Xerografitti« seinen entschwundenen geistigen Ergüssen nachtrauert: »Torpedo, name meiner schreibmaschine: ihr knatterndes geräusch verhallt echolos in der kopie meines textes, die nicht/einmal mehr die spur eines eindrucks an sich trägt. doch nach wie vor pressen die fotokopierenden das buch auf die glasplatte: geisterhaftes doppel der gutenbergs-praxis« (132) Postmodernes Wissen: »paraphrasieren des längst schon vermuteten, dislozierender umgang mit den zitat. unverhohlener eklektizismus.« (137) Damit ist das Gestaltungsprinzip des Bandes charakterisiert.

Wird Beliebigkeit zum Programm, kann die Berufung auf Lacan, Derrida und Foucault nur Zufall sein: »In allem Geschriebenen ist der Große Name der Herren-

Signifikant, der aus dem tönenden Brei der Stimme eine Kette von Worten macht.« (172) Wie wahr. Fazit: Es genügt nicht, keine Gedanken zu haben; man muß auch unfähig sein, sie auszudrücken (Karl Kraus). Patrik Baab (Saarbrücken)

**Maletzke, Gerhard: Kulturverfall durch Fernsehen?** Verlag Volker Spiess, West-Berlin 1988 (126 S., br., 20,- DM)

Maletzke, einer der Väter empirisch ausgerichteter Medien-/Kommunikationsforschung der Bundesrepublik, hat sich mit einigen modisch kulturpessimistischen Varianten von Fernsehkritik auseinandergesetzt, repräsentiert insbesondere durch Bücher wie »Die Droge im Wohnzimmer« (Mary Winn), »Schafft das Fernsehen ab« (Jerry Mander), »Das Verschwinden der Kindheit« (Neil Postman) sowie vor allem »Wir amüsieren uns zu Tode« (Folge-Bestseller desselben Autors). Ironische Verrisse und gelegentliche Verweise gegen dieses — seit 1979 aus den USA importierte — Lesefutter hat es reichlich gegeben. Sie werden aber der Bedeutung kulturpessimistischer Fernsehkritik um so weniger gerecht, je mehr ihre Verbreitung z.B. im Deutschunterricht zunimmt und je mehr man selbst in Proseminaren von Universitäten feststellen muß, daß solche bequeme Literatur das klare Denken über Medien erschwert.

»Behauptungen über das Fernsehen und seine Wirkungen« nennt Maletzke das Kernkapitel seines streitlustigen Essays (10-91). Er hat es um 20 immer wiederkehrende Thesen einschlägiger Fernsehkritik gruppiert: »Früher war alles besser« (11f.), »Unsere Kultur verfällt« (12f.), »Die Menschen verlernen das Lesen« (14ff.), »Fernsehen macht die Menschen passiv« (59ff.) ... Die Rückführung der Bestseller auf solche Stereotypen markiert zwei wichtige Merkmale der kritisierten Argumentationsmuster: Sie nähren sich vornehmlich aus unverdauter und entschärfter Kritischer Theorie, und sie sind nicht wirklich an der Kritik bestehender Medienverhältnisse interessiert, stellen dafür auch kein geeignetes Beschreibungsmaterial zur Verfügung — weshalb sie auch konsequent den erreichten Stand der internationalen Forschung ignorieren. Sie sind im Kern selbst beispielhafter Ausdruck des herrschenden medialen Diskurses: Indem sie das vorhandene Unbehagen in breiten Teilen des Bildungsbürgertums gegenüber gesellschaftlichen, vor allem kulturellen, Krisenerscheinungen aufgreifen und unter dem scheinbar radikalen Programm der Abschaffung des Fernsehens in die ungefährlichste Richtung lenken: die Pauschalkritik am sogenannten »Leben aus zweiter Hand«. Damit das »erste« ja unangetastet bleibt!

Maletzkes Kritik geht freilich nicht ganz so weit. Er zeigt einerseits die internen logischen Brüche der kulturpessimistischen Apologeten auf und konfrontiert sie andererseits immer wieder mit Grunderkenntnissen empirischer Kommunikationsforschung. Er konterkariert ihr »einfaches Denken« (Kap. 3) mit der Vieldimensionalität des Gegenstands Fernsehen. Dem erreichten Niveau von mit Medien befaßter Kommunikationswissenschaft bezüglich der »Wirkkraft der Medien« (105ff.) oder des »Bildes vom Menschen«, das sich die Wissenschaft macht (113ff.), ist denn auch das Kapitel vor dem Schlußwort gewidmet, mündend in die Skizzierung einiger »Neue(r) Wege in der Kommunikationswissenschaft« (117ff.). Wobei Maletzke sich auch hier stark auf die der empirischen Kommunikationsforschung verpflichteten Denkansätze und Methoden beschränkt. Siegfried Zielinski (West-Berlin)

**Hoven, Herbert (Hrsg.): Guten Abend: Hier ist das deutsche Fernsehen.** Zur Sprache der Bilder. Luchterhand Verlag, Darmstadt, Neuwied 1986 (209 S., br., 14,80 DM)

Ein Literat und (ehemaliger) Magazin-Moderator räsoniert über die Unmöglichkeit, Literatur über den Bildschirm zu verbreiten oder diesen gar selbst literarisch werden zu lassen: Jürgen Lodemann, bekannter Ruhrgebietsautor und resignierter SWF-Redakteur, gleichwohl mit verwegendem Gestus: »Den Sender zu besetzen, das heißt heute, die Verfügungsgewalt zu übernehmen: die über die geltende Religion.« (14) Aber ob damit der elektronischen Korrumpierung von Literatur, der seichten »Bildchen-Bildung« Einhalt geboten werden kann? Jürgen Peters, Literaturprofessor in Hannover, nimmt den sturen Zeitfetischismus und zynischen Populismus heutiger Fernsehredakteure immerhin satirisch aufs Korn. Michael Scharang, Wiener Schriftsteller, begründet noch einmal, also in Wiederauflage, warum er nicht fürs Fernsehen schreiben will: Denn alle, die das tun, »arbeiten an dem Herrschaftsideal vom sprachlosen Untertanen«. Kunst könne und dürfe unter den Bedingungen des »Staatsjournalismus« gar nicht existieren (47). Wie und worunter existiert sie sonst gemeinhin?

Der Leiter der Abteilung »Kultur und Gesellschaft« bei Radio Bremen, obendrein ein Filmmacher, plädiert hingegen für eine »sensible« und »kalkulierte« Handhabung der Textsprache, wenn sie dokumentarische Fernsehbilder begleitet; er sieht also durchaus noch Entwicklungschancen für ein anderes, besseres Fernsehen, auch wenn er dem gegenwärtigen scharf ankreidet, es habe den »Bildern das Denken abgenommen« (62). Offenbar haben sich auch dabei Ursache und Folge oder gar Subjekt und Objekt verkehrt. Mit Harun Farockis seit 1974 bekanntem Beitrag »Über die Arbeit mit Bildern im Fernsehen« lassen sich recht plakative, uneingelöste oder auch uneinlösbare Ansprüche visueller Dokumentationsarbeit rekapitulieren, auch im Kontrast zum vorausgegangenen Aufsatz. Eine dankbare, fraglos erbärmliche Programmsparte zerfetzt mit ideologiekritischem Ernst der Filmkritiker Georg Seeßlen, als »überzeugter Provinzler« im Allgäu landsmannschaftlich besonders betroffen: die »Volksmusiksendungen im deutschen Fernsehen«. Doch am Ende überzieht er: »So wie der Heimatfilm das einzig genuin deutsche Filmgenre ist, so ist die Volksmusiksendung eine der wenigen genuin deutschen Fernsehformen.« (79) Schade, daß Seeßlen der sonst grassierenden »Musikitis« im Fernsehen, bei Shows, Videoclips und überall sonst, keine Beachtung schenkt; sie wäre seiner kritischen Kompetenz angemessener und auch nötiger gewesen.

Wie die deutsche Fernsehsprache dem Diktat der Synchronisation gehorcht und dadurch schon gravierende, aber bislang unentdeckte Veränderungen erfahren hat, darüber macht sich der Schriftsteller L. Haring weiterzuverfolgende Gedanken. Nicht nur die Lexik ist betroffen, dergestalt etwa, daß Fernsehfiguren ununterbrochen »Ich liebe Dich« hauchen und alles mögliche lieben, vielmehr passen sich auch Syntax und Semantik an. Ror Wolfs »Telefongespräch im Fernsehen anlässlich des Qualifikationsspiel zur Fußballmeisterschaft Zypern gegen Deutschland am 23. November 1968 in Nikosia (ARD)«, auch schon mehrfach publiziert, bekommt von dem *Spiegel*-Journalist A. Schirmer ein Pendant aus Mexiko (1986), freilich im bekannten Jargon des Feuilletons.

»Beobachtungen eines Voyeurs« vor einem »multikulturellen« Bildschirm steuert der Schweizer Dinkelmann bei. Kostprobe: »Fernsehen ist an sich ein demagogisches Medium, weil es ein Massenmedium ist ...« (121) Und: »Das Medium Sprache ist denkbar ungeeignet für das Fernsehen. Sprache ist ihrem Wesen nach kompromißlos, weil differenzierend, begründend, definierend, festlegend. Sprache dient

der Sprache ...« (129) Weiß dieser junge Sprachverehrer nicht, wozu und für wen sie mißbraucht werden kann? Gewiß, Bilder sind nicht weniger korrumpierbar, aber auch nicht fraglos mehr! Bernd Wagner befaßt sich vornehmlich mit dem Kultur- und Kunst-Kommerz, nicht eigentlich mit dem Fernsehen — wenngleich ihm dies für unvermittelte Seitenhiebe erhalten muß: »Dieses Land brauchte nicht die Kunst, es bekam statt dessen das Fernsehen.« (154) Die einst großartige Idee eines (fast) vergesellschafteten Rundfunks, den dieses sich restaurierende Nachkriegsdeutschland als unwillkommenes Erbe von den Alliierten aufgedrückt bekam, übersieht der unerbittliche Kunst-Verteidiger geflissentlich, oder er weiß von ihr nichts mehr. Entsprechend fehlen jene analytischen Einsichten in ihre weithin vollzogene Denaturierung.

Der Herausgeber bemäkelt am Beispiel von Goethes 150. Geburtstag, wie die Programmillustrierten einen »Dichturfürsten zum Anfassen« inszenieren. Dem alerten Herrn aus Weimar, der schon damals auf der verfügbaren Klaviatur der Vermarktung vortrefflich spielte, hätten diesen modernen Potentiale gefallen, soweit seine Vorlieben bekannt sind. Analytischer gesprochen: Wenn Kunst und Kultur in dieser Gesellschaft den obwaltenden Maximen zu gehorchen hat, dann können oder sollen sich diese auch manifestieren, die Literatur kann dafür keine Ausnahme sein. Kulturkritik wird aufhören müssen, sich ständig selbst in die Tasche zu lügen.

Schließlich verurteilt A. Bubenik, unverdrossener Medienproduzent und -protagonist aus Niederbayern, »das fundamentale Versagen der großen Anstalten ARD und ZDF inklusive der Hörfunksender«, nicht ohne umgehend »Gedankenanstöße zu geben, etwas wirklich qualitativ anderes an ihre Stelle zu setzen« (188). Doch die Vorschläge bewegen sich in bekannten Bahnen; sie reichen von der Forderung einer besseren Ausbildung der Journalisten bis zu der der stärkeren Beteiligung des Publikums — Überlegungen, die so gut oder schlecht sind, wie die Strukturen es zulassen.

Persönliche Geschichten und Erfahrungen mit dem Fernsehen sollten die Beiträge insgesamt sein: Wenn sie es doch wirklich wären! Manche intellektuelle Gespreiztheit und analytische Manie wären dann erspart geblieben.

Hans-Dieter Kübler (Hamburg)

## Soziologie

**Beer, Ursula (Hrsg.): Klasse Geschlecht.** Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. AJZ-Verlag, Bielefeld 1987 (275 S., br., 28,- DM)

Der Begriff der Klasse faßt einen Herrschaftszusammenhang, dessen Aufhebung die Perspektive einer klassenlosen Gesellschaft freigibt. Die geschlechtslose Gesellschaft hingegen ist keine mögliche Utopie. Einige Beiträge des vorliegenden Bandes arbeiten zu dem eigenwilligen Verhältnis der beiden — auf unterschiedlichen Ebenen angesiedelt — Kategorien Klasse und Geschlecht. Und obwohl sehr unterschiedliche »Schulen« zu Wort kommen, so etwa Systemtheorie (Scheich), Werttheorie (Woesler) und Marxismus (Beer), sind doch fast alle Aufsätze von der — eher psychoanalytisch orientierten — Autorin Evelyn Fox Keller besonders berührt. Eine zweite Eigentümlichkeit ist, daß — vielleicht, da alle Schreiberinnen aus dem Innenraum von universitären Institutionen kommen — das Erkenntnisinteresse wissenschaftsimmanent ist und den Bezug zur *Befreiungsbewegung* manchmal kaum noch anhen läßt. Die dritte Eigentümlichkeit ist der Umgang mit Argumentations»fronten«, so, wenn von »einigen Feministinnen« geredet wird, ohne daß sie genannt würden (vgl. 64),

oder — und dies eigentlich durchweg — von »dem Marxismus«, der sogar noch zum Subjekt wird und »beansprucht, Totalität zu begreifen« (188), was selbstverständlich als Aberwitz entlarvt wird. Auf diesen Ebenen können die Leserinnen etwas über die Schwierigkeiten erfahren, sich feministisch *innerhalb* bestehender Wissenschaftsdisziplinen und ihrer Institutionalisierung zu konstituieren, mit dem Ziel, gegen die und mit den bestehenden theoretischen Produktivkräften neue Vorschläge zu formulieren. Hier wird etwas vom Ineinander von Abhängigkeit (Lohn und Anerkennung) und Autonomie (Frauenbewegung und außerinstitutionelle Ziele) und deren unterschiedlicher Handhabung sichtbar.

Der Beitrag von Gudrun Axeli-Knapp (Arbeitsteilung und Sozialisation) ist anregend für all jene, die sich kategorial und empirisch mit individuellen Reproduktionsverhältnissen beschäftigen; und während in den meisten Referaten andere Feministinnen schlicht affirmativ zitiert werden, prüft Knapp jede Schwachstelle (z.B. im Ansatz von Veronika Bennholdt-Thomsen), legt sich Fragen und Antworten neu zu recht, weist zurück und kommt zu Weiterentwicklungen, und dies in einem Ton, den ich mir für alle feministischen Auseinandersetzungen wünsche. Wie Becker-Schmidt begreift auch Knapp — implizit auf die kritische Theorie zurückgreifend — die Identitätslogik, den *Identitätszwang* als Herrschaftsform, in der die Reduktion des Menschen zur Frau stattfindet und vor allem sich reproduziert. »Mit sich und ihrer sozialen Funktion identisch ist die Frau nur als Nicht-Identische des Mannes. Alles Nicht-Identische an ihr selber treibt sie aus dem Zusammenhang heraus, in dem sie definiert wird und aufgehoben wird.« (250) Ihr theoretischer Bezugspunkt ist die Marxsche Analyse der »Arbeitskraft« und der »Ware Arbeitskraft«, die sie in (geschlechtlich unterschiedene) »Arbeitsvermögen« reformuliert, um die Formbestimmtheit (privat/gesellschaftlich) ihrer spezifischen »Anwendungsbedingungen« (242) mitfassen zu können.

Regina Becker-Schmidt formuliert als Ausgangsthese in ihrem Beitrag »Frauen und Deklassierung«: »Wichtige Prozesse, die gesellschaftliche Kontinuität gewährleisten, entgingen der produktionszentrierten Sichtweise. Die Fokussierung auf Herstellung und Verwertung von Gütern, auf die Ausbeutung von Lohnarbeit, schob die Frage in den Hintergrund, an welche Organisationsformen eigentlich die Erzeugung von Menschen, das Weiterbestehen von Populationen und deren Kulturen gebunden ist.« (188) Sie zerlegt Blochs »Kampf ums neue Weib«, bis nichts Nützliches mehr von ihm bleibt, um zu zeigen, »wie die strukturelle Ungleichstellung von Frauen durch einseitige, Realitäten ausklammernde, männlichkeitszentrierte Sichtweisen verdunkelt wird.« (202) Noch ausführlicher kommt dann Meillassoux zu Wort, mit dem schlichten (und bei ihm selbst nachzulesenden Ergebnis), daß die Macht der Männer auf zwei Monopolen beruhe: »Verwaltung der Produktions- und Lebensmittel und ... Kontrolle des Heiratsmarktes« (217). Die Literaturrezeption von Becker-Schmidt liest sich wie die Vorarbeit zu den Thesen von Knapp, die daraus die Früchte nach Hause trägt.

Siegrid Metz-Göckel untersucht das »Verhältnis von Frauenbewegung und Frauenforschung im Diskurs der neuen sozialen Bewegungen«, Marlies Krüger stellt »Überlegungen und Thesen zu einer feministischen (Sozial-)Wissenschaft« an, Christine Woesler de Panafieu übt »Feministische Kritik am wissenschaftlichen Androzentrismus«, Elvira Scheich schreibt »Zur politischen Theorie der Technik« und Ursula Beer problematisiert »Objektivität und Parteilichkeit« als einen »Widerspruch feministischer Forschung«. Es ist hier nicht möglich, sie alle zu referieren. Sie seien allen wissenschaftlich arbeitenden Frauen empfohlen. Die meisten Beiträge eignen sich zur Einführung in bestimmte Teilbereiche feministischer Forschung: z.B. der

Beitrag von U. Beer, der materialreich die geschlechtsspezifische Arbeitsteilungsdebatte referiert und für eine neue Wertlehre plädiert oder S. Metz-Göckel, die die verschiedenen Standpunkte der Frauenbewegung ins Verhältnis zur Verschiedenheit in der Frauenforschung setzt. Auch sind die meisten Beiträge streitbar, bloße Zustimmung oder Ablehnung sind, auch ob der transparenten Herleitung der Thesen, kaum möglich.

Geärgert haben mich die Zitierkartelle und die damit verbundenen Borniertheiten, so z. B. wenn behauptet wird: »Der Marxismus hat keine Ansätze für eine egalitäre Subjekttheorie entwickelt.« (200) Die fehlende Zurkenntnisnahme von TheoretikerInnen wie Althusser, Christine Buci-Glucksmann, Michèle Barrett, die Arbeiten der Kritischen Psychologie und feministischer Sozialistinnen in der BRD u. a. wird besonders dann zum Skandal, wenn in jedem Beitrag der Wunsch nach einer »interdisziplinären Orientierung«, einer »integrativen Theorie« geäußert wird.

Kornelia Hauser (Hamburg)

**Fox Keller, Evelyn: Liebe, Macht und Erkenntnis.** Männliche oder weibliche Wissenschaft? Aus dem Amerikanischen von Bettina Blumenberg. Carl Hanser Verlag, München, Wien 1986 (215 S., br., 29,80 DM)

In neun Essays ergründet Fox Keller, Biologin und Physikerin am Massachusetts Institute of Technology, die Verbindung von Männlichkeit und Wissenschaft und liefert weitere Bausteine für das Bemühen um eine feministische Erkenntniskritik. Ansatzpunkt der Analyse sind die im Zentrum der modernen Wissenschaften und Gesellschaften stehenden Dichotomien von männlich — weiblich, objektiv — subjektiv und öffentlich — privat. Verknüpft mit diesen sei in der Naturwissenschaft die strenge Trennung von Geist und Natur und das Vorherrschen eines Erkenntnismodells, das einseitig an Macht — und nicht am Gegenpol »Liebe« — interessiert sei. Für das (Fort-)Bestehen dieser Dualismen nimmt für die Autorin die Geschlechtsspezifität von Wissenschaft eine Schlüsselstellung ein.

Im ersten Teil des Buches untersucht sie das Wirken von Männlichkeit historisch, am Beispiel der sich wandelnden Vorstellungen von Erkenntnisgewinnung in der abendländischen Geistesgeschichte. Deutlich würden die geschlechtsspezifischen Elemente an der häufigen Verwendung einer sexuellen Metaphorik zur Beschreibung des Erkenntnisprozesses. In drei Essays stellt sie ausführlich die sprachlichen Verwendungen bei Platon, Bacon und im Kontext der Gründung der Royal Society vor, in der sich die moderne Naturwissenschaft erstmals etablierte. Während bei Platon Erkenntnis noch mit »Liebe« verknüpft und auf Gemeinsamkeit zwischen Erkenntnissubjekt und -objekt ausgerichtet sei, träte bei Bacon, mit dem Übergang zur experimentellen Naturwissenschaft, Macht und Beherrschung über eine vom Geist befreite Natur in den Vordergrund. Entsprechend bediene sich Bacon der Metapher der heterosexuellen Unterwerfung zur Beschreibung von Erkenntnis: ein viriler Wissenschaftler entlockt der als weibliche gedachten Natur ihre Geheimnisse.

Im zweiten Teil des Buches thematisiert Fox Keller die von der herrschenden Wissenschaft negierten subjektiven Elemente von Erkenntnis. Für die Herausarbeitung der psychischen Strukturen, die ihrer Ansicht nach die besten Voraussetzungen bieten für die Mitarbeit an einer von Objektivität und Distanz zum Erkennenden geprägten Wissenschaft, bedient sie sich eines psychoanalytischen Erklärungsmodells: der »Objektbeziehungstheorie« (78). Dieser Ansatz begreift den Prozeß der Entwicklung des Knaben zum autonomen Subjekt als zugleich von Beziehungslosigkeit und Angst vor Liebe geprägt. Diese emotionale Fehlentwicklung sei der Hintergrund für eine ähnlich starre kognitive Entwicklung, die wiederum zu einer intellektuellen

Haltung führe, die an der Beherrschung des Erkenntnisgegenstandes interessiert sei. Die geschlechtsspezifische Rollenverteilung in der Kleinfamilie, in der der Vater für Individuation und Abtrennung stehe, bedingt die unterschiedliche Prägung von Knaben und Mädchen und bringt diese spezifisch männliche, intellektuelle Haltung hervor. Dieser »autozentrischen« Wahrnehmung stellt Fox Keller eine auf Liebe basierende, von Gemeinsamkeit zwischen Erkenntnissubjekt und -objekt ausgehende, »allozentrische« Wahrnehmung gegenüber. In dieser Haltung sieht sie auch die Perspektive für eine notwendige Veränderung der Wissenschaften. Als weiteres Element für das Fortbestehen der männlichen Subjektivität in den Wissenschaften und damit den Verhinderungen von Veränderung nennt sie die dort herrschende männliche Sprachregelung, die eine Anziehungskraft für gerade »autozentrisch« wahrnehmende Menschen habe. Die zentrale Stellung, die Fox Keller der frühkindlichen Entwicklung zur Erklärung der Männlichkeit der Wissenschaft zuschreibt, finde ich problematisch. Zum einen reproduziert Fox Keller damit selbst einen männlich-weiblichen Dualismus — der übrigens auch der Psychoanalyse inhärent ist —, und sie kann nicht erklären, weshalb z.B. auch Naturwissenschaftler/innen an Macht und Beherrschung interessiert sein könnten. Schließlich bleibt unklar, wie eine grundlegende Umwälzung der wissenschaftlichen Erkenntnisprozesse zu erringen sei, außer durch die Veränderung der Subjektentwicklung in der frühkindlichen Phase. Den Hinweis auf die Sprachregelung ausgenommen, geht Fox Keller an keiner Stelle ausführlicher auf den gesellschaftlichen Kontext (Politik, Ökonomie, Geschlechterverhältnisse) ein, in dem Wissenschaft stattfindet. Wissenschaft erscheint zwar als männlich, existiert ansonsten aber als »autonome« Institution.

Überzeugender ist Fox Keller im dritten Teil, wo sie Konsequenzen des Beharrens auf Dualismen für die Naturwissenschaft herausarbeitet. Die anhaltenden Probleme der Physik, im Gefolge der Quantenmechanik, zu einem neuen Paradigma zu gelangen, beruhen eben auf dieser Unfähigkeit, die Erkenntnis einschränkenden alten Trennungsmuster abzuschütteln. Fox Kellers Hypothese ist, daß nur über die Anerkennung der Interaktion zwischen Subjekt und Objekt und das Abschiednehmen vom Dogma, wissenschaftliche Theorie könne Natur vollständig erfassen, die Physik die derzeitige Stagnation überwinden könne. In einem weiteren Aufsatz zeigt sie an einem Beispiel aus der theoretischen Biologie, wie sich der der Naturwissenschaft inhärente Hierarchie- und Herrschaftsgedanke in wissenschaftlichen Erklärungsmodellen widerspiegelt und damit eine komplexere und prozeßhafte Wechselwirkung zwischen Faktoren übersieht. Eine Alternative zu dieser (be-)herrschenden Naturwissenschaft zeigt Fox Keller im letzten Essay am Beispiel der Biologin Barbara McClintock. Sie stünde für eine »allozentrische« von Liebe, nicht Macht geleitete Wahrnehmung. Indem sie in Interaktion zu ihrem Forschungsobjekt getreten sei, habe sie in ihren Arbeiten zur Transposition von Genen komplexere Vorgänge erkennen und die Natur so auch in ihrer Vielheit erklären können.

Zur Übersetzung des Buches ist anzumerken, daß englische Satzkonstruktionen oftmals beibehalten wurden: Eingriffe eines Lektorats wären hier notwendig gewesen.

Susanne Kerstin Schmidt (Hamburg)

**Hoffmann, Ute: Computerfrauen.** Welchen Anteil haben Frauen an Computergeschichte und -arbeit? Rainer Hampp Verlag, München 1987 (215 S., br., 24,80 DM)

Die Frage im Untertitel des Buches weckt die Hoffnung, endlich aus der Flut von Veröffentlichungen herauszutreten und eine klare Antwort zu bekommen. Ute Hoffmann will die Teilhabe von Frauen an der Computerwelt untersuchen und ihren Abschluß. Nahezu umfassend referiert sie die Diskussion zu diesem Feld, bezieht auch

zahlreiche englischsprachige Bücher ein. Die Schlichtheit der Ausgangsfrage verkompliziert sich bald zu ausschließlich ungelösten Problemen. Die Arbeit mit den bestehenden Theorien bleibt bloßes Referat, sie verschiebt nicht die Annahmen der Autorin oder bisherige Ergebnisse. So endet das Buch wie es begann: mit der Ausgangsfrage. Für deren Bearbeitung wird vorgeschlagen, historische Studien zu machen, aktuelle Probleme von Frauen in Computerberufen und den Zusammenhang von geschlechtsspezifischen Umgangsweisen mit Technik und herrschenden Geschlechtsrollenstereotypen zu untersuchen.

Was erfährt man über den Stand der Diskussion zu diesen Problemen in Ute Hoffmanns Buch? Leben und Arbeit der Gräfin Ada Augusta von Lovelace werden im Spiegel verschiedener Biographien und Rezeptionen ausführlich vorgestellt. Ute Hoffmann sucht hier nach sozio-kulturellen Hintergründen der Bewertung von Frauennarbeit. Lovelace lernte 1833 Charles Babagge, den Erfinder einer Rechenmaschine kennen, die allgemein als Vorläufer für Computer angesehen wird. Überliefert sind Arbeiten von ihr, in denen sie Aufbau und Funktionsweise dieser Maschine dokumentierte. In früheren Biographien wird Lovelace lediglich als Übersetzerin von Babagges Arbeit gesehen. Dies schreibt die Verfasserin der damaligen »sozialen Geschlechterdefinition« (36) zu, die — bei ihr sehr ausführlich beschrieben — das Geniale, Erfinderrische dem Männlichen und das Unterstützende, Helfende dem Weiblichen zuschrieb. Im Zuge der Herausbildung einer Trennung zwischen Hard- und Softwareentwicklung erfuhr Lovelaces Arbeit eine Neubewertung, und in ihr wurde die erste Programmiererin gesehen. Diesen Wandel erklärt Ute Hoffmann nicht, sie warnt jedoch vor der Idealisierung historischer Personen und belegt überzeugend, daß Geschichte *gemacht* wird.

Bei der weiteren Suche nach qualifizierten Anteilen von Frauen an der Computerarbeit geht Hoffmann auf die »ENIAC-girls« in den vierziger und fünfziger Jahren ein, die im Zweiten Weltkrieg mit der Programmierung der Flugbahnen von Geschossen beschäftigt waren. Mit Verbreitung und Anwendung elektronischer Rechner in Büros und Verwaltungen übernahmen später Männer den Aufgabenbereich »Programmierung«. Zur Erklärung dieser Verdrängung bzw. dieses Zurückweichens von Frauen referiert die Verfasserin den Ansatz von Philip Kraft und kritisiert, daß er den »Geschlechterwandel des Programmierens« allein mit Qualifikationsanforderungen begründe (vgl. 95). Dem hält sie entgegen, daß Berufsinhalt und -status (Beck-Gernsheim), Arbeitskultur und verschiedenen Elemente wie z.B. das Geschlecht selbst, die die Qualifikationsanforderung für bestimmte Arbeiten ausmachen (Cockburn), miteinbezogen werden müssen. Diese Problemanordnung greift sie dann leider nicht auf, um sie auf den Fall der Verdrängung der »ENIAC-girls« anzuwenden, sondern geht über zum nächsten Thema, zur Frage des geschlechtsspezifischen Umgangs mit der Computertechnik. Hier referiert sie Ansätze feministischer Technikkritiken (M. Mies, A. Game/ R. Pringle, D. Janshen u.a.), die gegen die angebliche Objektivität der Naturwissenschaften deren Männlichkeit betonen. Schließlich wendet sie sich Utopien einer »sanfteren«, von Frauen gestalteten Computertechnik zu, in denen kleine, netzwerkartige, dezentrale und ökologisch vertretbare Systeme angestrebt werden. Man spürt beim Lesen ihre Zweifel daran, diese utopischen Vorstellungen allein mit Weiblichkeit verknüpft zu denken. Als Hoffnung äußert sie — und begründet damit, weshalb sie sich solchen Ansätzen so ausführlich widmet —, daß diese Argumentationen »Trennungen in der Wahrnehmung von Männlichkeit und Weiblichkeit gegenüber der Computertechnik« (114) radikalisieren. Eine Perspektive gibt sie hier nicht an.

Ob es geschlechtsspezifische Programmierstile gibt, ist bislang umstritten, und es



besteht die Schwierigkeit, dies empirisch nachzuweisen. Ute Hoffmann prüft für diese Frage »psychologische Untersuchungen zur Computernutzung« (118). Sie muß jedoch feststellen, daß die Frage entweder nicht bearbeitet wurde oder — dies gilt für zwei Untersuchungen — keine Unterschiede nach Geschlecht bestätigt wurden. Mehr Anregungen erhofft sie sich aus der Untersuchung der Bildersprache um Computer. Männer benutzen hier eher eine Kraft- und Wildwest-Sprache, während Frauen Analogien zur Handarbeit (Stricken, Weben) verwandten (vgl. 121). Im letzten Teil werden Erfahrungen von Frauen mit dem Computer und ihr zahlenmäßiger Anteil an den Datenverarbeitungsberufen anhand verschiedenster Untersuchungen und Statistiken dargestellt. Diesen Umfang und diese Ausführlichkeit (man erfährt, wie die Untersuchungen gemacht wurden, Probleme der Begrifflichkeit, der Verallgemeinerung usw.) habe ich sonst nirgendwo gefunden. Wie zu erwarten war, sind Frauen unterrepräsentiert. Ute Hoffmann problematisiert diese »relative Seltenheit« von Frauen in Computerberufen unter Berufung auf das Konzept des »token-Syndroms« der amerikanischen Soziologin R. Kanter (162f.). Dieser Ansatz versucht zu erfassen, welche Folgen es für Frauen hat, vereinzelt als Zeichen für ein »anderes« in männerdominierten Arbeitsgruppen zu bestehen. Sie folgert hieraus, daß die »Sichtbarkeit als vereinzelt andere ... Frauen gerade daran hindern (könne), ihre je eigenen Beiträge zu entfalten« (166). Implizit argumentiert sie so abschließend für Maßnahmen zur Förderung von Frauen in DV-Berufen, ohne schon gleich Strategien mitzugeben zu können.

Sünne Andresen (West-Berlin)

**Backes, Gertrud Maria: Frauen und soziales Ehrenamt.** Zur Vergesellschaftung weiblicher Selbsthilfe. Maro-Verlag, Augsburg 1987 (253 S., br., 29,80 DM)

Während Untersuchungen und Studien der letzten Jahrzehnte ehrenamtliche Arbeit geschlechtsunspezifisch sahen, wiesen Frauenforschungen auf den großen Anteil von Frauen hin. (Nach Schätzungen werden 80 Prozent der unbezahlten sozialen Arbeit in den Wohlfahrtsverbänden von Frauen geleistet.) Sie gehen davon aus, daß *mit* und *in* der ehrenamtlichen Arbeit die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung in dieser Gesellschaft reproduziert wird: Nur die Frauen können unbezahlt ehrenamtlich tätig werden, die Zeit haben und finanziell abgesichert sind. Dies gilt überwiegend für Hausfrauen. Für sie wird die Gefahr gesehen, daß die ehrenamtliche Tätigkeit sie von einer Erwerbsarbeit abhält. Die Arbeiten *innerhalb* des Feldes der ehrenamtlichen sozialen Arbeit sind traditionell verteilt, die wenigen Vorstands- und Funktionärspositionen sind mit Männern besetzt.

Mit der vorliegenden Studie versucht Gertrud Backes die Analyse ehrenamtlicher sozialer Arbeit als Arbeitsverhältnis von Frauen. Soziales Ehrenamt wird von ihr als »öffentliche, aber nicht-erwerbsmäßige und nicht-familiale Reproduktionsarbeit« begriffen (137). Sie diskutiert feministische Theorien zur Erwerbsarbeit und zur Hausarbeit und stellt in Anlehnung an Dalla Costa fest, daß auch in der ehrenamtlichen Arbeit »die Arbeit trotz ihres gesellschaftlichen Erfordernisses verschleiert und unsichtbar bleibt, der Frau keinerlei zusätzliche Freiheit im Hinblick auf materielle Unabhängigkeit bringt und keine Verfügung über den von ihr geschaffenen Wert, sei es nun Gebrauchs- oder Tauschwert« (140). Backes wendet sich jedoch im Unterschied zu Dalla Costa gegen eine Bezahlung von Hausarbeit und ehrenamtlicher Arbeit, da sie die Festlegung von Frauen auf diese Arbeitsverhältnisse und damit ihren Ausschluß aus der Erwerbsarbeit befürchtet (141). Ehrenamtlicher Arbeit schreibt Backes die Funktion zu, »die Folgeprobleme der beiden anderen [Haus- und Erwerbsarbeit; Anm.d.Verf.] abzufangen, zu kompensieren und dadurch zu einem Fortbestehen der Gesellschaft trotz dieser grundlegenden Mängel beizutragen« (133).

Diese These diskutiert sie anhand der historischen Entwicklung ehrenamtlicher Arbeit, ihrer sozialpolitischen Relevanz sowie ihrer individuellen Bedeutung für die einzelnen ehrenamtlich tätigen Frauen.

Im Kapitel zur Geschichte (17ff.) beschreibt Backes die Zunahme sozialer Probleme und die damit verbundene Überforderung der professionellen Armenfürsorge, die unbezahlte ehrenamtliche Arbeit notwendig machte. Insbesondere bürgerliche Frauen fanden hier gegen Ende des letzten Jahrhunderts ein Betätigungsfeld und schufen sich damit ihren Zugang zum öffentlichen Bereich. Vor allem ihre »weiblichen« Fähigkeiten des Helfens, Pflegens und Betreuens, die sie bisher in den Familien praktizierten, wurden benötigt. Die Frauen selbst argumentierten so, um ihre besondere Eignung für die soziale Arbeit hervorzuheben. Die sozialpolitische Bedeutung ehrenamtlicher Arbeit sieht Backes in der Kostenersparnis für Staat und Kommunen auf Grund der unbezahlt verrichteten Dienstleistungen. In der gegenwärtigen Strategie zum Ausbau ehrenamtlicher Arbeit, die von seiten konservativer Politiker und der Wohlfahrtsverbände betrieben wird, erhalte diese Arbeitsform die Funktion, die sozialen Folgekosten der ökonomischen Krise mitzubewältigen. Gleichzeitig werde zu einer Stärkung der »Selbsthilfekräfte« und der Familie aufgerufen (vgl. 103).

Backes analysiert die sozialpolitische Dimension ehrenamtlicher Arbeit hier in direkter Ableitung von den gesellschaftlichen und ökonomischen Bedingungen, sie schreibt auch vom »Pufferarbeitsverhältnis in der Krise« (124). M.E. liegt hierin ein Problem ihrer Untersuchung. Entwicklungen wie z.B. die Entstehung neuer ehrenamtlicher Arbeitsformen in Initiativen und Selbsthilfegruppen oder die Diskussion um eine »Expertenkultur« im sozialen Bereich lassen sich nicht einfach aus den ökonomischen Verhältnissen ableiten. Unberücksichtigt bleibt auch der Trend des Rückgangs der Zahl ehrenamtlich Tätiger in den traditionellen Arbeitsfeldern (Wohlfahrtsverbänden) bei gleichzeitiger Zunahme der Mitarbeit in Initiativen und Selbsthilfegruppen, in denen es um Formen »selbstbestimmten Arbeitens« geht.

Als letzten Punkt untersucht Backes die individuelle Bedeutung ehrenamtlicher Arbeit. Als Motive von Hausfrauen arbeitet sie heraus, Isolation aufbrechen, Kontakte aufbauen und Selbstbewußtsein daraus ziehen zu wollen. Sie bestimmt dies als »Kompromißfunktion« (vgl. 124). Methodisch liegen diesem Teil Interviews und Beobachtungen während der Mitarbeit in einem Modellprojekt und in Seminaren mit Ehrenamtlichen zugrunde. Wie die Gruppendiskussionen verliefen und wie das Material ausgewertet wurde, erfahren die LeserInnen nicht. Kurze Zitate aus Interviews setzt Backes lediglich zur Bestätigung von Thesen ein. Als Perspektive für eine Veränderung des ehrenamtlichen Arbeitsverhältnisses fordert Backes die Existenzsicherung aus einem Erwerbseinkommen auch für Frauen. Nach einer Arbeitszeitverkürzung sollen dann Männer und Frauen gleichermaßen ehrenamtlich tätig werden. Als kurzfristige Strategie strebt sie eine »Politisierung des sozialen Ehrenamtes« (232) an.

Backes Analyse ist der erste Versuch, einen theoretischen Entwurf zu ehrenamtlicher Arbeit als Frauenarbeit zu entwickeln. Manchmal ist die Studie sehr unstrukturiert und schwer verständlich. Zusammenfassend betrachtet erscheint mir der Ausgangspunkt, ehrenamtliche Arbeit als »Arbeitsverhältnis zwischen Haus- und Erwerbsarbeit« zu fassen, zu kurz gegriffen: Neuere Entwicklungen in Organisationsformen und Tätigkeitsfeldern lassen sich nicht allein aus Veränderungen in Erwerbs- und Hausarbeit erklären. Auch die Vorstellung, ehrenamtliche Arbeit würde lediglich auf Grund der Unzufriedenheit mit Haus- oder Erwerbsarbeit geleistet, reicht nicht aus, um die Lebensmuster von Frauen in diesem Arbeitsverhältnis zu be-

greifen. Religiöse Motive, Traditionen und kulturelle Muster schaffen den Zugang zu ehrenamtlichen Arbeitsfeldern und werden dort gelebt.

Gisela Jakob (Dortmund)

**Schenk, Sylvia (Hrsg.): Frauen, Bewegung, Sport.** VSA-Verlag, Hamburg 1986 (218 S., br., 18,- DM)

Der Sammelband ist insofern eine Neuheit, als zum ersten Mal ausschließlich *Frauen* zum Thema Sport zu Wort kommen: Praktikerinnen und Theoretikerinnen, weniger bekannte Autorinnen und renommierte Wissenschaftlerinnen, alle »Insiderinnen«, die aus eigener Betroffenheit als Frauen in einer Männerdomäne schreiben. Bunt gemischt sind die Themen und Stilrichtungen der einzelnen Aufsätze. Sie umfassen Berichte aus den Praxisfeldern des Verbandssports, Beiträge aus der autonom-feministischen Bewegungskultur, Artikel zur Sportberichterstattung, Sportgeschichte, Sportmedizin, zum Schulsport und zu Sportwissenschaften; es gibt Selbsterfahrungsberichte und Darstellungen wissenschaftlicher Untersuchungen.

Breiten Raum nimmt die Problematik des Frauensports in den Verbänden ein — wohl dadurch bedingt, daß die Herausgeberin selbst eine »Verbandsfrau« ist. Hier werden u.a. Frauenfußball, die Situation der Mädchen in der Sportjugend und die unbezahlte Arbeit von Frauen in Vereinen thematisiert. Es wird gezeigt, daß Mädchen und Frauen im institutionellen Sport zwar zahlen- und leistungsmäßig stärker vertreten sind als früher und daß dieser Bereich dennoch ein männlich besetztes Territorium ist. Während Frauen sich eher auf Sportpraxis und Tätigkeiten an der Basis im Hintergrund beschränken, bestimmen Männer letztlich Sportinhalte und -strukturen. Frauen ist nicht nur die Teilnahme an diesen Definitionen erschwert, sondern es wird ihnen auch der Raum vorenthalten, um eine andere, dem geltenden leistungsbezogenen Sportbegriff widersprechende Körperlichkeit zu verwirklichen. Deshalb werden die Frauen aufgefordert, die verbandspolitischen Machtpositionen zu besetzen, um den eigenen Interessen zukünftig mehr Geltung verschaffen zu können. Für das Feld der Sportwissenschaften gilt ähnliches: In den Machtpositionen, d.h. der institutionalisierten Forschung und Lehre, fehlen Frauen, wodurch der Ausschluß weiblicher Sportpraxen aus dem herrschenden wissenschaftlichen Diskurs, ihre Stigmatisierung als defizitär angesichts des zur Norm erhobenen männlichen Sportkörpers ungehindert aufrechterhalten werden kann. Dorothee Bierhoff-Alfermann, eine der wenigen Sportwissenschaftlerinnen, sieht als eine Schwierigkeit, daß Frauen kaum bereit sind, sich ausschließlich auf wissenschaftliche Arbeit zu beschränken, eine Bedingung, die von Männern leichter eingegangen werde. Die Vielfältigkeit und stärkere soziale Orientierung der weiblichen Sinnbezüge beinhalten für Frauen jedoch gerade eine Chance, wirkliche Alternativen zur männlichen Wissenschaft zu entwickeln. Leider wird sie hier nicht konkreter.

Besonders erwähnen möchte ich den Beitrag der ehemaligen Wettkampfgymnastin Anke Abraham, die über Rollenprobleme im ästhetischen Bereich des Leistungssports schreibt. In der Gymnastik sind Leistungssportlerinnen einer extrem widersprüchlichen Anforderungsstruktur ausgesetzt: die Athletin muß Weiblichkeitsmerkmale wie Schönheit, Anmut, Emotionalität kultivieren und gleichzeitig die dem Leistungsprinzip inhärenten männlichen Anforderungen von Härte, Stärke, Durchsetzungsvermögen erfüllen. Abraham nennt dies einen »schizophrenen Dualismus«, der die Entwicklung eines stabilen Selbst verhindere und die Gymnastin in Abhängigkeit von »fremdbestimmten Idealbildern« halte. Mit Ende der Sportkarriere offenbare sich dies als Mangel und als Problem, nun unabhängig »ein neues Selbstverständnis aufbauen« zu müssen.

Die Vielfalt der Beiträge macht deutlich, daß sich *das* weibliche Sportinteresse nicht bestimmen läßt. Die Spannweite der Standpunkte läßt sich exemplarisch an folgenden beiden Artikeln aufzeigen: Während Ellen Becker, aktive Ruderin, die eklatanten materiellen Benachteiligungen und Diskriminierungen der Athletinnen im Hochleistungssport anprangert, es ihr also darum geht, die Teilnahmebedingungen für Frauen im Leistungssport zu verbessern, werden von Susanne Bischoff feministische Bewegungsutopien entwickelt, die gerade durch den Ausschluß von Leistungs-, Konkurrenz- und Disziplinierungsprinzipien charakterisiert sind. Ihr geht es um Sportkonzepte, die durch Solidarität, Spontaneität und Lust gekennzeichnet sind. Das Interessenspektrum bewegt sich also zwischen den gegensätzlichen Polen des Einbrechens in die etablierte männlich-hierarchische Sportkultur einerseits und deren radikaler Veränderung andererseits.

Das Buch bringt wenig Neues für jene, die sich bereits mit der Problematik des Frauensports beschäftigt haben. Durch häufige Wiederholungen einzelner Sachverhalte und Argumentationsmuster in den Einzelbeiträgen ist das Buch als Gesamtheit etwas langatmig. Für »Neulinge« bietet es jedoch einen guten Überblick über Probleme, die sich Frauen im Sport stellen, und über den Stand der Auseinandersetzungen.

Lotte Rose (Bebra)

**Bergdoll, Karin, Christel Namgalies-Treichler und Ursula Schumm-Garling: Frauenhaus im ländlichen Raum.** Schriftenreihe des Bundesministers für Jugend, Familie und Gesundheit (BMJFFG). Kohlhammer Verlag, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1987 (274 S., br., kostenlos)

Die wenigen Hilfen, die mißhandelten Frauen in ländlichen Regionen zur Verfügung stehen, um sie z.B. bei der Auflösung einer Mißhandlungsbeziehung zu unterstützen, reichen bei weitem nicht aus. So lautet zusammengefaßt das Hauptergebnis des Abschlußberichtes an das Ministerium. Die zweieinhalbjährige Begleitforschung (1982-85) zum Modellprojekt »Rendsburger Frauenhaus« bearbeitet die zentrale Fragestellung, welche Hilfen physisch und psychisch mißhandelte Frauen im ländlichen Gebiet benötigen (264). Untersucht wurden die speziellen Situation auf dem Land, die Mißhandlungserfahrungen von Frauen und Kindern, die Lebensgestaltung ehemaliger Bewohnerinnen, die Hilfsangebote des Frauenhauses sowie dessen Kooperation mit zuständigen Stellen und deren Einstellungen zum Problem.

»Die Frauen wurden von ihren Männern/Partnern geschlagen, getreten, geboxt, auf den Boden geworfen, die Treppen hinuntergeworfen, gewürgt, gebissen (insgesamt 84 %). Einzelne Frauen wurden mit dem Messer verletzt, mit Benzin übergossen, ausgepeitscht, mit Insektenvertilgungsmittel besprüht, mit heißem Kaffee übergossen, glühende Zigaretten wurden auf ihrer Haut ausgedrückt, ihre Haut wurde mit Glasscherben zerschnitten, sie wurden bespuckt oder nackt auf die Straße gejagt. Oder ihnen wurde gedroht, sie umzubringen« (267).

Das Lesen solcher Sätze ist schwer erträglich. Der notwendige Abstand muß hart erarbeitet werden. Manchmal drohte er mir zu entgleiten. Ich war von den Schilderungen so »getroffen«, daß mir mein Vorhaben, das Buch kritisch zu rezensieren, sogar zynisch, ja unmoralisch vorkam. Dieses Distanz-/Näheproblem betrifft nicht nur die LeserInnen, sondern auch die Forscherinnen: Daß zu befragende Frauen in jedem Fragebogen umstandlos geduzt werden, deutet ebenso darauf hin wie die Tatsache, daß die Antworten unangetastet durch das Buch gestreut werden, als sprächen sie für sich. Leidvolle Erfahrungen werden mitgeteilt, aber nicht bearbeitet. Ich vermute, daß es sich hier nicht nur um ein wissenschaftliches Problem qualitativer Sozialforschung handelt, sondern auch um ein Charakteristikum von Drittmittel-

forschungsprojekten. Finanziert werden vorzugsweise Projekte, die sich die vollständige empirische Erfassung von Problemen vornehmen. Dies hat häufig zur Folge, daß die Förderungszeit für die Anhäufung von Material verbraucht wird, was zu Lasten einer theoretischen Auswertung geht. Auch in diesem Bericht kommt das Problem »Gewalt gegen Frauen« und dessen bisherige theoretische Bearbeitung zu kurz, dafür erfahren LeserInnen Spezifika von Frauenleben auf dem Land: Es gibt weniger Ausbildungs- und Arbeitsmöglichkeiten, ein geringes Freizeit- und Beratungsangebot für Frauen, Kinder und Jugendliche: keine frauenspezifischen Beratungsangebote. Unterbringungsmöglichkeiten für Kinder sind für berufstätige Mütter kaum vorhanden, die normative Kraft der geschlechtlichen Arbeitsteilung wirkt fast uneingeschränkt. Die engere soziale Einbindung bedingt zwar, daß Frauenmißhandlungen kaum verheimlicht werden können, sie werden aber ignoriert, geduldet und als alltäglich und selbstverständlich normalisiert.

Die Polizei ist auf dem Land die einzige »Einrichtung«, die Tag und Nacht um Hilfe gerufen werden kann. Mangelnde Anonymität polizeilicher Einsätze und der Zweifel an Aussicht auf wirkliche Hilfe, hindern die Frauen daran, sich hierhin zu wenden. Die Befragungen zeigten im übrigen, daß das Verständnis für den »bis zur Weißglut gereizten Mann« bei den Polizisten überwiegt (271). An das Frauenhaus verweisen sie mißhandelte Frauen nur ungern, weil sie eine einseitige Beeinflussung gegen Männer befürchten.

Das Buch schließt mit Empfehlungen zur Verbesserung von Hilfsangeboten. Es ist allen sozialpolitischen Akteuren — nicht nur im ländlichen Raum — zu empfehlen.  
Birgit Jansen (Kassel)

## Erziehungswissenschaft

**Oser, Fritz, Reinhard Fatke und Otfried Höffe: (Hrsg.): Transformation und Entwicklung.** Grundlagen der Moralerziehung. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1986 (280 S., br., 20,- DM) (I)

**Oser, Fritz, Wolfgang Althof und Detlef Garz (Hrsg.): Moralische Zugänge zum Menschen — Zugänge zum moralischen Menschen.** Kindt Verlag, München 1986 (380 S., br., 48,- DM) (II)

**Edelstein, Wolfgang, und Gertrud Nunner-Winkler (Hrsg.): Zur Bestimmung der Moral.** Philosophische und sozialwissenschaftliche Beiträge zur Moralforschung. Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1986 (360 S., kt., 24,- DM) (III)

**Bertram, Hans (Hrsg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie.** Suhrkamp-Verlag, Frankfurt/M. 1986 (300 S., br., 18,- DM) (IV)

**Lind, Georg, und Jürgen Raschert (Hrsg.): Moralische Urteilsfähigkeit.** Eine Auseinandersetzung mit Lawrence Kohlberg über Moral, Erziehung und Demokratie. Beltz-Verlag, Weinheim, Basel 1987 (121 S., br., 28,- DM) (V)

Die Diskussion um die moralische Begründung handlungsleitender Regeln hat mit der Emanzipation unseres sozialen Bewußtseins von religiösen Vorstellungen eher zu- als abgenommen. Den jüngsten »Modernisierungsschub« erfährt diese Diskussion weniger von der Philosophie, als vielmehr von der Psychologie.

Starke Impulse gehen von dem moralpädagogischen Ansatz Kohlbergs aus, der ursprünglich nur eine Variante der von Piaget begründeten Kognitionspsychologie darstellte. Die Kohlberg-Schule warf mit ihren empirischen Ergebnissen so viele unge-

löste Fragen auf, daß sie sich in letzter Zeit stärker auf die Diskussion der Formulierung der Fragen konzentrieren mußte. Gegenwärtig versucht sie, folgende Probleme zu lösen:

1. Sie bemüht sich, das Verhältnis von formalen Strukturen des moralischen Argumentierens zu den inhaltlich bestimmten Zielen neu zu klären. Das Hauptinstrument der Begleitforschung für moralpädagogische Interventionen, die Stufenskala der Entwicklung, war bisher nur nach kognitiv-strukturellen (nicht nach die Moral inhaltlich definierenden) Kriterien konstruiert worden. Woher bezieht dann aber der Moralpädagoge die Werte, Tugenden und letzten Ziele der gewünschten Entwicklung? Von Kohlberg wurde stets allein »Gerechtigkeit« als Zielwert betont und theoretisch begründet.

Entwicklung soll am Grad der Annäherung an ein moralisch-politisches Ideal gerechter gesellschaftlicher Zustände gemessen werden. Die bloß strukturelle Bestimmung der Entwicklungsstufen hatte den Harvard-Forschern bereits bei der Planung ihrer moralpädagogischen Interventionen in Schulen, Gefängnissen und in (von Arbeitern selbst verwalteten) Betrieben nicht genügt. Die Entdeckung, daß mehr als dieser eine Wert als Ziel moralischer Entwicklung in Frage kommt, hatte fast die Einheit der Kohlberg-Schule gesprengt. Der Versuch Gilligans, Moralentwicklung mit den Zentralwerten »Verantwortung« bzw. »Fürsorge für andere« beschreibbar zu machen, offenbarte die wertheoretische Beliebigkeit des Kohlberg-Ansatzes.

2. Die Kohlberg-Schule versucht, das Mißverhältnis zwischen individueller kognitiver Entwicklung und emotional bestimmter Sozialerfahrung moralpädagogisch zu minimieren. Sie fragt: Welche weiteren Faktoren (außer der kognitiven Entwicklung der Urteilsfähigkeit) bestimmen die moralische Entwicklung? Gedeiht diese bevorzugt in sozialen Kontexten mit einer »moralischen Atmosphäre«? Dies hatte sie schon früh dazu gebracht, mit Moraldiskussionen in Gefängnissen, Heimen und Betrieben zusätzlich die erwünschte Atmosphäre zu fördern, auch wenn dadurch weder die Anstaltsordnung noch die kognitive Entwicklung der Urteilsfähigkeit direkt verändert werden kann. Für die Schaffung günstigerer institutioneller Voraussetzungen wurden Versuchsschulen bzw. sich selbst steuernde Lerngruppen in Schulzentren aus der Taufe gehoben. Dabei zeigte sich, daß das Konzept bloß normativer Interpretation der Persönlichkeitsentwicklung nicht einmal für die Begleitforschung ausreichte. Die Harvard-Gruppe entwickelte erst nach Etablierung von Experimentalgruppen in Schulen neue Instrumentarien zur Messung des Grades der Internalisierung basisdemokratisch beschlossener Regeln des Zusammenlebens und der Schulordnung. Fragen danach, welche Werthaltungen und sozialen Handlungskompetenzen (»Tugenden«) bei den Schülern erwünscht seien, wurden zunächst ausgeklammert, dann aber in der Schulpraxis zu spät als hochrelevant entdeckt.

3. Die Nachfolger Kohlbergs relativieren inzwischen die angemessene Stufenfolge der moralischen Entwicklung. Erneut wird gefragt: Bilden Regeln, Konventionen, Vereinbarungen, Gesetze, ungeschriebene Prinzipien tatsächlich den Inhalt der »Moral«? Normen dieser Art tauchen zwar fast immer in Begründungsmustern bei der verbalen Rechtfertigung moralischer Urteile auf, aber es gibt bereits andere empirische Befunde: Turiel u.a. (in: Edelstein/Keller, Respektivität und Interpretation, Frankfurt/M. 1982) entdeckten im moralischen Bewußtsein von Kindern Urteile, die von diesen selbst als »moralisch« ohne jedes Wissen von Norm- und Prinzipiengeltung ausgewiesen wurden (vgl. Turiel/Smetana, II). Danach müßte die Kohlbergsche Entwicklungsskala revidiert oder erweitert werden um eine Pluralität möglicher Entwicklungsziele und um weitere Zwischenstufen. Entscheidungen könnten auch dann als »moralische« bestimmt werden, wenn die kognitiv noch nicht allzu

entwickelten Probanden ihre Voten für sozial vorgegebene Begründungsmuster (Normen, Konventionen, Prinzipien) noch nicht verbalisieren können. Dies ist mit der gegenwärtigen Fassung der Kohlberg-Skala und den Anweisungen in den Einstufungshandbüchern für Moralurteile nicht möglich.

Zur Diskussion der Kohlberg-Modelle für eine Moralerziehung steht umfangreiches neues Material zur Verfügung, aus dem einiges hier vorgestellt werden soll:

*Zu I:* Im Zentrum des von Oser, Fatke und Höffe edierten Vortragsbandes (I) (Fribourger Fachsymposium 1982) steht die Vorstellung des »just community«-Ansatzes für Schulen (21-55; 297-324) und für selbstverwaltete Betriebe (252-296). Kohlberg u.a. stellen hier drei neue Meßskalen für die Bestimmung des jeweiligen Stadiums bzw. des Einschätzungsgrades der »Kollektivität« und der »Legitimität« von Normen aus bis zu 20 Stufen vor. Beim Vergleich mit Kontrollgruppen ohne Moralintervention in jeweils gleichen Schulmilieus belegt Kohlberg eine sehr viel höhere Gruppenidentifikation in »gerechten Gemeinschaften« mit Normen, wenn sie kollektiv gesetzt sind. Darüber hinausgehende Anforderungen, Werteinstellungsveränderungen oder Ich-Entwicklungen zu fördern oder rekonstruierbar zu machen, lehnt Kohlberg ab. Dazu ist der Kohlberg-Ansatz zu sehr einer normativen Ethik verpflichtet, welche sogar den obersten Wert »Gerechtigkeit« nahezu jedem denkbaren Wertpluralismus gegenüber öffnet. Philosophische und moralpädagogische Argumente gegen ausschließlich normativ-universalistische Erziehungskonzepte werden ausführlich entfaltet in den Beiträgen von Höffe und Nisan.

Berkowitz, Keller u.a. (auch in II, III, IV), Noam, Oser u.a. (auch in III, IV) verändern die Meßinstrumente zur Einordnung moralischer Beurteilungsniveaus so entscheidend, daß sich jeder dieser Ansätze zu eigenständigen Varianten von Moralforschung in der Kohlberg-Nachfolge entwickeln läßt. Diese Ausarbeitungen verdienen Beachtung. Ähnlich verhält es sich mit den im deutschen Sprachraum entstandenen Ergänzungsvorschlägen zur Kohlberg-Skala von Eckensberger u.a. (II, III), Lind (II, V) und Lempert (II, IV).

Hervorzuheben ist die von Edelstein scharf formulierte Kritik an allzu euphorischen Interpretationen von Interventionsstudien, welche angeblich die Möglichkeit moralischer Entwicklung glaubhaft machen. Er beurteilt die Umsetzung von Forschungsmodellen in pädagogische Programme skeptisch. Edelsteins Haupteinwand beruht auf Schulerfahrungen: die soziale Kontextabhängigkeit der moralischen Urteilsfähigkeit hält er pädagogisch für unüberwindbar.

*Zu II:* Hatte der zuerst erschienene Kongreß-Band (I) noch überwiegend Vorträge zur soziomoralischen Entwicklung versammelt, so umfaßt dieser Band (II) Beiträge zur Entstehung moralischer Identität. Mit dem Buchtitel »Moralische Zugänge zum Menschen — Zugänge zum moralischen Menschen« verweisen die Herausgeber auf die Gefahren einer mißbräuchlichen Rezeption des Kohlberg-Ansatzes durch die Erziehungs- und Resozialisierungspraxis (vgl. insbes. das Nachwort). Kohlberg hatte immer darauf bestanden, daß höhere Stufen der Moralentwicklung Menschen zwar handlungsfähiger, aber keineswegs »besser« oder »moralischer« machen können. Er übernimmt damit einen gemeinsamen Standard fast aller modernen profanen philosophischen Ethiken. Danach dürfen ausschließlich Handlungen und deren Folgen, niemals aber moralische »Charaktere« oder die vage vermuteten handlungsmotivierenden »Gesinnungen« zum Gegenstand der Beurteilung gemacht werden. Allein schon deshalb darf es keine wissenschaftlichen Legitimationen für moralische Gutachteransprüche über Personen geben. Nun wird heute aber das »Moralische« als wissenschaftlich beurteilbare Instanz im Persönlichkeitssystem erneut

entdeckt, also der Mensch selbst (und nicht nur sein Tun) wieder be- und verurteilbar.

Die hier abgedruckten Beiträge des Fribourger Kongresses von 1982 stellen zunächst noch überwiegend theorieexterne Gemeinsamkeiten des Kohlberg-Ansatzes mit anderen Konzepten der Persönlichkeitsentwicklung heraus (vgl. insb. die Beiträge von Rest, Blasi, Selman u.a., Hewer, Candee sowie Kreft). Die Gefahren einer Verstrickung von Versuchspersonen in forschungsethisch bedenkliche, weil wissenschaftlich legitimierte Gesamtanalysen von Persönlichkeitsentwicklungen lassen sich hier noch nicht erkennen. Prüfen wir aber z.B. die jüngsten (eigens für diesen Band geschriebenen oder übersetzten) Beiträge, so zeigt sich, wie vorsichtig mit Konzepten zur Entwicklung angeblich »moralischer« (damit auch »unmoralischer«) Persönlichkeiten umzugehen ist.

Turiel/Smetana werten erneut die »Abraham-Experimente« mit der Straf- und Tötungsbereitschaft auf Befehl aus (dokumentiert in: »Das Milgram-Experiment«, Reinbek 1974). Sie berufen sich hier immer noch ganz unbefangen darauf, daß sich mit solchen Versuchen Differenzen und Koinzidenzen zwischen Urteils- und Handlungsbereitschaft besonders gut beschreiben lassen. Entscheidend für eine Übereinstimmung sei nach Meinung des Autorenteam die Bestimmung einer Situation als moralisch relevant, obgleich gerade diese in den Versuchsreihen von und nach Milgram von den Probanden niemals freiwillig vorgenommen wird. Andererseits warnen Turiel/Smetana zurecht vor einer allzu einfachen Interpretation, wonach Experimente dieser Art eine generelle Sadismus- und Unterwerfungsbereitschaft in der menschlichen Persönlichkeit belegen können.

Probleme der »moralischen Konsistenz« zwischen Sensibilität, Urteil und Entscheidung thematisieren auch Edelstein, Keller, von Essen und Mönning an einer Stichprobe von 120 Kindern. Bedenkenswert ist deren folgende Überlegung: »Aus der Behauptung, daß Konsistenz über Situation, Interaktionen und Konflikte hinweg einen wesentlichen Bestandteil der moralischen Identität ausmacht, kann natürlich nicht folgen, daß die konsistente Repräsentation des Selbst in der an bestimmten normativen Erwartungen orientierten Wahrnehmung und Einschätzung anderer das Kriterium moralischer Identität sei.« (50) Die Autor/innen entdeckten, wie schon Kohlberg, individuelle Entwicklungschancen eher in provozierten Inkonsistenzen des moralischen Urteils als in starren Konzeptionen von Ich-Identität.

Der einzige nicht aus der Kohlberg-Schule stammende Beitrag zur empirischen Moralforschung stammt von Montada. Seine Untersuchung verlegt die moralischen Maßstäbe auf zentrale Persönlichkeitsmerkmale wie »emphatischen Kummer« und »existentielle Schuld«. Die Autorengruppe meint hier, innerpsychische Mechanismen der Rationalisierung einer ungerechten Weltordnung zu einer »gerechten« entdeckt zu haben. Bestreitbar sind nicht die hochinteressanten Ergebnisse, wohl aber die ausschließlich subjektzentrierte Fragerichtung, derzufolge zum wiederholten Male die Verantwortungslast für gesellschaftliche Probleme einer moralisch zu rechtfertigenden Ordnung dem Einzelindividuum aufgebürdet werden darf. Nehmen wir z.B. die folgende These: »individuelle Hilfe für einzelne Familien würde die Ungerechtigkeit nicht beseitigen«. Diese zutreffende Einsicht wird nicht bestritten, aber doch hier nur als individuelles Verdrängungsproblem ausgewertet: »damit ist ein weiteres Abwehrargument gegenüber individueller Hilfeleistung formuliert« (225). Zu warnen sei also vor möglichen (hier nicht gezogenen) Schlußfolgerungen, daß als existentielle Schuld erfahrene Konflikte therapierbar seien, weil sie als innerpsychische Probleme so gut erforschbar sind.



*Zu III:* Die notwendige Diskussion um das erwünschte Endziel moralischer Entwicklung war auch als Streit der Philosophen bereits in Fribourg 1982 von Habermas (in I und II nicht dokumentiert, hier 291ff.), Höffe (I) sowie Küng (II) wieder eröffnet worden. Unter dem Signum »Stufe 6« wird diese ungeklärte Frage neu diskutiert. Die höchste Stufe bei Kohlberg bildet bekanntlich keinen Meßwert in den Längsschnittstudien (205ff.; vgl. auch Puka). Die Auswertungshandbücher und publizierten Ergebnisse enden bei einer nur vertragstheoretisch begründbaren postkonventionellen »Stufe 5«. Übergänge von dieser zur angenommenen »Endstufe« und damit zum Zielpunkt universeller Moralbegründung sind bisher weder belegt noch überhaupt systematisch erforscht worden. Die Stufe 6 kann daher philosophisch nur dahingehend diskutiert werden, ob sie das erwünschte Endstadium der Entwicklung bilden soll oder nicht. Dem Leser sei daher empfohlen, die Aufsätze von vornherein als Beiträge zu sich jetzt erst entwickelnden Wertediskussionen zu lesen. Von den zahlreichen Beiträgen verdienen besonders die Interesse, welche die Kontroversen offen austragen: Nach Gilligans Alternativforschungen (s.o.) blieb die Frage wieder offen, welche weiteren Ziele außer »Gerechtigkeit« die Moralentwicklung haben soll. Die damit verbundene Frage, ob Moralen letztlich nach unterschiedlichen Zielwerten differenziert und insofern auch als geschlechtsspezifisch verschieden zu bestimmen sind, wird von Nunner-Winkler (vgl. auch Döbert/Nunner-Winkler in IV) sowie von Puka und Kohlberg u.a. verneint. Sie alle scheuen sich vor den theoretischen und praktischen Konsequenzen einer pluralen Wertethik, wie sie z.B. die geschlechtsmoralische Zwei-Reiche-Lehre darstellt. Bei der gemeinsamen Kritik an der These, daß sich Gerechtigkeit (»männlich«) und Fürsorge (»weiblich«) als Endziel moralischer Entwicklung ausschließen, hört dann aber der Konsens dieser Autor/innen auf. Während Kohlberg u.a. und Habermas mit unterschiedlichen Argumenten einen universalistisch gültigen Stufenendpunkt mit harmonisch konvergierenden Zielwerten (Gerechtigkeit, Fürsorge, Solidarität) verteidigen, erinnern Döbert, Nunner-Winkler und Puka auf überzeugende Weise an das bei Kohlberg (und z.T. auch bei Habermas) ungeklärte Problem der Werthierarchisierung auf unterschiedlichen Stufen der Moralentwicklung. Leider wird aber die Diskussion über die Brauchbarkeit bestimmter Werte zur inhaltlichen Ausfüllung bestimmter Stufen nur punktuell geführt. Eine systematische Zusammenfassung aller vorhandenen Ergebnisse zu Theorie und Empirie der Werteinstellungsforschung fehlt in diesem Band. Denn die Diskussionen über »Neue Moral« sind gegenwärtig weniger von den Psychologen und Pädagogen der kognitiven Moralentwicklungstheorie, eher dagegen von denjenigen Soziologen angeregt worden, welche die Wertwandelshypothese kreierte haben (Rokeach, Inglehart, Yankelovich u.a. in den USA; Klages, Kmiecik, Hillmann u.a. in der BRD):

Die Herausgeber Edelstein und Nunner-Winkler (vgl. Vorwort) behandeln, ebenso wie Tugendhat und Boyd, Moral ausschließlich philosophisch, als bestünde sie nur aus Prinzipien-, Regel- und Normensystemen. Da Bewertungsprobleme als Gegenstände fast nur in der Motivationspsychologie auftauchen, können es sich diese Autoren hier noch leisten, ihre Wertfragen überwiegend im (von Kant vorgegebenen) formalen normativen Rahmen der für die Zukunft zu planenden Universalisierung ethischer Prinzipien zu diskutieren. Dabei belegt die empirische Wertwandelforschung eher Tendenzen zu zunehmender Partikularisierung und zur pluralen Ausdifferenzierung von je individuellen Werthaltungen.

*Zu IV:* Dieser von Bertram zusammengestellte Sammelband geht in der Einleitung des Herausgebers sowie in der Studie »Wertwandel und Moral« (Döbert/Nunner-Winkler) auf die Ergebnisse der Wertwandelforschung ausdrücklich ein. Diese

Aufsatzsammlung dokumentiert besonders auffällig, zu welchen einseitigen Sichtweisen wir kommen, wenn wir Moral entweder nur in idealistische Begriffe normativer Prinzipienethik (z.B. mit Hobbes, Kant, Kohlberg) oder in die phänomenologische Nomenklatur der deskriptiven Wert-Ethik (z.B. mit Scheler, Hartmann, Inglehart) pressen und uns damit auf völlig einseitig empirische Untersuchungsinstrument festlegen. Hervorzuheben ist daher in »Wertwandel und Moral« der Versuch, Ergebnisse der Wertwandelforschung und der kognitiven Moralentwicklungsforschung miteinander zu verbinden. Danach nimmt bei jüngeren Erwachsenen das Bewußtsein zu, selbst autonome Urheber ihrer moralischen Wertentscheidung zu sein. Döbert/Nunner-Winkler stellen bei Wehrdienstverweigerern (männlich) wie auch bei Abtreibungsbetroffenen (weiblich) eine zunehmende Wertentschiedenheit bei gleichzeitig zunehmender Toleranz gegenüber Wertentscheidungen anderer fest. Damit demontieren sie auf überzeugende Weise die These der Kohlberg-Schule, daß postkonventionelle Moral nur zunehmend universalistisch und prinzipienorientiert gedacht werden kann. Weitere neue Studien von Keller, Lempert sowie von Oser u.a. führen die in den Fribourger Kongreß-Bänden (I und II) vertretenen Positionen zur begrifflichen Ausdifferenzierung von Entwicklungsniveaus weiter.

Der Band wird eröffnet mit Nachdrucken von anderenorts bereits publizierten älteren Aufsätzen (Durkheim, Piaget, Colby/Kohlberg, Garbarino/Bronfenbrenner), welche in Beiträgen von Wallwork und Müller sowie vom Herausgeber kommentiert werden. Die Erinnerung dieses Bandes an große Traditionen der empirischen Moralforschung (Durkheim seit 1902, Piaget seit 1928, Bronfenbrenner seit 1961) ist nützlich für alle, welche meinen, Wertewandel, Individualisierung, Säkularisierung müßten erst jetzt moralpädagogisch durch neue Erziehungskonzepte aufgefangen werden.

Zu V: Dieser von Lind und Raschert (1987) herausgegebene Band zur Moralentwicklungsdiskussion nimmt das jüngste Schulungsmodell Kohlbergs für eine normativpolitische Ethik für das aktuelle und allen älteren Werterziehungsprogrammen gegenüber für hoch überlegen. Scharf kritisiert werden hier zurecht Tugendlehren, wie sie vom konservativen Forum »Mut zur Erziehung« 1978 propagiert worden sind. Mehrere Beiträge grenzen sich aber auch ab von den indoktrinationsfreien Vorschlägen zur Sensibilisierung durch »Wertreflexion« von Raths, Simon und Harbin (seit 1956 unter dem Titel »Werte und Ziele« verfügbar).

Der Band bezieht sich auf jene, 1985 in GEW-Lehrerzeitungen noch heftig kontrovers diskutierte Einladung des NRW-Kultusministers Schwier an die führenden Mitglieder des Harvard Center of Moral Education zu aktiver Beratung bei der Umsetzung von Moralerziehungsprogrammen in Nordrhein-Westfalen. Die ersten fünf der sechs Beiträge gingen aus der direkten Diskussion mit Kohlberg und Higgins im Februar/März 1985 in der Düsseldorfer Akademie der Wissenschaften hervor. Der letzte Text enthält ein fiktives sokratisches Gespräch mehr über Nutzen, weniger über Nachteile der Pädagogik Kohlbergs von Lind, wie dieser es sich nach Durchsicht der Debatte hierzulande in Sammelbänden und pädagogischen Zeitschriften (1979-1986) gewünscht hätte. Er harmonisiert die strittigen Punkte, die die anschließend dokumentierte wirkliche Diskussion offengelegt hat. Dennoch: diese »Auseinandersetzung« nimmt zu schnell einen schon vorab angenommenen Konsens darüber an, daß die Kohlberg-Theorie die zur Zeit geeignetste Anschlußtheorie sei für bisherige, offenbar unzureichende Konzepte von Sozialerziehung in einem fortschrittlich (im sozialdemokratischen Sinne) sich verstehenden Schulsystem, eine These, die hier von Schwier und Nunner-Winkler vertreten wird.

Kohlberg und Higgins beschreiben ausführlich ihre Erziehungsprogramme am Beispiel von Schulversuchen mit basisdemokratisch orientierten »just communities«

in großen US-Schulzentren. Leider fehlen in diesen Beiträgen Informationen über Hypothesen und Ergebnisse aus den sehr aufwendig betriebenen Begleitforschungen völlig, wie man sie nach den Ankündigungen von 1982 (I) erwarten könnte. Am präzisesten mit den Problemen einer möglichen »Umsetzung« des Kohlberg-Modells auf deutschsprachige Schulen setzt sich Oser auseinander, indem er zunächst elementarere moralpädagogische Erfahrungen für Lehrer in demokratischen Schulmodellen einfordert: »Wenn Lehrer, die überhaupt noch nie moralische Diskussionen angeregt haben, direkt mit dem Just Community-Ansatz beginnen, sind sie verloren« (49). Osers Empfehlungen reichen bis zu Vorschlägen für Frageformulierungen von Lehrern, welche in ihrem Diskussionsverhalten deutlich unterscheiden können müssen zwischen moralischer Auseinandersetzung und »moralisierender« Degradierung von Schülern zu Objekten der Belehrung (47).

Die hier protokollierte Diskussion der Harvard-Forschergruppe mit den weiteren Referenten, ferner mit ausgesuchten bundesdeutschen Erziehungswissenschaftlern sowie Vertretern der Schulpraxis dokumentieren in erster Linie die organisatorische Unlösbarkeit des Problems, daß auch in einer »gerechten Schulgemeinschaft« Moral als segmentiert erfahren wird, worauf bereits seit 1982 Edelstein (auch in I) und Lempert (auch in II, IV) immer wieder hinweisen. Es lassen sich beziehungs- und gruppeninterne Normen ursprünglich weder analog auf die übrige soziale Umwelt noch auf die wenig demokratische Gesellschaftspraxis und Politik in kapitalistischen Ländern übertragen. Kohlberg gibt zu, wie wenig er diese Probleme für pädagogisch lösbar hält, tröstet sich statt dessen mit Berichten über Einzelfälle: Mitunter haben Ex-Schüler aus seinen Versuchsschulen später auf einem College »gerechte Gemeinschaften« zu stiften versucht (80). Leider liegen Forschungsergebnisse über moralisch-politische Urteilsentwicklung dieser Versuchsschüler auf der Basis von Längsschnittstudien nicht vor. Kohlberg kündigt solche Vorhaben mit ehemaligen Probanden aus den Jahren 1974-78 im Rahmen von »Wiederholungsstudien« an, zu denen es aber nicht mehr kommen dürfte. Sein plötzlicher Tod Anfang 1987 zerstörte viele Hoffnungen auf die Vollendung seines Forschungskonzeptes zu einer geschlossenen Theorie und zu einem ausdifferenzierten Erziehungsprogramm.

Insgesamt ist es nur konsequent, daß die Vorbereitungskommission für das Düsseldorf Symposium sich auf einen, verglichen mit den amerikanischen Mammutprogrammen eher bescheiden anmutenden »Vorschlag für ein Projekt zur Förderung der moralisch-demokratischen Urteilskompetenz in der Schule« (112ff.) geeinigt hat. Sie fordert zwar Lehrerworkshops, Entwicklung von Lehrmaterialien sowie systematische Erfahrungssicherung von schulpraktischen Erprobungen von und für Unterricht nach Kohlberg, verzichtet aber (offenbar in Kenntnis bundesdeutscher Staatsschulstrukturen) auf Vorschläge für Experimente mit basisdemokratischen Schulgemeinschaften. Die Antragsteller drücken die berechtigte Hoffnung auf »Förderung moralisch-demokratischer Urteilskompetenz von Schülern« und auf »Ausbildung einer gerecht(er)en Schulgemeinschaft« aus (114). Sie benutzen diese Formulierungen aber nur als Begründung für ihre, wie gesagt, viel bescheideneren Einzelanträge und stellen sie nicht selbst als Forderungen an den schulverwaltenden Staat.

Kohlberg-Pädagogik mag kognitive Bedingungen moralischer Argumentationsfähigkeit bei sprachlich zuvor gut geschulten Schülern bereitstellen. Dieses Konzept soll darüber hinaus eine hierarchisch gegliederte Gesellschaft demokratisieren helfen. Diese letztere These lassen die eifrigsten Verfechter des Kohlbergs-Modells nur in der diskursiv unbegrenzten Poesie ertönen. Doch schon die reduzierte Antragsprosa für den harten Kampf um eine fortschrittlich gemeintes Lehr- und Forschungsprojekt verrät die Grenzen seiner Realisierbarkeit, die zugleich die aller staatlichen

Reformpolitik sind. Da nützt es auch wenig, wenn solche Programme mit humanistischen Zielsetzungen amtlicherseits (wie hier von Minister Schwier) laut unterstützt werden. Schön wäre es allerdings, bekämen solche Sceptiker wie der Rezensent wenigstens in diesem Punkt letztlich unrecht. Arnim Regenbogen (Osnabrück)

**Kegan, Robert: Die Entwicklungsstufen des Selbst.** Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben. Kindt-Verlag, München 1986 (392 S., br., 38,- DM)

Kegan von der Harvard-Universität macht in dem vorliegenden Werk den Versuch, verschiedene Entwicklungstheorien unter einer Frageperspektive zusammenzuführen, die offenbar von Erfahrungen mit der klientenzentrierten Therapie nach C.R. Rogers bestimmt ist. Kegan ist diesem Ansatz in einiger Hinsicht verbunden. Er übernimmt vor allem das Prinzip der »Aktualisierungstendenz« des Selbst. Zugleich formuliert er herbe Kritik am Standard der theoretischen Grundlegung der humanistischen Psychologie (25). Eben diesem Defizit hofft er abhelfen zu können, indem er ein Modell der Entwicklung des Selbst entwirft, das diese Entwicklung als Prozeß stufenweiser »Bedeutungsbildung« begreift. Er versteht sein Unternehmen als Beitrag zu einer Metapsychologie, in der sich psychoanalytische Ich-Psychologie und die genetische Psychologie der Genfer Schule ergänzen. Auf letztere scheint er vor allem über die Theorie der Moralentwicklung seines Harvard-Kollegen Kohlberg gestoßen zu sein, dessen Ansatz er ebenfalls aufgreift.

Die verschiedenen Theorieansätze versteht Kegan als Material für sein Modell, das den Bezugsrahmen für die Integration der Ansätze liefern soll (12). Er entdeckt in diesen teils Gemeinsamkeiten, wie beispielsweise die Idee der Äquilibration zwischen Ich und Umwelt, teils ergänzungsbedürftige Einseitigkeiten. Zum Beispiel betone die genetische Erkenntnistheorie Piagets den Anteil der Kognition an der Bedeutungsbildung, die Psychoanalyse demgegenüber die affektive Seite der bedeutungsbildenden Aktivität. Die Entscheidung für die eine oder andere Seite erscheint ihm als falsche Alternative. Überhaupt distanziiert er sich von »einer Reihe falsch gestellter metapsychologischer Fragen« wie: »'Wer ist Herr der Persönlichkeit, Gefühl oder Denken?' 'Was sollte im Mittelpunkt stehen, das Individuum oder das Soziale?' 'Was sollte das Hauptuntersuchungsfeld sein, innerpsychisches oder zwischenmenschliches Geschehen?'« (13) Das Augenmerk ist auf »die Vermittlungszone, in der Bedeutung gebildet wird«, gerichtet, je nach psychologischer Schule — so Kegan — benannt als »Ich«, »Selbst« oder »Person« (22). Anknüpfungspunkt ist die Tätigkeit des Therapeuten, der zu verstehen versucht, wie der Klient sich zu seiner Welt in Beziehung setzt, welche persönliche Bedeutung sie für ihn zum Zeitpunkt X hat (21). Von Piaget übernimmt er den Gedanken der Konstruktion. Selbst und Objektwelt sind Ergebnis eines Konstruktionsprozesses, wobei sich die Grenze zwischen beiden schrittweise zugunsten der Objektbeziehungen verschiebt (112). Dem Prozeß der Verobjektivierung ist dabei der Vorgang der Verinnerlichung komplementär: Wir schaffen die Objekte, spalten sie quasi von uns ab. (Kegan leitet *objectum* etymologisch falsch ab, weil er *objicere* mit wegwerfen übersetzt; III. — Ein Fall von interessierter Fehlübersetzung!) Die Bedeutungsbildung ist daher dem innerpsychischen und zwischenmenschlichen Bereich vorgeordnet, denn ihre Leistung ist ja gerade die Differenzierung zwischen beiden. Entwicklung wird so verstanden als eine Folge von Neuorganisationen der Subjekt-Objekt-Beziehung.

Gegenstand sind die für bestimmte Entwicklungsstufen typischen psychischen Strukturen, »Bedeutungssysteme« oder »Weltbilder« (33), die jeweils eine bestimmte Stufe des Gleichgewichts und Ungleichgewichts darstellen. Kegan unterscheidet fünf »Organisationsformen des Selbst«. Eine zentrale Grundannahme, die seine Vorstel-

lung von der Entwicklung des Selbst leitet, ist dabei die, daß zwei widerstreitende Grundbedürfnisse den Menschen bestimmen und abwechselnd in der kindlichen und nachkindlichen Entwicklung zur Geltung kommen, nämlich das Bedürfnis nach Bindung und das nach Unabhängigkeit (149). Da jedes Gleichgewichtsverhältnis eine Illusion beinhaltet, »eine eingebaute Täuschung oder Subjektivität, die den Samen ihres eigenen Untergangs in sich trägt« (292), kommt es zwangsläufig in Abständen zu Krisen des Selbst. Die Charakterisierung dieser Krisen ist Inhalt des zweiten Teils, nachdem er im ersten Teil die Stufen des Subjekt-Objekt-Gleichgewichts untersucht hat. Dabei bezieht er vor allem im zweiten Teil klinische Fallstudien zur Verdeutlichung seiner Überlegungen ein. Das Buch wird abgeschlossen mit einer Bestimmung der Aufgaben des Therapeuten. Maßgebend ist die prozeßhafte Betrachtungsweise, in der auch die Therapeut-Klient-Beziehung als gemeinsamer Prozeß verstanden werden soll.

Sympathisch an dem Buch ist, wie Kegan dem Leser zunächst Einblick in seine Arbeitszusammenhänge gibt und seine Überlegungen daraus verständlich macht, auch das angelsächsische Understatement, der unpräntiöse Stil und das Bemühen um Konkretion. Die Falldarstellungen machen die Ausführungen verständlicher. Positiv macht sich bemerkbar, daß er Erfahrungen als klinischer Psychologe hat. Andererseits irritiert aus kontinentaleuropäischer Sicht der pragmatische Umgang mit theoretischen Ansätzen. Kegan erspart sich eine systematische Auseinandersetzung mit der Psychoanalyse und mit der Genfer Schule. Großes Interesse wecken die Fragestellungen, zumal ähnliche Fragen auch in der Diskussion über die Grundlagen der Psychologie hierzulande aufgeworfen werden (die Imagination des Ich, die Rolle der Emotionen etc.). Allerdings enttäuscht dann die Lösung unter Rückgriff auf »das Leben«, auf die Aktualisierungstendenz des Selbst. Sehr spekulativ erscheinen die Annahmen über die Grundbedürfnisse nach Bindung und Unabhängigkeit und erst recht — in diesem Zusammenhang — über Männlichkeit und Weiblichkeit, über »westliche« und »östliche« Bedeutungssysteme (273f.). Ungeachtet dessen und ungeachtet der sicher idealistischen Betrachtungsweise sind die Überlegungen sehr leenswert und diskussionswürdig.

Georg Auernheimer (Marburg)

## Geschichte

**Schulze, Hans K.: Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen.** Merowinger und Karolinger (Das Reich und die Deutschen). Siedler Verlag, West-Berlin 1987 (424 S., 300 Abb., Ln., 98,- DM)

H.K. Schulze hat 1974 Aufmerksamkeit erregt, als er mit sachverständiger Quellauslegung die in den vierziger Jahren entwickelte und in der BRD schon als kanonisch hingestellte Wissenschaftsauffassung widerlegte, es habe bei den Germanen niemals eine breite Schicht von Freien gegeben, vielmehr seit jeher eine Adelsherrschaft, die den einfachen Stammesangehörigen in wirtschaftlicher Abhängigkeit und ohne politische Rechte gelassen habe. Die vorliegende Geschichte des Frankenreiches ist gemeinverständlich geschrieben, reich an Zitaten aus erzählenden Quellen, textbezogen bebildert, wobei die Geschichtserzählung immer zielgerichtet als Hinweis auf die Entstehung und den Formenwandel politischer Institutionen vonstatten geht.

Da die deutsche Geschichte im Siedler Verlag eine Nationalgeschichte sein will, steht Schulzes Beitrag unter der Fragestellung: Wie kam es, daß im 10. Jahrhundert die germanischen Stämme östlich des Rheins ein deutsches Reich aus dem Karo-

lingerreich heraus bilden konnten? Schulze hält sich an die ältere Erklärung, daß die Beseitigung der Stammesherzogtümer durch Karl den Großen Voraussetzung für die Entstehung des deutschen Volkes gewesen sei (156f., 170, 298). Die Frage ist nur, ob man bei der obersten staatlichen Ebenen stehen bleiben kann, ob nicht die durchgreifende Feudalisierung erst die Stammesbesonderheiten beseitigte und eine gemeinsame soziale Verfassung schuf.

Er weist darauf hin, daß es »nicht nur im frühen Mittelalter, sondern auch später noch ein deutliches west-östliches Kulturgefälle auf vielen Gebieten des staatlichen, kulturellen und geistigen Lebens« gab (15). Das ostfränkische Reich nach der Reichsteilung sei »größenteils wirtschaftlich und kulturell nur mäßig entwickelt« gewesen (341). Da wüßte man gern mehr, ist doch die Zurückgebliebenheit später ein wesentliches Problem und Kennzeichen der deutschen Nation. Es zeigt sich an diesen Stellen aber vor allem, daß eine Gesamtdarstellung, ohne wirtschaftliche und soziale Strukturen einzubeziehen, notwendigerweise unzureichend bleiben muß.

Schulze weiß das. Die letzten Sätze seines Prologs lauten: »Das fränkische Erbe besteht nicht allein aus so faszinierenden Phänomenen wie der christlich-sakralen Legitimierung der Monarchie, der Allianz von Thron und Altar, der schicksalhaften Verknüpfung der deutschen Königskrone mit dem von Karl dem Großen erneuerten Imperium Romanum oder der von permanenten Spannungen erfüllten Verbindung zum Rom der Päpste und der Italienpolitik der Kaiser. Es sind vor allem unauffällige, aber dauerhaftere und tiefere Erscheinungen: Die Reichsverfassung, die Sozialstruktur, das Wirtschaftsleben, die Formen der Rechtspflege, die Kirchenorganisation, die geistige und materielle Kultur« (19). Und im Epilog kommt er wieder darauf, daß der Zerfall des Karolingerreiches seine »tiefsten Ursachen am Ende doch in spannungsreichen Wandlungen im Gesellschaftsaufbau« hatte (394) und gibt auf acht Seiten eine ausgezeichnete Zusammenschau der Epoche. Dazwischen jedoch handelt er genau von jenen »faszinierenden Phänomenen«, die nur gelegentlich etwas vom Wesen offenbaren. »Natur, Wirtschaft, Gesellschaft« werden wie im Gebhard in einem separaten Kapitel abgehandelt mit seltsam wenig Bezug zum übrigen. Selbst die Verfassungsgeschichte, Schulzes Domäne, wird knapp erledigt (214-221), die Sozialverfassung erscheint in dem wichtigen Abschnitt »Das Volk in Waffen« (178-185).

Eine historische Gesamtdarstellung nur als politische Geschichte zu schreiben, das geht heute nicht mehr. Es gibt spannende Erzählungen von Chlodwig, Bonifatius und Karl dem Großen, aber es wäre möglich gewesen, ähnlich spannende Schilderungen vom Schicksal des Volkes zu geben. Hartmut Zückert (West-Berlin)

**Duby, Georges: Wirklichkeit und höfischer Traum.** Zur Kultur des Mittelalters. Verlag Klaus Wagenbach, West-Berlin 1986 (176 S., br., 29,80 DM)

Der Band vereinigt die wichtigsten Aufsätze des Autors, geschrieben in Vorbereitung oder am Rande seiner größeren Werke. Die drei ersten (»Die mittelalterlichen Gesellschaften«, »Geschichte der Ideologien«, »Zur Verallgemeinerung der kulturellen Modell in der Feudalgesellschaft«) breiten sein Programm historischer Forschung aus unter steter Reflexion methodischer Probleme. Im Zentrum stehen die »drei Ordnungen« der mittelalterlichen Gesellschaft. Die der Kleriker und Mönche, die der Ritter und die der Bauern; oder, wie Duby an anderer Stelle sagt: die »Spezialisten des Gebets, die Spezialisten des Kampfes und die Spezialisten der Produktion« (46). Er zeigt das Verhältnis dieser Klassen, das Ineinandergreifen in der Gesellschaft und die Wandlungen, die sich im Lauf der Feudalzeit ereigneten. Hervorragend argumentiert er in »Geschichte der Ideologien«, welche wesentliche Rolle den »mental« Phänomen in der sozialgeschichtlichen Analyse gebührt; wie wichtig es

ist, den »Anteil des Imaginären an der Evolution menschlicher Gesellschaften« (53) zu erforschen. In diesem Zusammenhang fällt auf, daß Duby an vielen Stellen auf fruchtbare Anregungen aus der Ethnologie hinweist — nicht nur, was seinen Kulturbegriff angeht, sondern auch bezüglich der Sichtung und Interpretation historischer Ereignisse (133).

Heiner Goldinger (Mainz)

**Duby, Georges: Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter.** Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 31987 (202 S., Ln., 34,- DM)

Dubys Interesse gilt dem Selbstverständnis der Ritter, das vor allem durch höfische Dichtung und Heldenepen überliefert ist. Das Heldenlied (»Chançon de Geste«) über Guillaume le Maréchal ist für ihn besonders wertvoll, denn es enthält, so die These, das ritterliche Gedächtnis fast im Reinzustand (vgl. 43).

Das Ende des 19. Jahrhunderts von Paul Meyer editierte und ausführlich kommentierte Lied enthält eine Fülle von sozialen, kulturellen und politischen Informationen über den englischen und französischen Hochadel, zu dem Guillaume als Günstling des englischen Königs und als Prinzenzieher enge Kontakte unterhielt. Der einflußreiche und kriegstüchtige Vasall des französischen und des englischen Königs verkehrte an zwei rivalisierenden Höfen. Er wußte als treuer Vasall während des Bürgerkriegs in England und bei den konfligierenden Erbschaftsansprüchen zwischen den Kontrahenten auszugleichen und sich seinen persönlichen Vorteil zu verschaffen. Die Vita vermittelt ganz im Sinne der Familienliteratur ein verklärendes Bild, wie Dubys Vergleich mit den Heiligen- und Königsviten zeigt. Das grandiose Bild von Guillaume's Ritterlichkeit kommentiert er als einen Ausdruck tröstlicher Einbildungen und schmerzlicher Sehnsucht nach dem bereits obsoleten Ideal des Rittertums (vgl. 199). Denn die soziale Rolle der Ritter, die als unverheiratete, mittellose Adlige (iuventutes) in Trupps (compagnies) ihren Lebensunterhalt auf Tournieren und im Krieg bestritten, verliert bereits im 13. Jahrhundert deutlich an Gewicht. Den skrupellosen Söldnern, den neuen Waffen und Techniken der Kriegsführung hatten die Ritterheere mit ihrer »plumpen Kriegerethik« (199) nichts entgegenzusetzen.

Frank Konersmann (Bielefeld)

**Schwaiger, Georg (Hrsg.): Teufelsglaube und Hexenprozesse.** C.H. Beek Verlag, München 1987 (203 S., br., 19,80 DM)

Den biblischen und altkirchlichen Wurzeln des Hexenwahns und den vielfältigen Beteiligungen der Kirchen geht der von einem Münchener (kath.) Theologieprofessor herausgegebene Sammelband nach. Der knappe Beitrag von Reiner Braun zum Thema »Teufelsglaube und Heilige Schrift« arbeitet anhand biblischer Belegstellen den Zusammenhang zwischen den Begriffen Satan, Dämon, Sünde und »das Böse« heraus. Deutlich wird, daß in der Regel der Mensch selber für seine Sünden verantwortlich gemacht wird und nicht der Satan oder Dämon, die im Neuen Testament nur »eine mehr supplementäre Bedeutung« haben. »um bestimmte Dimensionen der Wirklichkeit und Wirksamkeit des Bösen anzuzeigen und deutlich zu machen« (K. Kertelge). Im Hinblick auf die Figur des Satans ist aufschlußreich, daß er erst im Neuen Testament unter dem Einfluß iranischer Vorstellungen als unversöhnlicher Gegenspieler Gottes auftritt, der über ein eigenes Reich herrscht. Braun hebt hervor, daß der »Glaube an die Existenz nichtmenschlicher personaler Wesen, die für das Böse in der Welt verantwortlich sind, ... eine entscheidende Wurzel für den Hexenwahn früherer Zeiten« darstellt (II).

Waltraut Jilg untersucht die Entwicklung des Begriffes Hexe. Die inhaltliche Füllung erfolgte durch die mittelalterliche Theologie, die allerdings auf antiken und

orientalischen Volksglauben zurückgriff. Die Ausprägung eines »Sammel-« oder »Kollektivbegriffes« Hexe war um 1430 abgeschlossen. Auf dessen Grundlage erfolgten dann die Hexenverfolgungen des 15. bis 17. Jahrhunderts.

Roland Götz beschäftigt sich mit dem »Dämonenpakt bei Augustin«. Besonders die Auffassung des Kirchenvaters, daß Aberglaube ein durch Dämonenpakt bewirkter Abfall von Gott sei, ist für die weitere Entwicklung des Hexenthemas von Bedeutung gewesen. Auch Augustins Konzept der beiden Staaten hielt »Vorstellungsmaterial« bereit, dessen der Hexenwahn sich bedienen konnte (75).

Hans-Jörg Nesner beschreibt in seinem Beitrag »'Hexenbulle' (1484) und 'Hexenhammer' (1487)« die Entstehungsgeschichte dieser wichtigen Quellen. Annemarie Hartmann (»Der Hexenwahn im Herzogtum und Kurfürstentum Bayern im 16. und 17. Jahrhundert«) stellt die rechtlichen Grundlagen von Hexenprozessen dar, wobei allerdings die sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Entwicklungen und die Fragen des religiösen Bewußtseins und seiner krisenhaften Momente keine Berücksichtigung finden.

Alexander Loichinger (»Friedrich von Spee und seine 'Cautio criminalis'«) untersucht die Kritik des Jesuitenpaters Spee. In der Zeit, in der dem Glauben an die Existenz »von Hexen beinahe unbestrittene Gewißheit zukam« (138), konnte ein Kritiker der Hexenverfolgung nur den Weg wählen, die Prozesse zu kritisieren und nicht den Hexenwahn selbst. Spees Schrift löste im Jesuitenorden großes Mißfallen aus.

Georg Schwaiger (»Das Ende der Hexenprozesse im Zeitalter der Aufklärung«) schildert das Erwachen einer Gegnerschaft, die schließlich in der Aufklärung zum Ende der Verfolgungen führte. Breiten Raum nimmt die Kritik von Christian Thomasius ein, da seine Argumente gegen die Hexenprozesse und gegen die Tortur im »fortschreitenden 18. Jahrhundert ... allmählich in Deutschland die Oberhand« gewonnen haben (161). Bedauerlich ist, daß die Frage viele Aufklärer (z.B. Johann Salomo Semler, Heinrich Martin Gottfried Köster) nach der Existenz des Satans nur beiläufig thematisiert wird.

Dirk Fleischer (Selm)

**Bödeker, Hans Erich, und Herrmann, Ulrich (Hrsg.): Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert.** Personen, Institutionen und Medien. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1987 (206 S., ln., 48,- DM)

M. Bollacher zeichnet ein Porträt des Aufklärungstheologen W.A. Teller (1734-1804); R. Vierhaus skizziert in seinem Aufsatz *Die aufgeklärten Schriftsteller* die soziale Charakteristik einer selbsternannten Elite; G. Birtsch gibt einen Überblick über die soziale Zusammensetzung, den »Aufklärungs«-Begriff und die Gesellschafts- und Staatsauffassung der Berliner *Mittwochsgesellschaft* (1783-1798); und Bödeker untersucht in einem Beitrag über Lessings Briefwechsel Strukturen des Diskursverhaltens in der Spätaufklärung. G.E. Grimm (*Vom Schulfuchs zum Menschheitslehrer*) analysiert den Strukturwandel innerhalb des Gelehrtentums, der sich im Übergang vom Barock zur Aufklärung vollzog, und der noch heute dessen Selbst- und Fremdeinschätzung wesentlich bestimmt. S. Graf analysiert das Mitgliederprofil der *Churbaierischen Landwirthschaftlichen Gesellschaft* von Ötting-Burghausen (1765-1778).

Alle Beiträge betonen den elitären Charakter der Protagonisten der Aufklärung sowie ihre Fixiertheit auf den Staat und auf staatliche Reformtätigkeit. Beide Momente gehören zusammen, denn das Überlegenheitsgefühl der bürgerlichen Intelligenz resultierte nicht zuletzt daraus, daß sich diese durch die Aktivitäten im absolutistischen Reformstaat selbstbestätigt sah. Die immanenten Grenzen der Aufklärung, ihre Ambivalenz und ihre Dialektik werden so offensichtlich. In dem süffisant



geschriebenen Beitrag des Regensburger Germanisten R. Meyer *Limitierte Aufklärung*, der umfangsmäßig fast ein Drittel des Bandes ausmacht, steht dieser Gesichtspunkt im Zentrum. In diesen »Untersuchungen zum bürgerlichen Kulturbewußtsein im ausgehenden 18. und beginnenden 19. Jahrhundert« — so der Untertitel — wird am Beispiel von Theater und Drama ein Stück Verlustgeschichte der Aufklärung aufgearbeitet. Meyer stellt nicht die artistische Qualität des sogenannten klassischen Dramas in Frage, reflektiert aber auf den Preis, der dafür gezahlt werden mußte: Verlust von Mannigfaltigkeit und Spontaneität; der Verzicht auf die Entwicklung einer spezifisch bürgerlichen Theaterkultur — und damit auf Möglichkeiten kultureller Selbstfindung. Den Entwicklungsprozeß, der von Formen traditionellen kulturellen Selbstbewußtseins zu ihrer »modernen Verunsicherung« geführt hat, sieht er durch fünf Aspekte charakterisiert: (1) die Übernahme privater Kunstförderung durch staatliche Institutionen unter polizeilicher Aufsicht (die Standardisierung und die Kontrolle des Repertoires gingen dabei Hand in Hand); (2) die Verengung des Kultur-Begriffes zur öffentlichen Dienstleistung (nämlich als Dienstleistung für einige müßige Stunden: Kultur wird nun als sehr begrenzter und der Alltagswelt entrückter, dieser antagonistisch entgegengesetzter Freiraum definiert); (3) eine Monopolisierung des öffentlichen Kulturbetriebes durch die Städte, insbesondere die Residenzstädte (was zwangsläufig zu einer zumindest partiellen Übernahme höfischer Formen führte — und auch weitreichende inhaltliche Konsequenzen hatte); (4) eine entschiedene Verengung des Kulturverständnisses durch literarische Medien, insbesondere durch das Buch- und Zeitschriftenwesen (die veröffentlichte Meinung monopolisierte die öffentliche Meinung, bis sie sich kurzweg mit dieser gleichsetzte); (5) schließlich eine neue Theater- und Dramentheorie, in der diese Verdrängungsprozesse auf subtile Weise kompensiert und zu begründen versucht wurden (hier ging es nicht mehr um die sinnliche Unmittelbarkeit des Kunstgenusses — die keiner theoretischen Legitimierung bedurfte —, sondern um die Begründung einer sinnlichkeitsfreien Sittlichkeit, letztlich um die Hyperstasierung abstrakter Werte). Hier handelt es sich um Prozesse, die sich keineswegs neben der (fortschreitenden) Aufklärung vollzogen, sondern die im Namen der Aufklärung begründet, propagiert und gezielt vorangetrieben wurden: Die »Destruktion« des Volksschauspiels in seinen mannigfaltigen Formen, um nur ein Beispiel zu nennen, erfolgte — gegen z.T. massive Widerstände der ländlichen Bevölkerung (die ca. 90 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachte!) und der betroffenen Schauspieler — mittels behördlicher Dekrete, die zur Steigerung des Allgemeinwohls außerhalb der Residenzstädte jegliche Theaterraufführungen kategorisch verboten; die theoretische Begründung für diese Maßnahme lieferten bürgerliche Intellektuelle in ihren staatspolitischen, sozialpädagogischen und literaturtheoretischen Programmschriften.

Meyer enthüllt so das Janusgesicht der Aufklärung: Aufklärung, die immer von einer Minderheit getragen wird, tendiert prinzipiell zur Gewaltlosigkeit (sie muß zu überzeugen versuchen); dagegen ist »Aufklärung von oben ... ungeduldig und tendiert dazu, ihr Geschäft der Polizei zu überlassen; vor allem aber: sie arbeitet organisiert, schafft sich Organe und Institutionen nach ihrem Sinn, beamtet die Aufklärer und macht sie zu vermeintlichen Teilhabern und faktischen Kontrolleuren. Die Aufklärung von oben setzt die aller Aufklärung inhärenten destruktiven Tendenzen frei, sie realisiert diese Destruktion aber nicht durch Überzeugung und Belehrung, sondern auf dem Verwaltungs- und Gesetzgebungsweg und durch polizeilichen Einsatz.« Vor allem von diesen destruktiven Tendenzen handelt Meyers Aufsatz; auch in den anderen Beiträgen werden die negativen Begleiterscheinungen, die Halbherzigkeit und die Widersprüche der Aufklärung nicht verschwiegen. Dies hat freilich

nichts mit einer aufklärungsfeindlichen Einstellung zu tun, sondern ist das Ergebnis einer differenzierten Forschung, die mit Recht auf eine Idealisierung ihres Gegenstandes verzichtet.

Rainer Kossmann (Bochum)

## Soziale Bewegungen und Politik

**Besier, Gerhard: »Selbstreinigung« unter britischer Besatzungsherrschaft.** Die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers und ihr Landesbischof Marahrens 1945-1947. Verlag Vandenhoeck Ruprecht, Göttingen 1986 (452 S., br., 58,- DM)

Zusammen mit den Landeskirchen Bayerns und Württembergs gehörte die evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers im deutschen Faschismus zu den »intakten Kirchen«. Hier verfehlten die »Deutschen Christen« bei den Kirchenwahlen 1933 die anderswo erreichte Mehrheit. Die alten Kirchenleitungen unter den Bischöfen Meiser (Bayern), Wurm (Württemberg) und Marahrens (Hannover) blieben im Amt. Sie wandten sich einerseits gegen die »Deutschen Christen«, lehnten jedoch andererseits die Opposition der »radikalen« Bekennenden Kirche um Karl Barth und Martin Niemöller ab, gegen die sie sich mehrmals mit Regierungsinstanzen verbündeten. Ihre kirchenpolitische Strategie ist die der Kooperation mit den »kirchenfreundlichen« Fraktionen des NS-Staates, besonders mit den Innenministerien der Länder und des Reiches, bei gleichzeitigem Bemühen um kirchliche Eigenständigkeit und »Bekennnisbindung«. Die NS-Innen- und Außenpolitik wird meist vorbehaltlos unterstützt: soweit es zu Protesten gegen »Euthanasie« und Judenmord kommt, erfolgen sie unter Ausschluß der Öffentlichkeit. Aber seit Kriegsbeginn differenziert sich die kirchenpolitische »Mitte« der »intakten Kirchen«: Marahrens wird 1939 Vorsitzender des »Geistlichen Vertrauensrats« der gleichgeschalteten »Deutschen Evangelischen Kirche« (DEK) und unterstützt den faschistischen Vernichtungskrieg bis zum Schluß. Wurm dagegen geht vor allem nach Stalingrad vorsichtig auf Distanz und versucht, mit seinem »kirchlichen Einigungswerk« ein Bündnis zwischen Bekennender Kirche und »Mitte« (bis hin zu »gemäßigten« Teilen der »Deutschen Christen«) herzustellen.

Diese Differenzen werden ausschlaggebend für die von Besier behandelte Phase unmittelbar nach 1945: seit 1943 wird Landesbischof Wurm als der entscheidende Führer der kirchlichen Opposition aufgebaut, sowohl im Inland (nicht zuletzt mit Hilfe des späteren Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier) als auch im westlichen Ausland (113ff.). Bei der Gründung der »Evangelischen Kirche in Deutschland« (EKiD) setzt er 1945 den Kompromiß zwischen den gegensätzlichen Fraktionen der alten Kirchenleitung (von vor 1933) und der Bekennenden Kirche durch, wobei erstere die letzteren dominieren. Marahrens dagegen ist in den Augen der westlichen Alliierten, des Weltkirchenrats und der Mehrheit des Rats der EKiD wegen seiner offensichtlichen Kollaboration nicht mehr tragbar. Da er zudem auch nach 1945 seine Unterstützung der faschistischen Kriegsführung nicht in Frage stellt (vgl. 115f.), wird sein Rücktritt nunmehr von allen Seiten gefordert.

Besiers vom Meinecke-Institut der FU-Berlin angenommenen Dissertation umfaßt drei Teile: 1. Die Religionspolitik der britischen Besatzungsbehörden, 2. Der »Fall« Marahrens, 3. bisher unveröffentlichte Dokumente zu dessen Rücktritt. Die britische Militärregierung sieht ähnlich wie die amerikanische in den beiden Großkirchen die entscheidenden Instanzen für den moralischen Wiederaufbau Deutschlands (30, 35), nicht zuletzt »against the encroachment of Communism in the moral and spiritual

field« (zit.n. 39). Angestrebt ist ein »pädagogischer Zwischschritt«: »Internationale Kirchenbünde, vor allem Genf und der Britische Kirchenrat, sollten durch persönliche Kontakte Einfluß auf die deutschen Kirchen nehmen, um sie zu ökumenisieren und zu humanisieren, und die deutschen Kirchen wiederum sollten gewissermaßen als Sauerteig in der deutschen Nachkriegsgesellschaft entsprechend wirken.« (103) Im Januar 1946 wird die religiöse Abteilung der britischen Besatzungsmacht aus dem Bereich der »Erziehung« herausgelöst und als »Religious Affairs Branch« etabliert (43), die u.a. die Entnazifizierung innerhalb der Kirchen überwachen soll. Aber die chronisch unterbesetzte Behörde ist den kirchlichen Verhandlungsstrategien nicht gewachsen. Die Kirchenleitungen beanspruchen letztlich erfolgreich das Privileg einer »Selbstreinigung«, die sich nur gegen solche Pfarrer richten sollte, die das Ordinariatsgelübde nachweislich verletzt hatten (z.B. 69, Anm.219). Die für die Alliierten maßgebliche Mitgliedschaft in der NSDAP und in angeschlossenen Organisationen sei dagegen nur »formal« (69f.). Geschickt verstehen es die Kirchen, jeglichen Druck der Besatzungsbehörden mit den Eingriffen der NS-Behörden zu assoziieren. Sie sind sich darin einig, »jede von außen kommende Einmischung in die inneren Angelegenheiten der Kirchen sofort und entschlossen abwehren zu müssen, um nicht wieder Verhältnisse eintreten zu lassen, die man seit Mai 1945 endgültig hinter sich gelassen zu haben glaubte« (85). Derselbe Marahrens, der im Sommer 1939 eine Erklärung unterschrieben hatte, die die »nationalsozialistische Weltanschauung« für jeden christlichen Deutschen verbindlich machte, ist jetzt verantwortlich für die Entnazifizierung in der Kirche. Die »totale rechtliche Diskontinuität (ging einher) mit einer nahezu vollständigen personellen Kontinuität der Verantwortlichen« (71). Die Entnazifizierungskommission der hannoverschen Kirche, in der bis zum britischen Einspruch im Frühjahr 1947 zwei ehemalige Nazi-Anhänger sitzen (89), »prüft« bis Anfang 1947 803 Fälle und schlägt insgesamt *eine* Entlassung vor (87). Nicht ohne Grund betrachten die Briten sie »more as a defence body for erring pastors as a detached objective judge« (zit.n. 77). Marahrens selbst hält sich mit Hilfe geschickter Verzögerungstaktik zwei Jahre an seinem Amt fest, bis er im April 1947 in den Ruhestand geht.

Die von Besier ausgebreiteten Fakten legen den Schluß nahe, daß die Kirche ihre Autonomie benutzt hat, um bruchlos aus dem NS-Staat in den Staat der Bundesrepublik hinüberzugleiten. Besiers Beurteilungen stehen dem jedoch diametral entgegen. Schon in der Einleitung wendet er sich gegen die Untersuchungen Hein-Jankes, R. Scheerers und H. Noormanns, die aus einigen »krassen Einzelfällen« den Schluß zögen, »in Kirche und Gesellschaft hätten sich reaktionär-restaurative Kräfte gegensätzlich gestützt und damit einen wirklichen Neuanfang bzw. eine Umkehr verhindert« (16). Angesichts solcher Veröffentlichungen sei die »Zurückhaltung« der Kirchenleitungen bei der Vergabe von Forschungsgenehmigungen für die landeskirchlichen Generalakten zur Entnazifizierung »verständlich« (ebd.). Die Kritiker, nicht die Tabuisierer, sind also verantwortlich für den andauernden Verschluß der landeskirchlichen Archive. Besier stellt dagegen Wohlverhalten in Aussicht: Entgegen seiner eigenen Darstellung kirchlicher Obstruktionsstrategien behauptet er, die deutschen Kirchen waren »zu einer 'Selbstreinigung' durchaus bereit«, wehrten sich jedoch »gegen eine staatliche Kontrolle ihrer inneren Angelegenheiten« und traten einer »politisch bestimmten Entnazifizierung von außen« entgegen (21). Wieder ist das Politische »außen«: das normale Funktionieren der Kirchenapparate erscheint als unpolitisch. Auch Besiers Faschismus-Deutung deckt sich mit der Argumentation der konservativen Kirchenfraktionen nach 1945: nicht begriffen hätten die Sieger, »daß das, was in Mitteleuropa geschehen war, eben nicht als typisch deutsches Phänomen,

sondern als potentiell überall mögliche, tiefe menschliche Verstrickung in Schuld begriffen werden mußte« (20). In der Nacht allgemein-menschlicher Schuldverstrickung werden alle Katzen grau. Roß und Reiter zu nennen, wird in diesem Diskurs als pharisäerhafte Überheblichkeit ausgegrenzt; Entnazifizierung setzt sich a priori ins Unrecht.

Entsprechend einfach funktioniert Besiers Parteilichkeit: 1. Durchgängig verteidigt er die zu Entnazifizierenden gegen die »steilen Ideale« (41) der Entnazifizierer. Gewiß hatte Marahrens z.B. »Fehler gemacht« (152), aber er war »nie Nationalsozialist oder auch nur (?) Deutscher Christ gewesen« (137), sondern ein aufrechter, »nicht flexibler« Lutheraner (153), der »das als Recht Erkannte, insbesondere das lutherische Bekenntnis ... mit Zähigkeit fest(hielt)« (P. Fleisch; zit.n. ebd., Anm. 524). Besier will nicht begreifen, daß gerade diese »bekenntnistreuen« Kräfte durch ihre Unterstützung des »neuen Staates« die Stabilität des faschistischen Totalitarismus mitproduzierten und daher im Zentrum jeder ernsthaften Vergangenheitsbewältigung in der Kirche stehen mußten. Selbst wenn Besiers Behauptung zutrifft, man habe dem Bischof keine »Schuld« nachweisen können, »die über das hinausgegangen wäre, was andere Kirchenmänner in leitender Funktion während des Dritten Reiches auch gesagt und getan hatten« (19), wäre dies kein stichhaltiges Argument zu seiner Entlastung, sondern umgekehrt zur schärferen Überprüfung aller Kirchenleitungen. 2. Um die Konservativen zu entlasten, setzt Besier ihre kirchenpolitischen Gegner moralisch ins Zwielicht. Sein Verständnis-Diskurs schlägt blitzschnell um in diffamierende Feindseligkeit gegenüber der Bekennenden Kirche. Wenn der Erzbischof von Canterbury, Geoffrey Fisher, die lutheranische Staatsuntertänigkeit im NS kritisiert, dann zeige dies, »wie erfolgreich der radikale Flügel der Bekennenden Kirche ... auch im Ausland Ressentiments gegen das konservative Luthertum in Deutschland gepflegt hatte« (26). Im Fall Marahrens »wurde der Verdacht gar laut, es handle sich um eine innerdeutsche Kirchenintrige, angezettelt von progressiven kirchlichen Kreisen, um den konservativen Bischof zu stürzen« (113). Wo und warum dieser Verdacht »laut« wurde, wird vom Autor nicht preisgegeben. Beschuldigt wird H. Asmussen, der damalige Präsident der Kirchenkanzlei, er habe belastende Informationen über Marahrens an die Alliierten weitergegeben. Obwohl der Vorgang auch nach Besiers Darstellung ungeklärt ist, spricht er von Asmussens »verleumderischer Handlungsweise« (148), die ein weiteres Glied in der langen Reihe seiner »schweren Fehlverhaltensweisen« bilde (151).

Besier argumentiert nicht, er »gibt zu verstehen«. So versucht er z.B. den Eindruck zu erwecken, Marahrens' Verhalten im NS-Staat sei analog der von Karl Barth geforderten »Loyalität« gegenüber dem Staat der DDR. Denn dieser propagiere 1958 in seinem »Brief an einen Pfarrer in der Deutschen Demokratischen Republik«, den Bestand der DDR-Ordnung anzuerkennen und sich in sie »einzuordnen« (zit.n. 154). Besier weiß genau, daß diese Analogie unhaltbar ist, denn im Kleingedruckten seiner Anmerkung nimmt er sie wieder zurück: Barths »Loyalität« verlangt keine Zustimmung zur Ideologie des Staates und schließt das Recht auf Widerstand gegen bestimmte Maßnahmen mit ein (ebd., Anm. 526). Damit fällt die zuvor aufgestellte Analogie bereits in sich zusammen. Daß Besier sie dennoch stehen läßt, läßt sich nur mit dem alten Propagandistenwunsch erklären, es möge »etwas hängenbleiben«. Sodann schlußfolgert er: »Hier genau liegt der Unterschied zwischen Barth und Marahrens!« (Ebd.) Selbst diese versteckte Rücknahme ist unhaltbar: Marahrens unterstützt die faschistische Vernichtung der Demokratie und des Kommunismus im Namen des Christentums. Barths Forderung, auch die real-sozialistischen Staaten als »Obrigkeit« anzuerkennen, richtet sich gegen die Fortführung des antikommunisti-

schen Kreuzzugs im »Kalten Krieg«. Die theologischen Interventionen sind völlig entgegengesetzt. Nur wer von jeder wirklichen Geschichte abstrahiert, kann diese Gegensätze zum bloßen Auslegungs»unterschied« einebnen.

Mußte Marahrens als »Schurke des Stücks« abtreten, damit seine früheren Verbündeten sich nun »unbeschädigt an die Spitze der kirchlichen Neuordnung stellen konnten« (157)? Marahrens zufolge haben Wurm und Meiser ihn 1939 ausdrücklich darum gebeten, in den »Geistlichen Vertrauensrat« einzutreten (156). Vielleicht ist ihre Differenz zu Marahrens auch darin begründet, daß sie im System kirchenpolitischer Arbeitsteilung günstigere Positionen einnehmen konnten, die ihnen rechtzeitig einen geordneten Rückzug von der Verliererseite ermöglichten.

Jan Rehmann (West-Berlin)

**Noormann, Harry: Protestantismus und politisches Mandat 1945-1949.** Band 1: Grundriß; Band 2: Dokumente und Kommentare. Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn, Güterloh 1985 (Bd.1: 317 S., br., 48,- DM; Bd.2: 287 S., br., 48,- DM)

»Wie überall stockte zunächst weithin das Leben. Es blühte nur eins: die Arbeit der Kirche«, berichtet ein württembergischer Pfarrer im Rückblick auf das Jahr 1945 (zit.n. 31). Diese Beschreibung ist repräsentativ. Während die evangelische Kirche 1918/19 auf Grund ihrer Verzahnung mit dem kaiserlichen Obrigkeitsstaat in weiten Teilen der Bevölkerung diskreditiert war, profilierte sie sich 1945-49 als einflußreiche Macht mit klassenübergreifender Ausstrahlung. Noormann versucht, diesem Erfolg auf die Spur zu kommen. In erster Linie interessiert er sich für das komplizierte Verhältnis zwischen Kontinuität und Wandel im Nachkriegsprotestantismus. Gründlich untersucht er sowohl die theologischen und programmatischen als auch die institutionellen Interventionen der Kirche in unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche: von der Faschismusbewältigung bis zur »sozialen Marktwirtschaft«, von der »nationalen Frage« bis zur Bildungspolitik. Dabei stützt er sich v.a. auf bislang unzugängliche Archivalien des Evangelischen Zentralarchivs in West-Berlin. Das Abschlußkapitel ist der »Theoriebildung« (276) gewidmet.

Schon 1945 gelingt es der Kirche, ihren partiellen Kirchenkampf in einen grundsätzlichen »Widerstand« umzudeuten und diese Deutung in der öffentlichen Meinung durchzusetzen. Das »weltanschauliche Netzwerk« ihrer gegenaufklärerischen Faschismusverarbeitung ist die »Säkularismusthese« (93). Noormann behandelt ihre Funktionsweise exemplarisch an einem Beitrag Emil Bruners vom Juli 1945: der Faschismus erscheint als Höhepunkt einer mit der Renaissance einsetzenden »Diesseitsorientierung«, deren größte geistige Führer Marx und Nietzsche gewesen seien. »Ihre Gedanken brauchen nur noch in Wirklichkeit umgesetzt zu werden, und der totale Staat in seinen zwei Hauptformen ist da.« (zit.n. II, 39). Seine Voraussetzungen sind der geistig heimatlose »Massenmensch«, die Proklamation eines von Gottes gelösten »bloßmenschlichen« Rechts und die »Abdankung des Geistes vor dem Vitalen« (ebd.). Ausgeblendet sind die strukturellen Ursachen des Faschismus in Staat und Wirtschaft sowie die weitreichende kirchliche Unterstützung des NS-Staates. Der vor 1945 nur sehr begrenzt wirksame »Antitotalitarismus« schlägt nun mit voller Wucht gegen den linken Hauptfeind. Brunner »drehte den Spieß förmlich herum: Die ersten abertausend Mordopfer der Faschisten aus der marxistischen Arbeiterbewegung verwandelten sich unter seinem Blickwinkel zu verhinderten Mördern, ... zu den eigentlichen Schuldigen, denen das Handwerk zu legen als eine gewaltige Bewährungsprobe aller gutgesinnten Menschen noch bevorstand.« (I, 46).

Ambivalent einzuschätzen ist Noormann zufolge die »Stuttgarter Schulderklärung« des EKD-Rats vom Oktober 1945: »zur Linken« repräsentiere sie ein neues

antitotalitaristisches Selbstbewußtsein, »zur Rechten« manifestiere sich in ihr »ein von der Säkularismus- und Totalitarismuskonzeption geschulter Konservativismus« (57). Zudem stößt das Schuldbekennnis auf massiven national-protestantischen »Widerstand von unten« (282), der es den lutherischen Kirchenführern erleichtert, »die scharfkantigen Stellen der Stuttgarter Erklärung paßförmig zu ihrem Weltbild abzuschleifen« (54).

Konsequent sabotieren und bekämpfen die Kirchen die »Entnazifizierung«: im eigenen Haus, da der Kirchenkampf schon eine »Reinigung der Kirche von unzuverlässigen Elementen« bewirkt habe (Wurm, zit. n. II, 102), in Staat und Wirtschaft, da die »extremen Linken die Entnazifizierungsgesetze benutzen, um die führenden Schichten der Gebildeten in Deutschland zu zerstören« (ders., zit. n. I, 112). Aber der kirchliche Klassenstandpunkt ist durch eine verschobene Frontstellung verdeckt: indem die »Entnazifizierung« in den Westzonen sich de facto auf die »Mitläufer« konzentriert, den »kleinen Mann« bestraft und die »Großen« laufen läßt (vgl. 125f.), wirken die kirchlichen Proteste als Parteinahme für die Unteren und als nationale Interessenvertretung gegenüber »Willkürmaßnahmen« ausländischer Besatzer. Noormanns Fazit ist zwiespältig: Die Kirchenführung »hat beigetragen, die Notlagen der massenhaft bestraften kleinen 'Pgs' zu verkürzen, wie den Angehörigen der alten Führungselite Deutschlands den Weg zur Rehabilitation zu ebnen« (127).

Wer im Nachkriegsdeutschland sich glaubhaft als antinazistische Macht präsentieren kann *und* gleichzeitig als erster in der Lage ist, die schlimmste Not zu lindern, hat dadurch eine Schlüsselstellung in der Orientierung des Wiederaufbaus. Mit Hilfe des »Evangelischen Hilfswerks« besetzt die Kirche erfolgreich eine Schaltstelle zwischen Ökonomie und ideologischer Vergesellschaftung. Vorbereitet wird es schon während des Kriegs, vom (vorläufigen) ökumenischen Kirchenrat in Genf und im Inland unter maßgeblicher Beteiligung des späteren Bundestagspräsidenten Eugen Gerstenmaier (70f.). Mit seinen 55000 Mitarbeitern verteilt es bis 1949 ca. 62 Mio. kg Lebensmittel und Kleidung (73). Im Jahre 1947 übernimmt es in der britischen Zone 50 und in der US-amerikanischen Zone 34 Prozent der Zustellung von Care-Paketen (ebd.). Die Kombination von Auslandshilfe und Selbsthilfe (Import von Rohstoffen, Verfertigung in Deutschland) schafft Arbeitsplätze und potenziert den Wert der Auslandsspenden um das Zehnfache (75). Der »Suchdienst« des Hilfswerks führt allein 1947 ca. 600000 Familienmitglieder wieder zusammen (74). Von großer Bedeutung ist die von den Linksparteien völlig vernachlässigte Betreuung der ca. zehn Millionen Flüchtlinge und Vertriebenen. Aus Furcht vor sozialen Unruhen fördern die Westalliierten ihre geographische Zerstreung (82f.), das Hilfswerk faßt die Versprengten in Arbeits- und Siedlungsgemeinschaften zusammen, unterstützt durch Nachbarschaftshilfe, Arbeitsvermittlung und Wohnungsbau ihren Neubeginn und wirkt intensiv auf ihre »soziale und politische Identitätsbildung« ein (81). Von Anfang an sind die unbestreitbaren Leistungen des Hilfswerks mit dem Paradigma des Kalten Kriegs verknüpft. So wird die Vertreibung artikuliert als sowjetischer »Generalangriff auf Europa« und als »Schachzug zur Vernichtung der sozialen Struktur des Westens«. Nur aus den »tiefsten Kräften christlicher Substanz« könne »das bewußt ausgestreute Gift in das Gegenteil verkehrt werden, nämlich in die Kraft, die alles siegreich überwindet« (zit. n. 83). Die proklamierte »Versöhnung zwischen den sozialen Fronten« (ebd.) und der Appell an die »Solidarität des ganzen Volkes« (89) sind letztlich wirksamer als die konkurrierenden sozialistischen Optionen und tragen dazu bei, »einen Flächenbrand ... sozialrevolutionärer Impulse im Keime zu ersticken« (ebd.).

In der ersten Nachkriegszeit haben Konzeptionen eines »christlichen Sozialismus«

Konjunktur, in der frühen CDU (z.B. Jakob Kaiser), im Katholizismus (z.B. die *Frankfurter Hefte*) und auch verspätet im Protestantismus, wo ab 1947 eine »flächendeckende« Auseinandersetzung mit sozialistischer Theorie und Politik einsetzt (138). Es gehört zu den hegemonialen Leistungen des deutschen Bürgertums nach 1945, diese vielfältigen Ansätze »kleinzuarbeiten« und in unselbständige Elemente einer »sozialen Marktwirtschaft« umzuformen. Von daher scheint mir Noormanns Rede-weise vom »sozialethischen Umsturz im lutherischen Bewußtsein« (161) etwas hochgegriffen. Gemeint ist, daß die Ökonomie aus der »Eigengesetzlichkeit gesellschaftlicher Lebensbereiche« (163) herausgenommen und als Angelegenheit evangelischer Stellungnahme konstituiert wird. Eine »politische Kammer« soll dem EKD-Rat helfen, sich kompetent zu Problemen der Wirtschaftspolitik zu äußern. Ihre Mitglieder sind Unternehmervertreter und konservative Experten (z.B. Ludwig Ehrhard), kein einziger Arbeitnehmervertreter (168f.). Die Widerstände der Kirchenleitungen gegen eine Einbeziehung kirchlichen Grundbesitzes in die alliierten Bodenreform-Pläne (I. 170ff., II. 182ff.) zeigen, daß ethisches Umdenken schnell an Grenzen stößt, wenn es an's Eingemachte geht.

Die Veränderungen vollziehen sich vornehmlich im kirchlichen *Diskurs*: Die herkömmlichen Verurteilungen des »atheistischen Totalitarismus« werden nun ergänzt durch die angestrenzte Besetzung des Sozialismus-Begriffs, dessen Kern die »brüderliche Gesinnung« des Evangeliums sei (Dibelius; zit.n. 143). Proportional zum Ansteigen der Hungerrevolten 1946/47 nehmen kirchliche Verlautbarungen wirtschaftsdemokratische Tagesforderungen der Arbeiterbewegung auf und sprengen sie ab von ihrer Einbindung in den Klassenkampf. Im April 1947 wendet sich Dibelius gegen die »uneingeschränkte Herrschaft des privaten Kapitalismus« wie auch gegen den »Staatskapitalismus« und fordert einen dritten Weg zwischen beiden (zit.n. 190). »Dritter Weg« und »christlicher Sozialismus« können jedoch auch eingebunden werden in die Logik des Kalten Krieges (vgl. 194ff., 216ff.). Nicht um ein Brückenkonzept zwischen Ost und West geht es hier, sondern um eine sozialstaatliche Abfederung des gewöhnlichen Kapitalismus.

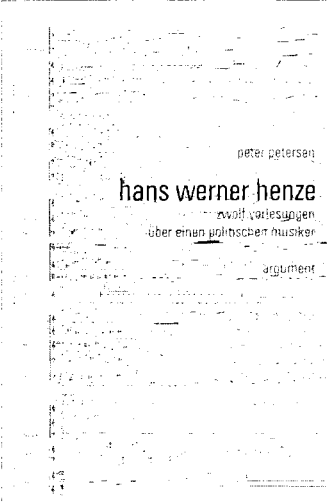
Substanzieller sind die diesbezüglichen Aussagen der Bruderräte der Bekennenden Kirche. Ihre erste Stellungnahme 1945 atmet noch den Geist der »Säkularismustheorie« (92ff.), 1947 aber verurteilen sie in der politischen Schulderklärung ihres »Darmstädter Worts« das kirchliche Bündnis mit den »konservativen Mächten« und die unchristliche Front gegen den »ökonomischen Materialismus«. Die »Detmolder Gespräche« mit Vertretern des SPD-Hauptvorstands dokumentieren eine Annäherung an den reformistischen Flügel der Arbeiterbewegung, während sich die SPD in ihrer »Ziegenhainer Erklärung« (August 1947) dem Konzept eines »ethischen Sozialismus« öffnet (vgl. 132). Bedeutsam für die späteren Auseinandersetzungen um Westintegration und Wiederbewaffnung ist, daß die bruderrätlichen Optionen für einen »dritten Weg« mit der außenpolitischen Orientierung des Neutralismus verknüpft sind: »Die christliche Kirche kann ... nicht gegen den Westen, nicht gegen den Osten sein. Sie kann ... nur zwischen beide hineintreten.« (Barth; zit.n. II, 225)

Nach Gründung der EKID (vgl. 61) werden die Bruderräte machtpolitisch wieder an den Rand gedrückt. Zugleich aber wird ihre »Barmer Erklärung« von 1934 zum »theologischen Kristallisationspunkt ethischer Reflexion« (282). Dies verschafft dem sich allmählich herausbildenden Linksp Protestantismus erstmals eine Legitimation: »Anders als vor 1933 verlief durch den Protestantismus eine Spaltungslinie ... begleitete ein kontroverser ... Disput die Wahrnehmung des politischen Mandats« (ebd.). Noormann hat Recht, wenn er die Bedeutung dieser binnentheologischen Verschiebung hoch veranschlagt. Die Spaltung des »Barthianismus« nach 1945

deutet jedoch darauf hin, daß auch die Gegenseite auf dem neuen Kampfplatz erfolgreich ist. Es würde sich lohnen zu untersuchen, wie es den Konservativen gelingt, mit Hilfe einer selektiven Ausbeutung der Barthschen Theologie das »Erbe von Bar-men« zur Stabilisierung des CDU-Staats zu vereinnahmen.

Noormann gibt sich nicht damit zufrieden, den kirchlichen Beitrag zur westdeutschen Restauration aufzuweisen. In »allen Sektoren ethischer Handlungsräume« stößt er auf Spannungen zwischen »traditionsgeleiteten Standards« letztlich feudaler Herkunft und »vorwärtsweisenden ethischen Postulaten« (17, 19). Das neue »historische Bündnis zwischen Bürgertum und protestantischer Amtskirche« (20) und die hierzu erforderliche Ab- und Umarbeitung protestantischen »Traditionsballasts« (284), die erstmalige Zustimmung zu einer parlamentarischen Demokratie (vgl. 199) und die Ächtung des Kriegs (226f.) usw. — all dies kann mit der Vorstellung einer bloßen Wiederherstellung früherer Zustände nicht begriffen werden. Die Kirche ist aktiv beteiligt am Wiederaufbau des Kapitalismus sowie eines antisozialistischen Staates; zugleich wandelt sie sich »zum ersten Mal in ihrer 400-jährigen Geschichte ... zu einem positiven Gestaltungsfaktor in einer entstehenden zweiten bürgerlich-demokratischen Gesellschaftsverfassung« (284). Fruchtbar ist Noormanns Herangehensweise gerade darin, daß sie die beiden Seiten in ihrem inneren Zusammenhang zu begreifen versucht.

Jan Rehmann (West-Berlin)



**Peter Petersen**  
**Hans Werner Henze**  
**Ein politischer Musiker**  
**Zwölf Vorlesungen**

Eine leicht verständliche Einführung in das Werk eines der meistaufgeführten und bedeutendsten Komponisten nicht nur des deutschen Sprachraumes.

Henzes sozialistische Haltung hat ihn zu einer »musica impura« geführt, zum Verzicht auf die Reinheit des Stils zugunsten eines reflektierten Eklektizismus.

Dem behandelten Gegenstand entsprechend kommt in dieser ersten Henze-Monographie seit 1968 das Verhältnis von Musik und Politik immer wieder zur Sprache.

ca. 300 S., br., DM 34,-



## Verfasser/innen

A: =Arbeitsgebiete; V: =Veröffentlichungen M: =Mitgliedschaften

*Albert, Claudia*: siehe *Argument* 168

*Anders, Günther*: siehe *Argument* 167

*Andresen, Sünne*: siehe *Argument* 167

*Atwood, Margaret*, 1939; Schriftstellerin, lebt in Toronto, Kanada. Im Claassen-Verlag sind auf Deutsch erschienen: *Der Report der Magd* (1987); *Unter Glas* (1986); *Die eßbare Frau* (1985); *Die Giftnischer* (1985); *Wahre Geschichten* (1984); *Lady Orakel* (1984); *Verletzungen* (1982); *Die Unmöglichkeit der Nähe* (1980); *Der lange Traum* (1979)

*Auernheimer, Georg*, 1939; Prof. für Erziehungswissenschaft an der Univ. Marburg. Mithrsg. der Zeitschrift *Demokratische Erziehung*. V: *Alternativen für die Schule* (Hrsg., 1980); *Handwörterbuch zur Ausländerarbeit* (Hrsg., 1984). A: Lerntheorie, Bildungstheorie, interkulturelle Erziehung

*Baab, Patrik*, 1959; M.A., Journalist beim Saarländischen Rundfunk. V: *Krise der Parteiendemokratie* (Mitautor, 1985). A: Medienpolitik, Medienpädagogik, Sozialgeschichte

*Blanke, Horst Walter*, 1954; wiss. Mitarbeiter an der Ruhr-Univ. Bochum. V: *Von der Aufklärung zum Historismus* (Mithrsg., 1985). A: Geschichte der Geschichtswissenschaft, Geschichtstheorie, 18. Jahrhundert, Geschichte und Film

*Chomsky, Noam*; Prof. für Linguistik am Massachusetts Institute of Technology, Cambridge/MA. V: *The Culture of Terrorism* (1988); *Language and Problems of Knowledge* (1987); *On Power and Ideology. The Managua Lectures* (1987). A: Linguistik, Syntaxtheorie, Kritik der US-Außenpolitik

*Dede, Klaus*, 1935; Journalist. V: *Mein Oldenburg* (1986); *Helene Brauer: Frau Pastor* (Hrsg., 1986). A: Regionalgeschichte Oldenburgs, Ideologiegeschichte, Nationalismus

*Fleischer, Dirk*: siehe *Argument* 168

*Geffken, Rolf*, 1949; Dr.jur., Rechtsanwalt, Lehrbeauftragter für Verwaltungslehre, GAL-Bezirksverordneter in Hamburg-Eimsbüttel. V: *Jammer und Wind. Eine alternative Geschichte* (1988); *Asyl und Niederlassungsrecht* (Mithrsg., 1986). A: Arbeitsrecht, Ausländerpolitik, Kommunalpolitik. M: GAL, Grüne

*Goldinger, Heiner*, 1960; M.A. Ethnologie. A: Kulturtheorie, Postmoderne

*Hauser, Kornelia*: siehe *Argument* 167

*Jakob, Gisela*, 1959; Dipl.-Päd., Doktorandin. A: Frauenforschung, Lebenslauf- und Biographieforschung. M: GEW, *Argument*-Frauenredaktion

*Janhsen, Doris*, 1961; Studium der Germanistik/Amerikanistik in Hamburg, arbeitet als freie Übersetzerin

*Jansen, Birgit*, 1958; Dipl.-Psych., wiss. Mitarbeiterin an der GH Kassel, Redakteurin des *Argument*. V: *Frauenleid und Frauenleiden*, in: *Der Widerspenstigen Lähmung*, AS 130 (Mitautorin, 1986). A: Krankheit/Gesundheit und Geschlechterverhältnisse. M: AG Frauenforschung an der GH Kassel, Arbeitskreis hess. Wissenschaftlerinnen

*Jessop, Bob*, 1946; lehrt Politik an der Univ. of Essex. V: *The Political Economy of Postwar Britain* (erscheint 1988); *Nicos Poulantzas. Marxist Theory and Political Strategy* (1985); *The Capitalist State* (1982). A: Staatstheorie, Regulationstheorie, Politische Ökonomie Großbritanniens

*Jung, Werner*, 1955; Dr.phil. V: *Adam Kuckhoff: Fröhlich Bestehen* (Hrsg., 1985); *Schöner Schein der Häßlichkeit oder Häßlichkeit des schönen Scheins* (1987). A: Georg Lukács, Literatur und Alltag

*Kaplan, Cora*, 1940; Dozentin an der University of Sussex, Redakteurin von *Feminist Review* und *New Formations*. V: *Salt and Bitter and Good: Three Centuries of English and American Women Poets* (Hrsg., 1975); *Sea Changes. Essays on Culture and Feminism* (1986). A: Feminismus, Literatur, Geschichte

*Kebir, Sabine*, 1949; Dr.phil., freie Schriftstellerin. V: *Die Kulturkonzeption A. Gramscis* (1980); *Antonio Gramsci. Marxismus und Kultur* (Übers./Hrsg., 1983/7); *Ein akzeptabler Mann?* (B. Brecht, 1987). A: Gramsci, Massenkultur, Literatur der DDR, Brecht

*Konersmann, Frank*, 1961; Studium der Geschichte und Philosophie. A: Erkenntnistheorie, Geschichtstheorie, Absolutismus, Griechische Antike

- Kowalsky, Wolfgang, 1956; Dipl.-Soz., Doktorand, wiss. Mitarbeiter an der FU Berlin. A: französische Zeitgeschichte
- Kübler, Hans-Dieter, 1947; Dr.rer.soc., Prof. an der FH Hamburg. V: *Neue Medien und Jugendhilfe* (Mitautor, 1984); *Angst wegspielen. Medienerziehung als Mitspieltheater* (Mitautor, 1987); *Computer und Lernen* (Hrsg., 1987). A: Kommunikations- und Medienwissenschaft/-pädagogik. M: GEW, BMK (Ges. f. Medienpädagogik u. Kommunikationskultur)
- Laugstien, Thomas, 1953; M.A. Philosophie. Redaktionssekretär des *Argument*. V: *Theorien über Ideologie*, AS 40 (Mitautor, 1979); *Faschismus und Ideologie*, AS 60 und 62 (Mitautor, 1980). A: Philosophie im Faschismus
- Lauretis, Teresa de; Prof. für Französisch und Italienisch an der Univ. of California/Santa Cruz. V: *Alice Doesn't: Feminism, Semiotics, Cinema* (1984); *Umberto Eco* (1981); *The Cinematic Apparatus* (Mitautorin, 1980). A: Semiotik, Film- und Literaturtheorie, feministische Theorie
- Leeman, Yvonne, 1952; Drs. Soziologie, Dozentin am »Centrum voor etnische Studies« der Univ. Amsterdam
- Mußmann, Frank, 1958; Staatsexamen Sozialkunde/Germanistik, Doktorand am Soziologischen Sem. der Univ. Göttingen. A: Arbeiterbewegung und neue soziale Bewegungen, Sozialpolitik, Wissenschaftssoziologie
- Regenbogen, Armin, 1939; Dr.phil., Akad. Oberrat an der Univ. Osnabrück. V: *Dialektik II: Philosophie nach '45* (Mithrsg., 1986); *Dialektik 10: Ideologie — Aufklärung über Bewußtsein* (Mithrsg., 1985); *Moral und Politik* (1984). A: Philosophie der Sozialwissenschaften, Philosophiedidaktik. M: GEW, BdWi
- Rehmann, Jan: siehe *Argument* 167
- Rehmann, Ruth, 1922; Schriftstellerin. Studium der Germanistik. Kunstgeschichte und Musik (Konzertreihe in Geige). V: *Die Leute im Tal* (1969); *Der Mann auf der Kanzel* (?1982); *Abschied von der Meisterklasse* (1985); *Die Schwaigerin* (1987). M: PEN-Club, Grüne
- Rommelspacher, Birgit, 1945; Dr.phil., Dipl.-Psych. V: *Weibliche Beziehungsmuster* (Hrsg., 1987); *Die Zukunft des Helfens* (Mithrsg., 1986)
- Rose, Lotte, 1958; Dipl.-Päd., wiss. Mitarbeiterin an der GH Siegen. A: Biographien von Kunstturnerinnen
- Saharso, Sawitri, 1956; Drs. Soziologie, Dozentin am »Centrum voor etnische Studies« der Univ. Amsterdam
- Schmidt, Susanne Kerstin, 1964; Studium der Polit. Wissenschaft an der Univ. Hamburg
- Weinbach, Heike, 1960; M.A. Germanistik. A: Feministische Ästhetik, Satire, Psycholinguistik
- Wiede-Behrendt, Ingrid, 1951; Dr.phil., Literaturwissenschaftlerin. V: *Lehrerin des Schönen, Wahren, Guten. Literatur und Frauenbildung im ausgehenden 18. Jh.* (1987). A: Frauenforschung, Literaturwissenschaft
- Zielinski, Siegfried, 1951; Dr.phil., Medienwissenschaftler an der TU Berlin. V: *Holocaust zur Unterhaltung* (Mitautor, 1982); *Tele-Visionen-Medienzeiten* (Hrsg., 1983), *Zur Geschichte des Videorecorders* (1986). A: Geschichte, Theorie und Praxis der Medien
- Zimmer, Gerhard: siehe *Argument* 168

# blätter des IZ3v

# Kommune

Forum für Politik und Ökonomie

## 148'88

### *Menschenhandel mit der Dritten Welt*

- J.Horlemann: Der totale Ausverkauf  
 R.P.Bach: Der Handel mit Adoptionskindern  
 H.Thiemann: Alle Frauen sind Fremde. Prostitutionstourismus in Thailand  
 E.Niesner/G.Meerwein: Der kaufende Mann  
 Solidaritätsgruppen gegen den Frauenhandel und Projekte gegen den Sextourismus

Mosambik  
 Brasilien  
 Sri Lanka  
 Berlinale  
 Jahresregister 1987

## 5'88

### *Kommune-Thema*

W.Maier: Kontroverse zwischen Bahro und Luhmann

### *Magazin*

K.Voy: Dritte Welt und Banken  
 J.Schmierer: Ende des Internationalismus?

### *Aktuelles*

J.Esser: Trübe Aussichten in Berlin-West  
 S.Bartscher/R.Herding: Der Nukleare Konsument

R.Berger: Das RWE und die Kommunen  
 Th.Weichert: Finger weg von der Verbotspolitik. Zum Umgang mit Rechtsradikalen  
 A.Langer: Nachrichten vom grünen Rußland

F.Piroschka: Reformdebatten in Ungarn  
 R.Keil: Der Arbeitskampf von Van Nuys, General Motors

B.Völlmer-Schubert: Typisch weiblich? Typisch männlich? Typisch japanisch?

### *Schwerpunkt*

W.Bätzing: Umweltkrise und reproduktive Arbeit. Am Beispiel des Alpenraumes

### *Debatte*

B.Meiners: Von Müttern, Kindermädchen und »Lebensrealitäten«

A.Demirović: Intellektuellenfeindlichkeit  
 V.Buddrus: »Identitätsprojekte« der Grünen

### *Kultur*

Th.Gehrmann: Sport & Körper. Verhüten oder verdrängen?

6. Jg. 1988

Einzelheft 5 DM, Jahresabo 40 DM, Aktion Dritte Welt e.V., Informationszentrum Dritte Welt, Postfach 5328, 7800 Freiburg i.Br.

Redaktion: M.Ackermann, G.Heinemann, M.Ibrahim-Knoke, J.Schmierer. — Monatszeitschrift. — Einzelheft 6 DM, Jahresabo 66 DM. — Kommune, Mainzer Landstraße 147, 6000 Frankfurt II. — Vertrieb: Buchvertrieb Hager GmbH, Postfach II 11 62, 6000 Frankfurt II

# L80

# links

Sozialistische Zeitung

## 45'88

J.Strasser: Ein Stück Papier — oder mehr?

### *Politische Kultur*

J.Kraft: Machthaben als Profession. Über das Zynische in der Politik

B.Guggenberger: Das Entschwinden der Wirklichkeit

Th.Meyer: Jihad und Michael Kohlhaas. Die weltweite Rückkehr des Absoluten in die Politik

H.Glaser: Fatale Liturgie im politischen Psychodrom

P.Conradi: Deformation durch Politik

S.Papcke: Der Skandal. Von der Schönwetter- zur Allwetterdemokratie?

U.Kreft/H.Uske: Skandal und Moral. Über Ehre, Glaubwürdigkeit und Heuchelei

G.Brakelmann: »Kiel« als Herausforderung

### *Lyrik*

Peter Schütt, Richard Matthias Müller, Kurt Neuburger, Brigitte Oleschinski

### *Prosa*

Fernando del Paso, Dieter Eue, Reinhard Knodt, Richard Szklorz

### *Kritik*

W.Totok: Das »ästhetische Programm« Ceauçescu

M.Durzak: Die Modernität Georg Büchners

W.Marx: Der inflationäre Ödipus, oder: Kennt die Psychoanalyse die Literatur?

### *Kunst*

Paula Schmidt: Drei Stadtbilder

13. Jg. 1988

Herausgeber: Heinrich Boll †, Günter Grass, Tomas Kosua, Carola Stern, Johano Strasser, Heinrich Vormweg. Redaktion: Johano Strasser, Franziska Sperr. — L'80 erscheint viermal jährlich. Einzelband 15 DM. Jahresabo 50 DM (zzgl. Versand). — L'80 Verlags-GmbH, Hansestraße 63a, 5000 Köln 90

## 5'88

### *Kommentar*

G.Krum: Politische Futurologie

### *Aktuell*

D.Maier: Unsere Tausend Milliarden

L.Lodovico: Self-fucking prophecy

### *Hintergrund*

U.Mückenberger: Vielleicht doch noch einen Gesellschaftsvertrag

Göttinger Betriebsexpress: Nur ein Windel von Oskar

### *Thema: achtundsechzig*

H.-J.Krahl: Römerbergrede

Ch.de Gaulle: Fernsehansprache am 30.5.68

Koordinationsausschuß des Aktionskomitees: Er quatscht und quatscht

M.Tronti: 1968 und die Arbeiterbewegung

B.Schoch: Sonderhefte, Beilagen und Broschüren

### *International*

K.Segbers: Zeit des Übergangs, Zeit der Wirren

B.G.Fragner: Nationalitäten und Glasnost in der Sowjetunion

D.Maier: Ziel verfehlt

R.Werning: Vorolympiade »Freiheit«. Kurz und links

E.Altvater: Zum Tode von Christel Neusüß

C.W.Macke: Leopold Spira zum 75.

18. Jg. 1988

Redaktion: N.Apostolidou, H.Burgwinkel, M.Brumlik, D.Diner, R.Detobel, D.Claussen, J.Esser, H.Grün, J.Hirsch, J.Huhn (presserechtlich verantwortlich), I.Klein, P.Lindloff, D.Maier, L.Lodovico, R.Pusch, F.Schneider, B.Sughoff, R.Roth. Herausgeber-/Redaktionsadresse: Arbeitsgruppe Sozialistisches Büro, Postfach 591, Ludwigstr. 33, 6050 Offenbach 4. — Erscheint monatlich. Einzellexemplar DM 3,-. Jahresabo DM 35,-, einschl. Versand. Verlag 2000 GmbH, Postfach 591, 6050 Offenbach 4

# Die Neue Gesellschaft Frankfurter Hefte

Zeitschrift für Demokratie  
und Sozialismus

4'88

- A.Guerra: Die Zukunft des Sozialismus  
H.Kern/M.Schumann: Herausforderungen an eine Gesellschaftspolitik in den 90er Jahren (Teil I)  
F.Steinkühler: Die strukturpolitischen Vorstellungen der IG Metall  
J.P.Rinderspacher: Die Kultur der knappen Zeit  
I.Hauchler: Entwicklungsautonomie und weltpolitische Regionalisierung gegen Modernisierungsrezept und Lagerdenken  
H.-J. Vogel: Ein Strom, der an Kraft nicht verloren hat. Rede vor dem Forum »125 Jahre SPD«

*Deutscher Geist, Deutsches Reich, Deutsche Identität*

- H.Ehmke: Deutsche »Identität« und unpolitische Tradition  
T.Fichter: Westeuropäische Linke und deutsche Frage  
G.Wuthe: Aus Bismarcks Schatten treten — aber wohin? Erwiderung auf H.A.Winkler  
R.Hesse: Weder Revisionismus noch Entmündigung  
J.Hajek: Dialektik von Entspannung und Menschenrechten  
J.Dienstbier: Eine Strategie für Europa  
K.Bloemer: Wurstballons mit Fernbedienung  
E.J.Haerberle: AIDS als politisches Problem (Teil II)

35. Jg. 1988

Herausgegeben für die Friedrich-Ebert-Stiftung von Walter Dirks, Eugen Kogon, Heinz Kühn, Johannes Rau, Heinz O. Vetter, Hans-Jochen Vogel und Herbert Wehner. Redaktion: Peter Glotz (Chefredakteur), Rainer Diehl, Hans Schumacher (verantwortl.). — Erscheint monatlich. Einzelheft 9,50 DM zzgl. Versandkosten. Jahresabo 66 DM zzgl. Versandkosten. — Verlag Neue Gesellschaft, Godesberger Allee 143, 5300 Bonn 2

# Prokla

Zeitschrift für politische Ökonomie  
und sozialistische Politik



70'88

*Wir Intellektuelle*

- Prokla-Redaktion: Intellektuelle Kritik in der gesellschaftlichen Krise  
G.Zieburg: Über das Chamäleonhafte linker Intellektueller  
A.Demirović: Die Soziologen auf der Suche nach ihrer Disziplin. Zur Genealogie eines Wissenschaftsbildes (1945-1961)  
S.Neckel/J.Wolf: Die Faszination der Amoralität. Zur Systemtheorie der Moral, mit Seitenblicken auf ihre Resonanzen  
H.-D.Zahn, Lutz Raphael: Der Affekt des vermeintlichen Siegers. Zu Hauke Brunkhorsts Auseinandersetzung mit Antiintellektualismus und Konservatismus  
I.Szelényi: Möglichkeiten und Grenzen des Projekts einer neuen Klasse in Osteuropa. Selbstkritische Überlegungen zu »Die Intellektuellen auf dem Weg zur Klassenmacht«  
P.Singer: Linksin intellektuelle in Brasilien: Die Erfahrung mit der Macht  
St.Aronowitz: Theorie und sozialistische Strategie  
Th.Lindenberger: Das »empirische Idiom«. Geschichtsschreibung, Theorie und Politik in »The Making of the English Working Class«  
18. Jg. 1988

Hrsg. v. d. Vereinigung zur Kritik der politischen Ökonomie e.V. — Redaktion: E.Altvater, H.Gaßmann, M.Heinrich, K.Hübner, B.Mahnkopf (geschäftsführend). — Erscheint mit 4 Nummern im Jahr. Einzelheft 16 DM. Jahresabo 52 DM — Verlagsadresse: Rotbuch Verlag GmbH, Potsdamer Str. 98, 1000 Berlin 30. — Redaktionsadresse: Postfach 100 529, 1000 Berlin 10.



# TEXT+KRITIK

## 40'88

*Diskussionsschwerpunkt: 125 Jahre SPD*

D.Albers: Immer noch, nein, mehr denn je unterwegs

J.Schleifstein: 125 Jahre SPD

F.O.Wolf: Ein sozialdemokratisches Jahrhundert

Ch.Wickert: SPD-Frauenpolitik vom Kaiserreich bis zum Ende der Weimarer Republik

D.Lehnert: Sozialstruktur und Mehrheitsfähigkeit

U.Schöler: Demokratische Massenpartei -- »Bürokratischer Zentralismus« — Parlamentarisierung

Archiv: 50 Jahre SPD (Rosa Luxemburg, 1913)

*Antworten auf Lafontaine*

O.Demele: Auf die neoklassische Logik eingelassen ...

M.Karnatz: Sozialismus in einer Klasse

*Globale Probleme*

W.Zellner: Globale Probleme und neues Denken

*Besprechungen*

11. Jg. 1988

Hrsg.: Detlev Albers, Heinz Albrecht, Katrin Fuchs, Josef Hindels, Klaus Peter Kisker, Heinrich Lienker, Ursula Pausch-Gruber, Olaf Scholz, Klaus Thusing, Kurt Wand, Klaus Peter Wolf, Burkhard Zimmermann. — Redaktion: J.Blume, J.Günther, F.Heidenreich, M.Karnatz, D.Scholz, A.Wehr, H.W. Weizen, A. Westphal. — *spw* erscheint 1988 in 6 Hefen mit einem Jahresumfang von 576 Seiten. — Einzelheft: 9,50 DM, Jahresabo 7,50,- DM zzgl. Versand. Bestellungen: *spw*-Vertrieb, Tegeler Str. 6, D-1000 Berlin 65

## 98'88

*Herbert Marcuse*

H.Jansohn: Philosophische Begründung und der Absolutheitsanspruch in Marcuses Gesellschaftskritik

St.Breuer/H.König: Realismus und Revolte. Zur Ambivalenz von Herbert Marcuses Version der Kritischen Theorie

B.Görllich: Im Streit um das Freudsche Erbe. Marcuse, Fromm und die Aktualität der psychoanalytischen Kulturismus-Debatte

G.Schmid Noerr: Der politische Eros. Ist Herbert Marcuses Utopie der libidinösen Vernunft veraltet?

V.Lilienthal: Das Glückliche Bewußtsein. Zur Medienkritik bei Herbert Marcuse

K.-H.Sahmel: Vita Herbert Marcuse

R.Görtzen: Auswahlbibliographie zu Herbert Marcuse

Herausgeber: Heinz Ludwig Arnold, Redaktionelle Mitarbeit: Ingrid Laurien, Otto Lorenz, Angelika Machinek und Michael Tötberg. — Erscheint viermal jährlich, Abopreis 38 DM zzgl. Versand. — Redaktion: Tuckermannsweg 10, 3400 Göttingen. Verlag: edition text + kritik, Postfach 80 05 29, 8000 München 80

## wiener tagebuch

marxistische  
monatsschrift

### 5'88

Bemerkungen, Ansichten, Kontroversen: Strafrecht / »Andere Interessen ...« / That's life / Die magische Acht / Ein Blick zum Nachbarn / Ein notwendiges Nachwort / Bürgerlicher Erdrutschsieg in Neusüdwales

L.Spira: Was kann man von einem Banker erwarten?

Die Elefantenhochzeit. Ein Zitate-Mosaik  
J.Bunzl: »Heute Al-Ittihad, und morgen?«  
Gespräch mit Latif Dori

J.Kubiak: Die Deutschen in den Augen der Polen

Brief aus Moskau. Historikerstreit auf russisch

L.Beer-Jergitsch: Von den »Kinderfreunden« zur »roten Jugend«

K.-M.Gauß: Großstadtpflanzen auf Asphalt. Der Literat Kurt Sonnenfeld

K.Kaiser: Wenn die Kühe eine Gewerkschaft hätten. Drei Gedichte

A.Pfoser: Wenn die Literatur nach dem Brot geht. Zu Klaus Amanns Studie über die Schriftsteller und den »Anschluß«

Buchbesprechungen  
Briefe

---

Herausgeber: Verein »Freunde des Wiener Tagebuch«. — Geschäftsführender Redakteur: Leopold Spira. — Erscheint monatlich. — Einzelpreis ÖS 25,-; Jahresabo ÖS 230,-; (Ausland ÖS 280,-/DM 40,-); Studenten ÖS 130,-; (Ausland ÖS 200,-/DM 28,-). — Verlags- und Redaktionsadresse: Belvederegasse 10, A-1040 Wien



Seit 1971 gibt's den  
**ARBEITERKAMPF**,  
die Zeitung des  
Kommunistischen  
Bundes.

Bei uns war Glasnost schon angesagt, als es das Wort noch gar nicht gab.

Wir berichteten, kommentierten und diskutierten in den letzten Monaten beispielsweise zu diesen Themen:

- Entwicklung und Chancen eines palästinensisch-israelischen Dialogs.

- Kein Selbstbestimmungsrecht für die Israelis? Boykott israelischer Waren? Antizionismus gleich Antisemitismus?

- Was will Israel mit den besetzten Gebieten? — Hoffnungen auf die Friedenskonferenz?

- Pornographie und Gewalt: wie zwingend ist der Zusammenhang? — Gefahr einer neuen Sittlichkeit?

- Rosa Luxemburg im Zangengriff zwischen SED/DKP und Linksozialdemokraten.

- Auseinandersetzungen in der DKP.

- Der Kampf mit den weißen Flecken in der sowjetischen Geschichte.

- Autonome sozialistische Gruppen in der UdSSR.

- AIDS — die Krankheit, die die Herrschenden erfunden hätten, wenn es sie nicht schon gäbe.

- Rheinhausen, Friedensbewegung, Grüne, Hafenstraße, Schüsse an der Startbahn, Ulla Penselin und Ingrid Strobl, Nicaragua, Afghanistan...

Der **ARBEITERKAMPF** erscheint vierwöchentlich als Zeitschrift des **KOMMUNISTISCHEN BUNDES** mit 40 Seiten im Zeitungsformat zu einem Preis von DM 5 pro Ausgabe. Er ist zu erhalten in allen linken Buchläden sowie in gut sortierten Zeitungsläden oder direkt bei der

**Hamburger Satz- und Verlagskooperative**  
Lindenallee 4, 2000 Hamburg 20  
Tel. 040 / 43 53 20

Der **ARBEITERKAMPF** kostet im Abonnement jährlich DM 60; halbjährlich DM 33 (bei Einzelbestellungen DM 5 plus DM ,90 Porto).

Kostenloses Probeexemplar bestellen!

# DER BREMER LITERATURPREIS 1954-1987

*»Auswärtig viel und viel geschaltet«*

Reden der Preisträger und andere Texte

HERAUSGEGEBEN VON  
WOLFGANG EMMERICH

EINE DOKUMENTATION  
DER WEDDOLF-ALEXANDER-SCHÖDER-STIFTUNG

JÜRGEN AERLIN · ELSA ARCHINGER · INGERBURG BACHMANN  
JÜRGEN BECKER · JÜRGEN BECKER · THOMAS BERNHARD  
BERTHOLD BREMER · FRANK BRUNN · NIKOLAUS BOHN · MELANIE DRÄXEN  
PAUL CELAN · CHRISTIAN ENZENSBERGER · MARIA FRIEDENBERG ·  
KIRCH VON · GÜNTER GRASS · DANIEL GRELL · ROLF HALDEN  
ROBERT HILGEMANN · GÜNTER HERRMANN  
WOLFGANG HILGEMANN · FRANK HILGEMANN  
ERIK JÜNGER · BENJAMIN KIFFMANN · KAREN KLEIN  
ALEXANDER KUPFER · WOLFGANG KUPFER · WILHELM KUPFER  
CHRISTOPH KUPFER · WOLFGANG KUPFER · CHRISTOPH KUPFER  
JENS GÜNTER KUPFER · WOLFGANG KUPFER  
BERTHOLD KUPFER · JÜRGEN KUPFER · MELANIE KUPFER  
GERD KUPFER · CHRISTOPH KUPFER · WOLFGANG KUPFER  
EVA SCHMIDT · WOLFGANG KUPFER · DANIEL KUPFER · ROLF KUPFER  
LUDWIG KUPFER · PETER KUPFER · GABRIEL KUPFER  
CHRISTOPH KUPFER · PAUL KUPFER · PETER KUPFER · ZILL

Mit einem Nachwort von Wolfgang Emmerich

*edition die horen*

Wolfgang Emmerich (Hrsg.): Der Bremer Literaturpreis. Auswärtig viel und viel geschaltet. 1954-1987. Eine Dokumentation der Weddolf-Alexander-Schöder-Stiftung. Mit den Reden der Preisträger, Laudationes (Auszüge), Prosafragmente, schillernde Werke, Preisentwürfen, Autographen, Bildmaterialien, Fotos, Handschriften, Zeichnungen und Illustrationen. Die bibliographischen Daten (Umschlag einschließlich Katalogbuch 20 x 21 cm, 300 Seiten, DM 32,-, ISBN 3-92614-1-79-7).



edition die horen, Im Winkelshausweg 21A  
30001 Hannover, Deutschland  
Tel. (0511) 2363-1, Fax (0511) 2363-20



## Summaries

### **Kornelia Hauser: Feminist Literature as an Element of a Cultural Memory**

Feminist Literature can be read as cultural critique: As Helke Sander's stories »Die Geschichten der drei Damen K.« illustrate various constructions and ways of dealing with gender relations they are important source material for the women's movement. Kornelia Hauser demonstrates that social and economic changes in the situation of women are not enough: women will be tied and subject to existing power relations by their normal everyday experiences as long as the women's movement cannot develop new ways in order to enlarge women's capacity for cultural activity.

### **Cora Kaplan: Pandora's Box. Subjectivity, Class and Sexuality in Socialist Feminist Criticism**

Cora Kaplan emphasizes the ways in which the Enlightenment and Romantic paradigms of subjectivity gave hostages to the making of subordinate identities, of which femininity is the structuring instance. She argues for a redefinition of the psyche not as a content but as a structure and for a move towards a greater understanding of how social divisions and the inscription of gender are mutually secured and given meaning.

### **Teresa de Lauretis: The Violence of Rhetoric**

Lauretis analyzes the semiotic production of gender between the rhetoric of violence and the violence of rhetoric. She assumes that both views of the relation between rhetoric and violence — Foucault's notion of an order of language which speaks violence and Derrida's notion of »the violence of the letter« — contain and depend on the same representation of sexual difference. The representation of violence is inseparable from the notion of gender, even when the latter is »deconstructed« or indicted as ideology. Lauretis contends that violence is en-gendered in language and, based on Peirce, suggests an elaboration of semiotics as a theory of culture that hinges on a historical, materialist, and gendered subject.

### **Frank Mußmann: Computer, Culture, and Social Movements**

The author discusses the suggestions of the socially and politically engaged philosopher André Gorz as to a reorganization and redistribution of working time. Despite the problems arising from Gorz's analysis of society and his political understanding, Mußmann argues for a productive integration of Gorz's proposals into the political discussion.

<i>Edelstein, Wolfgang, und Gertrud Nunner-Winkler (Hrsg.): Zur Bestimmung der Moral. Philosophische und sozialwissenschaftliche Beiträge zur Moralforschung (A. Regenbogen)</i> .....	445
<i>Bertram, Hans (Hrsg.): Gesellschaftlicher Zwang und moralische Autonomie (A. Regenbogen)</i> .....	445
<i>Lind, Georg, und Jürgen Raschert (Hrsg.): Moralische Urteilsfähigkeit. Eine Auseinandersetzung mit Lawrence Kohlberg über Moral, Erziehung und Demokratie (A. Regenbogen)</i> .....	445
<i>Kegan, Robert: Die Entwicklungsstufen des Selbst. Fortschritte und Krisen im menschlichen Leben (G. Auernheimer)</i> .....	452

## Geschichte

<i>Schulze, Hans K.: Vom Reich der Franken zum Land der Deutschen. Merowinger und Karolinger (H. Zückert)</i> .....	453
<i>Duby, Georges: Wirklichkeit und höfischer Traum (H. Goldinger)</i> .....	454
<i>Duby, Georges: Guillaume le Maréchal oder der beste aller Ritter (F. Konersmann)</i> .....	455
<i>Schwaiger, Georg (Hrsg.): Teufelsglaube und Hexenprozesse (D. Fleischer)</i> .....	455
<i>Bödeker, Hans Erich, und Ulrich Herrmann (Hrsg.): Über den Prozeß der Aufklärung in Deutschland im 18. Jahrhundert. Personen, Institutionen und Medien (R. Kossmann)</i> .....	456

## Soziale Bewegungen und Politik

<i>Besier, Gerhard: »Selbstreinigung« unter britischer Besatzungsherrschaft. Die Evangelisch-lutherische Landeskirche Hannovers und ihr Landesbischof Marahrens 1945-1947 (J. Rehmann)</i> .....	458
<i>Noormann, Harry: Protestantismus und politisches Mandat 1945-1949 (J. Rehmann)</i> .....	461

### Literatur im historischen Prozeß



### Frauen - Literatur - Politik

Argument

### Frauen — Literatur — Politik

Hrsg. v. A. Pelz, M. Schuller, I. Stephan, S. Weigel und K. Wilhelms

Die Beiträge konzentrieren sich um einen in der feministischen Literaturkritik veränderten Begriff des Politischen, der verborgene Gewaltzusammenhänge und symbolisch-diskursive Herrschaftsformen einbezieht: Politische Erfahrungen in der Literatur und politische Effekte literarischer Strategien — Eurozentrismus, sexuelle und kulturelle Differenz — Frau und Tod/Tötung — Theorie(ver)lust: zur Rezeption der »französischen Theorie« im feministischen Diskurs.

Literatur im historischen Prozeß 21/22  
Argument Sonderband 172/173  
ca. 320 S., br., DM 32,- / 28,- für Studenten

## Argument-Rückschau

### 168: Berichte über die Jugend

R.Hanusch: Fragmentierte Identität / A.Cavalli: Zeiterfahrungen / W.R.Heinz: Selbstsozialisation und Arbeitsmarkt / R.Zoll: Ein neues kulturelles Modell? / E.Wollmann: Zur Scientology-Kirche / S.Benton: Sozialpolitik unter Thatcher / G.Hauck: Zurück zur Modernisierungstheorie? / H.Conert: Gorbatschowsche Reformen / Gespräch mit Daniel Ortega / Besprechungen: materialistische Bibellektüre, Ethik, Auto-Kultur, Berufsbildung, Faschismus, US-Arbeiterbewegung

### 167: Politik des Kulturellen

V.Braun: Rede zum Schriftstellerkongreß / H.Fleischer: Die Perestrojka erreicht die Philosophie / W.F.Haug: Gramsci und die Politik des Kulturellen / U.Maas: Der Sprachwissenschaftler Gramsci / H.Krüger: Qualifizierungsoffensive — Chance für Frauen? / G.Bensussan: Die Judenfrage in den Marxismen / S.E.Liedman: Institutionenbezogene Ideengeschichte / G.Leaman: Iran-Contra-Affäre / Besprechungen: Blumenberg, Volkskultur, Geschichte der Sozialwissenschaften, Bildungstheorie und Sozialisation, Arbeiterbewegung, Faschismus, Wirtschaftsplanung

### 166: Politik mit Biologie

D.Haraway: Geschlecht, Gender, Genre / V.Stolcke: Alte Werte — Neue Fortpflanzungstechnologien / H.Allen: Sklavin ihrer Hormone — Prämenstruelle Spannung und Gesetzgebung / G.Bauer: Hitlers Heil im Mund seines Volkes / G.Auernheimer: Klafkis Didaktik / K.A.Geißler, H.Heid: Opfer der Qualifizierungsoffensive / Th.Bergmann: Gemeinsame Erklärung SPD-SED / Besprechungen: Frauen und Philosophie, Literarische Öffentlichkeit, Fünfziger Jahre, Musikgeschichte, Arbeit und Kultur, Lernen und Didaktik, Weimarer Republik, Postfordismus

### 165: Postfordismus — Kapitalismus quo vadis?

M.Godelier: Produktionsweise als theoretische Kategorie / J.Häusler und J.Hirsch: Regulation und Parteien / W.F.Haug: Nach dem Fordismus: Post-Fordismus? / G.T.Kaplan und L.J.Rogers: Faszination des Androgynen / R.v.Bockel: Pazifisten und Hitler / Zhao Baoxu: Dezentralisation der Macht in China / J.M.Ruiz Marcos: Nicaragua — Überlebt die Revolution? / Besprechungen: Foucault, Rhetorik und Sprachpflege, Kriegs- und Nachkriegsliteratur, Film und Video, Interkulturelle Pädagogik, Mittelalter, Modernisierung der CDU, Frauen und Ökonomie

### 164: Klassenkämpfe um Zeit

F.Haug: Zeit für uns. Zu Negt / O.Negt: Brief an Frigga Haug / J.P.Rinderspacher: Die ruhelose Gesellschaft / H.J.Sperling: Pausen: Zur Innenansicht der Arbeitszeit / F.O.Wolf: Alternative Lehren aus der Tarifrunde '87 / A.Dümling: Zum fünfundzwanzigsten Todestag von Hanns Eisler / D.Turner: Sexualisierte Arbeitsbeziehungen / J.Spurk: Neue Forschungen zur Arbeiterklasse in Frankreich / V.Gransow u. H.Suhr: *Amerika*, Super-Amerika, Anti-Amerika / Diskussion: F.Haug: Frauenbefreiung als Männerwerk / Besprechungen: Semiotik, Armut, Allgemeinbildung heute, Geschichtstheorie, Aufklärungshistorie, Sowjetunion, Entspannungspolitik, Sexismus und Rassismus

### 163: Geschlecht und Rassismus

V.Stolcke: Das Erbe sichern / M.Barrett, M.McIntosh: Ethnozentrismus im sozialistischen Feminismus / Türkinnen in der Initiative / K.Holzcamp: »Wirkung« oder Erfahrung von Arbeitslosigkeit? / H.Thielen: Agrarreform und Ökologie in Nicaragua / F.O.Wolf: Staatliches Gewaltmonopol als Definitionsmonopol von »Gewalt« / Literaturbericht: Alternative Kommunalpolitik / Besprechungen: Philosophiedidaktik, Literatur und Revolution, Ethnologie, Religion, Erziehung und Politik, Frauen in der Geschichte

## Buchhandlungen

die das Argument-Verlagsprogramm vollständig am Lager haben

- Augsburg »probuch« GmbH, Gögginger Str. 34; Tel. 0821/579173  
Berlin 12 Buchladen am Savignyplatz, Carmerstr. 9; Tel. 030/3134017  
das europäische buch; Knesebeckstr. 3; Tel. 030/3135056  
Berlin 19 Buchhandlung G. Zimmermann, Schlossstr. 29; Tel. 030/3417432  
Berlin 33 das europäische buch, Thielallee 32; Tel. 030/8324051  
Jürgens Buchladen, Königin-Luise-Str. 40; Tel. 030/8315089  
Berlin 41 Wohltat'sche Buchhandlung, Rheinstr. 11; Tel. 030/8511509  
Berlin 62 Elwert & Meurer, Hauptstr. 101; Tel. 030/784001  
Bremen 1 Georg-Büchner-Buchhandlung, Vor dem Steintor 56; Tel. 0421/72073  
Duisburg AGORA-Buchhandlung GmbH, Wallstr. 46; Tel. 0203/25507  
Essen Heinrich-Heine-Buchhandlung, Viehofer Platz 8; Tel. 0201/231923  
Frankfurt Buchladen Verlag 2000 GmbH, Jügelstr. 1; Tel. 0611/775082  
Wiss. Buchhandlung Theo Hector, Gräfeinstr. 77; Tel. 0611/777303  
Fulda Sozialwissenschaftliche Fachbuchhandlung, Friedrichstr. 24; Tel. 0661/74934  
Hamburg ARGUMENTE, Rentzelstr. 1; Tel. 040/453680  
Heinrich-Heine-Buchhandlung, Grindelallee 26; Tel. 040/449778  
Buchladen Gegenwind, Grindelhof 45; Tel. 040/453801  
Hannover Internationalismus Buchladen, Königsworther Str. 19; Tel. 0511/17173  
Kassel Buchhandlung Wissen u. Fortschritt, Werner Hilpert Str. 5; Tel. 0561/15642  
ABC-Buchladen, Goethestr. 77; Tel. 0561/77704  
Köln 41 Der Andere Buchladen, Zülpicher Str. 197; Tel. 0221/420214  
Krefeld Der andere Buchladen, Dionysiusstr. 7; Tel. 02151/66842  
Marburg Politische Buchhandlung Roter Stern, Am Grün 28; Tel. 06421/24787  
Collectiv-Buchhandlung Wilhelm Liebknecht, Wettergasse 19; 06421/63662  
München 40 BASIS, Sozialwiss. Fachbuchhandlung, Adalbertstr. 41b; Tel. 089/2809522  
Münster Collectiv Buchhandlung, Roggenmarkt 15-16; Tel. 0251/51414  
ROSTA-Buchladen, Spiekerhof 34; Tel. 0251/44926  
Oldenburg Carl v. Ossietzky Buchhandlung, Achternstr. 15/16; Tel. 0441/13949  
Schwerte Buchhandlung Hubert Freistühler, Holzener Weg 31; Tel. 02304/80033  
Stuttgart Buchhandlung Wendelin Niedlich, Schmale Str. 9; Tel. 0711/223287  
Schweiz Bern, Münstergass-Buchhandlung, Münstergasse 41; Tel. 031/228218  
Zürich, Limmatbuchhandlung, Pinkus-Genossenschaft,  
Froschaugasse 7; Tel. 01/2512674  
Österreich Wien 1, Buchhandlung Heinz Kolisch, Rathausstr. 18; Tel. 0222/433221  
Wien 10, Karl Winter OHG, Landesgerichtstr. 20; Tel. 0222/421234

## Frauenbuchläden, die das Argument-Programm führen

- Berlin 12 Lilith Frauenbuchladen, Knesebeckstr. 86-87; Tel. 030/312 31 02  
Berlin 62 Frauenbuchladen Labrys, Hohenstaufenstr. 64; Tel. 030/215 25 00  
Bielefeld bambule e.V., August-Bebel-Str. 154, Tel. 0521/6 84 61  
Bonn Nora-Frauenbuchladen, Wolfstr. 30; Tel. 0228/65 47 67  
Dortmund frauenbuchladen zimpzicke, Adlerstr. 45; Tel. 0521/6 84 61  
Bremen Frauenbuchladen Hagazussa, Friesenstr. 12; Tel. 0421/7 41 40  
Düsseldorf Frauen-Bücher-Zimmer, Duisburger Str. 50, Tel. 0211/46 44 05  
Frankfurt 90 frauenbuchladen gmbh, Kiesstr. 27, Tel. 069/70 52 95  
Göttingen Frauenbuchladen Laura, Burgstr. 3  
Hamburg 20 Frauenbuchladen »Von heute an«, Bismarckstr. 98; Tel. 040/420 47 48  
Hannover Annabee Frauenbuchladen, Hartwigstr. 7; Tel. 0511/32 40 24  
Heidelberg Frauenbuchladen GmbH, Theaterstr. 16; Tel. 06221/2 22 01  
Karlsruhe LUZIA frauen-buchladen, Viktoriastr. 9; Tel. 0721/2 54 46  
Kassel Aradia Frauenbuchladen, Reginastr. 14; Tel. 0561/1 72 10  
Mannheim Frauenbuchladen Xanthippe, T3, 4; Tel. 0621/2 16 63  
München 40 Lillemor's Frauenbuchladen, Arcisstr. 57; Tel. 089/272 12 05  
Osnabrück mother jones frauenbücher café, jahnstr. 17; tel. 0541/4 37 00  
Tübingen Frauenbuchladen Thalestris, Bursagasse 2; Tel. 07071/2 65 90  
Schweiz Bern, Frauenbuchladen, Münstergasse 41; Tel. 031/21 12 85  
Zürich, Frauenbuchladen, Stockerstr. 37; Tel. 01/202 62 74  
Österreich Wien, Frauenzimmer Langgasse 11; Tel. 0222/43 86 78